

GEHEIMNIS TIBET

Erster Bericht der Deutschen Tibet-Expedition Ernst Schäfer

1938/39



VERLAG F. BRUCKMANN / MÜNCHEN

Mit 56 Abbildungen, 32 Farbtafeln und 1 Übersichtskarte

Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1943 by F. Bruckmann KG., München
Gesamtherstellung F. Bruckmann KG., München. Gedruckt in Weiß-Antiqua
Verlagsnummer 594

Hundert göttliche Zeitalter reichen nicht aus,
um alle Wunder des Himalajas zu beschreiben

(AUS DEM SANSKRIT)

Es sei mir gestattet, zuvor noch einige Erklärungen zum Verständnis der wissenschaftlichen Zielsetzung unserer Forschungsreise zu geben. Selbst auf die Gefahr hin, langweilig zu wirken, halte ich es doch für richtig, dem Leser einmal vor Augen zu führen, warum wir eigentlich nach Tibet gingen und was wir dort wollten.

Zu diesem Zwecke möchte ich in groben Zügen einen kurzen Überblick über den Entwicklungsgang der Auslandsforschung vorausschicken.

Nach Beendigung des für die gesamte Weltordnung so wichtigen Zeitalters der Entdeckungen gingen Vertreter der einzelnen Nationen an die Erforschung der großen Räume innerhalb der Kontinente und schließlich an die Tilgung der letzten „weißen Flecke“ auf der Erdkarte. Diese Ziele sind in fast allen Erdteilen schon zu einem befriedigenden Abschluß gelangt. Nur in gewissen Teilen Südamerikas und Innerasiens ergeben sich noch immer wahrhaft ungeahnte Perspektiven für pionierhafte Forschungen. Diese Tatsache findet in der Ungangbarkeit und Abgeschlossenheit dieser ungeheuren Ländermassen ihre Begründung.

Auf die geographische Erschließung folgte dann die meist spezialisierte, einzelnen Wissens- oder Wirtschaftszweigen dienende Durchforschung bestimmter Landgebiete, die der wirtschaftlichen Ausbeutung und der Deutung wissenschaftlicher Probleme diene.

Was die Naturwissenschaften betrifft, so tobte im 19. Jahrhundert der Kampf um die Abstammungstheorie aller organischen Wesen, der Pflanzen, der Tiere und des Menschen. Das Interesse an der Entstehung, Neubildung und Umbildung der Lebewesen rückte mehr und mehr in das Spürlicht wissenschaftlichen Tatendranges. Es fehlten damals noch die feineren Erkenntnisse der Zellenkunde, der Vererbung und vieler anderer Grundwissenschaften, die für das Verständnis der Entstehungs- und Abstammungsvorgänge von größter Wichtigkeit sind, so daß die mannigfaltigen Probleme noch keine eindeutigen Lösungen zuließen.

Die exakten Naturwissenschaften hatten sich noch nicht zu großen, selbständigen Wissensgebieten emporgeschwungen, um mit unantastbarer Folgerichtigkeit die Gesetze des Lebensrätsels zu umreißen, wie dies gerade in den letzten Jahrzehnten mit größtem Erfolge geschah. Heute erst, da die großen Meister der Vererbungsforschung schon größtenteils nicht mehr unter den Lebenden weilen, ist es gerade bei der biologischen Auslandsforschung besonders

wichtig, daß wir die verschiedensten Lebensgemeinschaften und ihre einzelnen Elemente ebensogut erkennen lernen, wie die Vorgänge und Reaktionen im Innern der Organismen. Es ist eine unausbleibliche Forderung unserer Zeit, die verschiedenen biologischen Richtungen mit den Ergebnissen der Grundwissenschaften in Einklang zu bringen, um neue Bande zu knüpfen und Anregungen zu geben. Hierdurch sollen nicht nur die Lebenserscheinungen in der freien Natur ergründet werden, sondern auch eine Neubelebung der systematischen Wissenschaften bewirkt werden.

Wir stehen heute vor der zwingenden Notwendigkeit, eine totalbiologische Betrachtung in der Auslands- und in der für stammesgeschichtliche Probleme so wichtigen Asienforschung anzubahnen. Viele Wissenszweige in ihrer einseitigen, oft zeitbedingten Begrenztheit führten ohne Zweifel zu einer Überspezialisierung, die in einer Entfremdung der einzelnen Wissenszweige untereinander ihren gefährlichsten Ausdruck fand.

Ebenso wie die klassischen Meister und Pioniere der Auslandsforschung Alexander von Humboldt, Charles Darwin und später für das östliche Asien Freiherr von Richthofen und der größte zur Zeit lebende Forscher, der Schwede Sven Hedin, um ihre synthetischen Ergebnisse gekämpft und gerungen haben, so ist es nun unsere Aufgabe, die fundamentalen Arbeiten unserer großen Vorgänger fortzuführen und auf der Grundlage der modernen Natur- und Kulturwissenschaften weiter auszubauen und zu einem festgefügt Ganzen zu verschmelzen.

Schon als ich, zwanzigjährig, zum ersten Male in die Wildnisse des östlichen Tibets vordrang, interessierten mich die lebensgesetzlichen Probleme der Entstehungs- und Stammesgeschichte. Sie hielten mich fest und zogen mich tiefer in ihren Bann, dem zu entrinnen es mir ebenso unmöglich ist, wie dem Rufe der hochasiatischen Landschaft.

Auf meinen früheren Forschungsreisen, die ich mit Angelsachsen durchführte, fand ich eine Reihe von Fehlern und Unzulänglichkeiten in der einseitigen Methodik und Anlage der Expeditionen. Es bedurfte keines besonderen Scharfblickes, um zu erkennen, daß in verschiedenen Wissensdisziplinen eine zu hohe Spezialisierung eingerissen war, so daß kausale Fragestellungen ein Ding der Unmöglichkeit waren und ein Gesamtbild nicht entworfen werden konnte.

Man war außerstande, einen fruchtbringenden Gleichklang zwischen Feld- und Laboratoriumsforschungen herbeizuführen. Es war eine Zeit, da dunkle Spekulationen und geistreiche Vermutungen vielfach die Marksteine eines unsicheren Vorwärtstastens waren. Der umfassende Blick schien getrübt und die peinliche Genauigkeit, mit der namhafte Wissenschaftler nach Abschluß der Forschungsreisen an die Auswertungen herangingen, vermochten

in keiner Weise befriedigende Ergebnisse zu erzielen. Vage Hypothesen und Vermutungen, eher noch eigenwillige Schöpfungen des Geistes, als einfache und klare Tatsachen, verschleierten das Gesamtbild, weil der in der Auslandsforschung so notwendige Kontakt mit den Grenzwissenschaften vernachlässigt wurde und in vielen Fällen völlig verloren ging.

Die hohe Spezialisierung der modernen Forschungsreise ließ es bei der Bearbeitung meiner eigenen Forschungsergebnisse immer wieder notwendig erscheinen, auf die alten Meister der Erforschung Zentralasiens zurückzugreifen.

Nach Abschluß meiner zweiten Tibet-Expedition sah ich die Notwendigkeit ein, bei allen wissenschaftlichen Fragen, die eben Tibet berührten, an einen grundlegenden Neuaufbau zu denken, da das Fehlen des lapidaren und fundamentalen Wissens auf den Gebieten der Basis- und Schwesterwissenschaften nur zu deutlich in die Erscheinung trat. Da ich weder Mittel noch Wege sah, meine eigenen biologischen Ergebnisse klar einzuordnen und richtig zu deuten, so mußten notgedrungen die allermeisten und die interessantesten Probleme einstweilen ungelöst bleiben.

Anstatt in den Fehler der spekulativen und rein hypothetischen Betrachtungsweise zu verfallen, war ich daher entschlossen, eine nach völlig neuen Gesichtspunkten ausgerichtete Expedition mit einer größeren Teilnehmerzahl nach Tibet zu führen.

Dabei will ich nicht verhehlen, daß mir die Gefahren des einsamen Wildnislebens schon auf früheren Reisen deutlich gemacht waren, und so dauerte es recht lange, bis ich die mir geeignet erscheinenden Mitarbeiter für die einzelnen wissenschaftlichen Gebiete gefunden zu haben glaubte. Männer eben, die die Annehmlichkeiten der europäischen Zivilisation für lange Zeit in Tausch gaben gegen ein hartes und entbehrungsreiches Wildnisleben.

Das tibetische Hochland, jenes gewaltigste Gebirgsland der Erdoberfläche, ist noch längst nicht in allen seinen Teilen durchforscht, und die wissenschaftliche Erfassung steht dort noch in den allerersten Anfängen. Das Hauptziel meiner dritten Tibet-Expedition war es, ein im weitesten Sinne biologisches Bild dieses rätselhaften Landes in einer Gesamtschau zustande zu bringen.

Es war dies eine in ihrem Wesen wohl uralte, in ihrer Durchführung jedoch durchaus neue Synthese aller naturwissenschaftlichen Gebiete untereinander. Diese Zusammenarbeit der biologischen Richtungen mit den ihnen verwandten geisteswissenschaftlichen Gebieten führten zu einem vollen Erfolg. In engster Berührung und fruchtbarem Gedankenaustausch arbeiteten die einzelnen Spezialisten auf dieser Expedition Hand in Hand, indem sie sich den Stoff gegenseitig zuführten, sich in ihren Erkenntnissen ergänzten und die großen Zusammenhänge klarer erkenntlich werden ließen.

Es erscheint mir im Rahmen dieses ersten Niederschlages der Expedition, der in keiner Weise Anspruch darauf erhebt, Neues zu bringen oder gar unseren wissenschaftlichen Ergebnissen vorwegzugreifen, dennoch wichtig, einen knappen Überblick unserer Aufgabengebiete und ihrer Durchführung zu bringen. Von der Voraussetzung ausgehend, daß alle lebensgesetzlichen Vorgänge der Natur in der Erde wurzeln, daß weiterhin der Aufstieg in der Reihe der mannigfaltigen Entwicklungsstufen über die Pflanze zum Tiere und vom Tiere zum Menschen weiterführt, so waren Erde, Pflanze, Tier und Mensch Gegenstand unserer Forschungen in Tibet.

Allein die erdgeschichtlichen und geographischen Verhältnisse des tibetischen Hochlandes sind noch so mangelhaft erforscht, daß wir trotz scheinbarer äußerlicher Uniformität noch längst nicht dazu in der Lage sind, ein Gesamtbild des Landes zu entwerfen. Einstweilen fehlt noch die exakte wissenschaftliche Grundlage für die meisten entstehungsgesetzlichen Probleme in der Naturbetrachtung des tibetischen Hochlandes. Es mangelt weiterhin an tiefeschürfenden Erkenntnissen über die Umweltfaktoren, um Aussicht darauf zu haben, den vielseitigen Problemen in ernsthafter Betrachtungsweise bis auf den Grund gehen zu können.

Die mangelhafte Erforschung des Landes, das man wohl als Ursprungsgebiet und Ausstrahlungsareal für viele Gattungen und Arten in Botanik und Zoologie erkannt hat, läßt es noch nicht zu, ein zusammenhängendes Bild über seine wirkliche biologische Bedeutung und seine hervorragende Stellung als Schlüsselland für stammesgeschichtliche Probleme entwerfen zu können.

Tibet ist auf Grund seiner extremen Umweltsbedingungen, die nicht nur in seiner Oberflächengestaltung, sondern in gleichem Maße auch in seinen klimatischen Bedingungen zum Ausdruck kommen, ein klassisches Land für vergleichende naturwissenschaftliche Forschungen. Überdies stellt es einen in sich einheitlich geschlossenen Hochgebirgsblock dar. Durch gewaltigste Gebirgssysteme fast hermetisch abgeschlossen, grenzt Tibet an nicht weniger als fünf grundverschiedene Lebenszonen, die ihre Ausläufer zu verschiedensten Zeiten der Erdgeschichte bis weit nach Hochtibet hineingesandt haben. Gleichzeitig ist Tibet ein Rückzugsgebiet für eine Reihe von altertümlichen, an anderen Stellen der Erde längst ausgestorbenen Lebensformen.

Schon die Erwähnung dieser wenigen Faktoren, mit denen es der Lebenswissenschaftler im tibetischen Hochlande zu tun hat, weisen auf eine unwahrscheinliche Fülle und Mannigfaltigkeit von Tier- und Pflanzenarten, ebenso wie von Menschenrassen hin. Und mehr noch, es grenzen diese formenreichen Lebensgemeinschaften, bedingt durch die gewaltigen relativen und absoluten Höhenunterschiede, namentlich der himalajanischen Grenzländer, durch scharf

gekennzeichnete Kontaktzonen in mannigfaltigen Lebensräumen aneinander, so daß wir es gerade in diesen Begrenzungsarealen mit dem geeignetsten Nährboden für rassenkundliche Untersuchungen zu tun haben. Viele Beispiele aus Botanik und Zoologie lassen mit Eindringlichkeit vermuten, daß die Tendenz zur Bildung neuer Arten und Ausprägung geographischer Rassen hier größer ist als an irgendeiner anderen Stelle des asiatischen Kontinents.

Es entspricht nicht der Aufgabe dieses kurzen Arbeitsüberblickes, die einzelnen Wissenszweige genau zu umreißen und in allen Einzelheiten zu erklären; aufzeigen möchte ich jedoch in großen Zügen, wie und in welcher Weise sich die Teilgebiete auf unserer Expedition zu ergänzen vermochten.

Angedeutet wurde schon, daß die einzelnen Wissensgebiete, die auf der Expedition von Spezialwissenschaftlern vertreten wurden, wie die Glieder einer Kette innigst zusammenhingen.

Grund- und Basiswissenschaft war die Erdkunde, die Geophysik und die Klimakunde. Sie dienten nicht allein spezialwissenschaftlichen Erkenntnissen, sondern lieferten vor allem die Grundlage für Karten, erdmagnetische Störungsfelder und für alle sich auf der Landeskunde aufbauenden Wissensgebiete. Außerdem boten sie den biologischen Arbeitsrichtungen die genauen Höhenbestimmungen, Ortsangaben und Planaufnahmen und trugen zur Klärung der wichtigen klimatischen Verhältnisse bei.

Meteorologisch ließen sich nach regelmäßig dreimal täglich durchgeführten Beobachtungen die interessantesten Einzelheiten erkennen, die wiederum den Grundstein für exakte Darlegung der biogeographischen Zoneneinteilung bildeten.

Da wegen des oft fehlenden Sternenhimmels die astronomischen Ortsbestimmungen, die als Grundlage für jegliche Kartenarbeit anzusehen sind, nicht an allen Punkten und Lagern befriedigend durchgeführt werden konnten, so mußten von vielen Teil- und Sonderexpeditionen noch Wiederholungen dieser meist nächtlicherweile und unter schwierigsten Verhältnissen durchgeführten Beobachtungen gemacht werden. Gerade sie sind bei der jetzt erst in Deutschland erfolgenden Bearbeitung der Gesamtergebnisse von ausschlaggebender Bedeutung.

Die gründlichen erdmagnetischen Absolutbestimmungen in jedem Standlager bildeten den Grundstock für alle weiteren Beobachtungen und Erkenntnisse im Forschungsraum. Es lag uns daran, die erdmagnetischen Verhältnisse zu klären und eine fast flächenhafte Aufnahme des Forschungsgebietes anzustreben.

Diesen erdmagnetischen Arbeiten kam eine hohe wissenschaftliche Bedeutung schon deshalb zu, weil Tibet durch die Arbeiten Filchners heute schon als klassisches Land für erdmagnetische Feldarbeiten schlechthin gelten kann. Während Filchner fast nur in Nordtibet arbeiten

konnte, gelang es uns erstmalig, den südtibetischen Lebensraum einer eingehenden erdmagnetischen Untersuchung zu unterziehen. Auf diese Weise wurzelt die gesamte Kenntnis über die erdmagnetischen Verhältnisse des tibetischen Hochlandes auf deutscher Forscherarbeit. Angestrebt und erreicht wurde ein verzweigtes Netz absoluter erdmagnetischer Stationen, die einen gegenseitigen Abstand von etwa 25 bis 40 km haben, während in Nordsikkim sogar eine vollständige flächenhafte Vermessung vorgenommen werden konnte. Mit Hilfe hochempfindlicher magnetischer Theodolite wurden die Elemente der Deklination, Horizontalintensität und Inklination gemessen; es waren dies außerordentlich schwierige Arbeiten, die vielerorts unmöglich gemacht wurden. Die Basis für alle diese „absoluten“ Messungen war der Standort eines sich in Deutschland befindlichen erdmagnetischen Observatoriums (in Nimegk), wo die empfindlichen Instrumente vor Beginn und nach Beendigung der Expedition mit den Apparaten des Observatoriums verglichen wurden, um die Exaktheit der Beobachtungen überprüfen zu können.

Außerdem wurde eine sehr große Anzahl von „relativen“ Messungen zum Aufdecken geologischer Strukturen und Auffinden von Bodenschätzen und Erzlagern angestellt. Aus diesem Grunde wurden gerade diese Vermessungen im gesamten Forschungsgebiet außerordentlich dicht angelegt. An allen denjenigen Stellen, wo das unregelmäßige Verhalten der Instrumente auf besondere geologische Strukturen schließen ließ, wurde in einer Kette von dicht aneinanderliegenden Stationen noch bei weitem intensiver vermessen, so daß die Stationsabstände von 10 bis 15 m bei Flächenvermessungen keine Seltenheit waren. Die vorläufigen Untersuchungen auf erdmagnetischem Gebiete haben ergeben, daß Indien bis zum Südrand des Himalajas erdmagnetisch stark gestört ist, daß die ganze himalajanische Zone jedoch bis zur großen Tsangpolinie (Brahmaputratäl) sich erdmagnetisch durchaus normal verhält, während sich nördlich des mächtigen Flußverlaufes und im Tale des Tsangpo selbst außerordentlich starke Anomalien, deren Deutung noch längst nicht abgeschlossen ist, nachweisen lassen.

Wie schon erwähnt, dienten die Höhenbestimmungen in der Hauptsache den biologischen Erkenntnissen zur Klärung der floristischen und faunistischen Verhältnisse. Die Grundlagen für diese Arbeiten lieferte das Hypsometer nach Danckelmann und dazu gehörige Thermometer, während gleichzeitig der Stand von vier verschiedenen Aneroiden bestimmt wurde. Um auch auf den Märschen eine genaue Höhenbestimmung durchzuführen, wurden zwei, durch die Hypsometerbestimmungen in regelmäßigen Zeitabständen immer wieder kontrollierte Aneroide benutzt.

Für die erdmagnetischen Kleinvermessungen in Störungsfeldern und für bestimmte biologisch wichtige Areale sowie für Stadt- und Siedlungspläne waren großmaßstäbliche Pläne notwen-

dig. Diese Vermessungen wurden auf Grund des Routenaufnahmeverfahrens ausgeführt, so daß die einzelnen Routenzüge durch Peilungen und Überschneidungen miteinander verbunden und ausgeglichen werden konnten.

Für die wichtigen photogrammetrischen Aufnahmen wurde ein Phototheodolit benutzt, der ganz hervorragende Dienste tat. Die Methode der Photogrammetrie wurde nur auf wenige ausgesuchte Objekte von besonderer Bedeutung angewandt, weil dieses Verfahren sehr viel Zeit in Anspruch nimmt und häufig längeres Warten auf günstige Wetterbedingungen erfordert.

Auf dem Gebiete der Meteorologie wurden die Elemente der Lufttemperatur, der Luftfeuchtigkeit, des Luftdruckes, der Niederschlagsmengen, der Bewölkungsart, der Wolkendichte, der Windrichtung und Windstärken gemessen und festgelegt. Gerade diese meteorologischen Vorgänge im Verein mit den schon erwähnten Arbeiten und genauen Beobachtungen der Oberflächengestaltung gaben uns die interessanteste Aufklärung für die biologische Beurteilung.

Es versteht sich beinahe von selbst, daß zur Gesamterfassung des Landes auch Lotungen und Feststellungen des Salzgehaltes der hochtibetischen Seen sowie Beobachtungen über Strömungsgeschwindigkeiten der Wasserläufe und vieles andere mehr gehörten. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß das eben umrissene Gebiet der Erdkunde die wichtigsten und grundlegenden Erkenntnisse für die lebensgesetzliche Betrachtungsweise des durchforschten Lebensraumes vermittelte.

Auf diesen Forschungsergebnissen aufbauend, war die Botanik und damit die Pflanzendecke mit ihren verschiedensten ursprünglichen und menschlich beeinflussten Pflanzengesellschaften Gegenstand eingehender Untersuchungen. Neben systematischen Zwecken dienenden Herbarmaterials wurden umfangreiche Sammlungen von Samen aller Nutz- und Zierpflanzen angelegt. Unsere Bestrebungen wurden immer von dem Ziele geleitet, alles das zusammenzutragen, was für die Gemeinschaft unseres Volkes nutzbringend sein könnte. Es seien hier nur die etwa 1500 Gerstenherkünfte erwähnt, die zum Teil Primitivzüchtungen darstellen und eine Reihe von wichtigen Erbfaktoren, wie Trockenresistenz und Kältewiderstandsfähigkeit vermuten lassen.

Weiter befaßten sich unsere Untersuchungen mit der Tierwelt des tibetischen Hochlandes. Hier waren es besonders die Gebiete der Insektenkunde, der Vogel- und Säugetierkunde, die uns hinsichtlich ihrer Systematik, biologischer und ökologischer Gesetzmäßigkeiten, ihrer geographischen Verbreitung und Stammesgeschichte in Verbindung mit den geographisch-erdgeschichtlichen Verhältnissen am meisten interessierten. Auf jedem dieser Gebiete wurde eine

Reihe von Neuentdeckungen gemacht und umfangreiche systematische Sammlungen neben den in den Tagebüchern verankerten biologischen Werten zusammengestellt. Wie bei der Botanik die einzelnen Nutzpflanzen und Getreidesorten unser größtes Interesse beanspruchten, so wurden auch sämtliche im Forschungsraum vorkommenden Haussäugetiere eingehenden Untersuchungen unterzogen und sammlungsmäßig erfaßt. Außerdem brachten wir eine Anzahl lebender Tiere mit nach Deutschland zurück.

Als nächste und letzte Etappe zur gesamtbiologischen Erfassung des tibetischen Lebensraumes erschien uns die Anthropologie, kurz die rassenmäßige Gliederung und die völkerkundliche Betrachtung des Menschen, dessen Kultur sich auf allen den schon genannten Faktoren folgerichtig aufbaut. So war die Erforschung des Menschen mitsamt seiner materiellen und geistigen Kultur dazu berufen, den Kreis der Gesamtforschung des tibetischen Landes zu beschließen.

Die rassen- und völkerkundlichen Arbeiten bauten darauf auf, die verwickelten Verhältnisse der aufeinanderstoßenden Rassenkreise und ihrer verschiedensten erscheinungsbildlichen und kulturellen Einflüsse zu erforschen. Von Süden her, weit die Durchbruchtäler hinaufreichend, sind die ihrem Wesen nach weichen Menschen aus dem indoarischen Rassenkreise mit den wuchtigen, derbknochigen mongoloiden Elementen, die die höheren Teile Sikkims und fast ganz Tibet bewohnen, zusammengestoßen. Außer der rassen- und völkerkundlichen Gliederung des Forschungsraumes und dem Zustandebringen einer sehr umfangreichen Sammlung völkerkundlicher Gegenstände (2000 Nummern) war es eine unserer Aufgaben, ein klares Bild von der rassischen Zusammensetzung der aus anderen Lebensräumen eingedrungenen Menschenrassen zu entwerfen. Für diese Arbeiten war das im Zentralhimalaja gelegene Sikkim und das angrenzende Tibet ein in jeder Weise ideales Gebiet, weil hier, durch mächtige Gebirgsschranken getrennt, viele dem Rassenkundler kaum bekannte Völkerschaften ansässig geworden sind. Ein weiteres, für die menschliche Rassenkunde interessantes Problem lag darin, zu untersuchen, ob mit den gewaltigen Niveaudifferenzen auch bei den Menschen parallel laufende Unterschiede nach Höhenlagen und geographischer Breite bestehen, wie sie auf dem Gebiete der Zoologie und Botanik nachgewiesen werden konnten. Auch hier wieder, wie im Anfang, die Tatsache, daß die Zusammenarbeit der Spezialisten der verschiedensten Wissensgebiete unumgänglich notwendig ist. Es wurden alles in allem Vertreter von sieben rassisch verschiedenen Volksgruppen untersucht und vermessen, eine Reihe von Kopf-, Hand- und Fußabformungen, Gesichtsmasken, daktyloskopischen und Blutgruppenuntersuchungen durchgeführt, so daß auch auf diesem Teilgebiet ein reichhaltiges Material zustande kam. Es wurden über 40 000 photographische Schwarzweißaufnahmen, 2000 Farbbilder und viele Natururkunden hergestellt und ein Schmalfilm von 16 000 m Länge gedreht.

Die hier veröffentlichten Farbbilder behandeln in der Hauptsache das klassische Tibet. Sie sind als Buchschmuck zu bewerten und haben keine unmittelbare Beziehung zum Text. Auch die Gesamtplanung und der technische Aufbau dieser Expedition stellte insofern etwas völlig Neues dar, als einige zur Expeditionsgemeinschaft zählende Mitglieder in der Heimat verblieben. Diesen fiel die Aufgabe zu, unsere Belange zu vertreten, das reichhaltige, viele hundert Kisten umfassende und im Verlaufe der Monate zurückgesandte Material zu sichten, mit führenden theoretischen Wissenschaftlern in Verbindung zu treten und uns immer neue Anregungen und vor allem auch schärfste Kritiken nach draußen in die Wildnis zu senden.

Ferner vertrat ein weiteres Expeditionsmitglied in der Basisstation Kalkutta in Indien unsere Interessen, so daß eine unlösbare Kette der geistigen Verbindungen trotz der Unwegsamkeit des tibetischen Hochlandes hergestellt werden konnte. Der technische Leiter, der die einzelnen Vorstöße von Telexpeditionen organisierte, die Ausbeutekarawanen zurücksandte und die Verproviantierung sicherstellte, legte ferner eine Reihe von Stationen nach der britisch-indischen Küste an, so daß wir auch zu Zeiten politischer Spannungen nur für kurze Monate von der Außenwelt abgeschnitten waren. Da das Primat bei den Wissenschaftlern lag, so mußte bei dem technischen Leiter, der mit dem Führer des gesamten Unternehmens die Stoßkraft darstellte und das Rückgrat der Expedition zu festigen hatte, eine straffe Organisation verankert sein.

In den letzten Jahrzehnten wurde auf dem Gebiete der Asienforschung einem ganzen Heere von Scharlatanen Tür und Tor geöffnet. Gerade Tibet kann in dieser Hinsicht als Musterbeispiel gelten, weil der Name dieses weltabgeschiedenen Hochlandes noch immer mit dem Nimbus des Magischen und Geheimnisvollen umwittert ist. Es erschienen im Laufe der Jahre eine ganze Reihe von abenteuerlich-belletristischen Buchberichten über Tibet von Leuten, die das tibetische Hochland niemals in ihrem Leben betraten.

Vielen wissenschaftlichen Spezialisten fehlte oft der kritische Sinn und der sachliche Überblick, um dieses wertlose Treiben zu unterbinden oder ihm mit sachlichen Argumenten und offener Kampfansage entgegenzutreten. So entstand neben den nach amerikanischem Muster ausgerüsteten, oft nur einem einzigen Zwecke dienenden Forschungsreisen, die reine Abenteuerfahrt, bei der Trugbild und Übertreibung unangefochten existieren konnte.

Wir haben uns bemüht, den nackten Tatsachen ins Auge zu schauen und wollen sie mit warmen Herzen so schildern, wie wir sie erleben durften.

Ich möchte aber dieses erste kleine Werk der Öffentlichkeit nicht übergeben, ohne meinen Kameraden zu danken für ihre Treue, ihren Fleiß und ihren selbstlosen Einsatz. Vor allem

aber auch für das Vertrauen, das sie während der ganzen Reise in meine Führung setzten, so daß es uns gemeinsam gelang, mit der Hauptstadt Tibets, mit Lhasa, eines der schönsten Ziele zu erreichen, die es für einen neuzeitlichen Forscher zu erkämpfen gibt.

Karl Wienert, der Geophysiker und Erdmagnetiker, Bruno Berger, der Anthropologe und Ethnologe, Ernst Krause, der Entomologe, Filmoperateur und Kameramann, und nicht zuletzt Edmund Geer, der technische Leiter und Karawanenführer, waren meine Kameraden. Sie haben mir während der Expedition auch in kritischen Situationen bewiesen, daß ich recht daran tat, das Wagnis einer solchen, über Jahresfrist sich hinziehenden Sammel- und Gemeinschaftsexpedition in Angriff zu nehmen. Aber nicht nur ihnen gebührt mein Dank, sondern auch unseren engsten Mitarbeitern und Helfern in der Heimat und in der Basisstation Indiens. Ich denke hier vor allem an unseren Kameraden Konrad von Rauch, der die Belange der Expedition in der Heimat vertrat, und an Heinz Gerling. Ich denke ferner an meinen alten Freund Jobst Gößling, der für mich und die Expedition in Kalkutta das gleiche war, was von Rauch und Gerling in der Heimat bedeuteten. Besonders lobende Erwähnung verdient aber auch mein nepalesischer Freund und der Dolmetscher der Expedition, Kaiser Bahadur Thapa, der mir namentlich in Dingen der Expeditionsführung und bei der Verhandlungstätigkeit mit fürstlichen Häuptern ein selbstloser, mutiger, ja geradezu unentbehrlicher Kamerad war.

Die Aufnahmen dieses Werkes stammen von Ernst Krause, von Edmund Geer und mir selbst. Krause ist eine geschickte Mischung von Künstler und Wissenschaftler, der uns alle in die eigentlichen Geheimnisse der Lichtbildkunst einweichte.

Allen denjenigen Persönlichkeiten von Staat, Partei, Wissenschaft und Wirtschaft, die mir bei der Vorbereitung der Expedition behilflich waren und uns mit Rat und Tat unterstützten, möchte ich an dieser Stelle ebenfalls meinen tief empfundenen Dank abstaten, wie ich auch Herrn Alfred Bruckmann danke, der auf meine Wünsche in so großzügiger Weise eingegangen ist.

München, Januar 1943

Ernst Schäfer

EINLEITUNG

Dieses Buch soll von den Wundern des Himalajas und Tibets erzählen. Es stellt den ersten zusammenhängenden Bildbericht der Deutschen Tibet-Expedition, Ernst Schäfer, 1938/39 dar, und hat keinen weiteren Zweck, als die erhabene Größe und die Schönheiten des höchsten Berglandes unserer Erde zu veranschaulichen.

Unsere Forschungsreise diente rein wissenschaftlichen Zwecken. Wenn ein politisches Ziel mit dieser Expedition verbunden war, so war es dieses: einmal in freier Wildnis zu beweisen und dem Ausland zu zeigen, daß es fruchtbar ist, unserer Weltanschauung gemäß zu forschen; daß es möglich ist, Wissenschaftler der verschiedensten Geistesrichtungen in unberührten Gebieten zu einer großen Idee, einer einheitlichen Blickrichtung und einer festen Kampfeskameradschaft zusammenschweißen. Ich glaube, wir haben in unserem kleinen Rahmen gezeigt, daß unsere naturwissenschaftliche Auslandsforschung noch eine Zukunft vor sich hat.

Die Expedition führte von Kalkutta in Britisch-Indien über Darjeeling nach Gangtok, der Hauptstadt Sikkims, und von dort kreuz und quer über die mächtigen Gebirgszüge und die tiefen Täler des sikkimesischen Himalaja hinüber nach Tibet. Über Kampa-Dzong zogen wir weiter nach Doptra und wieder zurück nach Sikkim. Schließlich ging es über den Natu-la durch das Tschumbital nach Phari; von dort über die eisigen Hochsteppen hinunter nach Gyantse, dann über das große, abflußlose Seengebiet des Jamdrok-tso und durch das sandige Tal des Tsangpo nach Lhasa. Nach zweimonatlichem Aufenthalt in der Hochburg des lamaistischen Buddhismus zogen wir in südöstlicher Richtung nach Jalung-Podrang, einem märchenhaften Tale, wo sich vor Zeiten die Hauptstadt des Götterlandes befand. Weiter reisten wir, in großen Zügen immer dem Verlauf des mächtigen Tsangpoflusses folgend, in westlicher Richtung nach Schigatse, dem Sitz der Panchenlamas, mit seiner weltvergessenen, märchenhaften Klosterstadt Taschilunpo. Von Schigatse führte der Weg der Expedition wieder nach Gyantse zurück, wo wir im Juni 1939 einzusehen begannen, daß es höchste Zeit war, mit unserer reichen Ausbeute in die Heimat zurückzukehren.

SIKKIM ALS BASIS DER EXPEDITION

S i k k i m ist ein märchenhaftes Land, sicher eines der schönsten der Erde. Mitten im Himalaja gelegen, reicht es von den tropischen Urwalddschungeln Indiens im Süden bis zu den gewaltigen, fast vegetationslosen Steppengebieten Tibets im Norden. Es liegt zwischen dem unzugänglichen Nepal im Westen und dem unerforschten Bhutan im Osten, und es erstreckt sich von den fieberverseuchten Tälern des tropischen Terai*) bis hinauf zu den riesigen Eisgipfeln des Kangchendzönga-Massives. Es vereinigt in sich in vertikaler Staffelung alle Lebensräume, das tropische Urwaldgebiet, die Subtropis mit ungezählten Orchideenarten, die gemäßigte Zone mit hellen Birken und düsteren Fichtenwäldern, die an unsere Heimat erinnern, die weitgedehnten Rhododendron Dickungen an der Baumgrenze, die Almenmatten, die öden Gesteinsfluren und endlich den ewigen Schnee. An Farbenpracht und Formenfülle seiner Flora und Fauna, an Zerrissenheit und Steilheit seines Berglabyrinthes kann dieses Land kaum übertroffen werden.

Während der sommerlichen Monsunregen, die von Juni bis September ungezählte Millionen von blutsaugenden Egeln aus den Wirrnissen der Bergdschungel wie eine Pest entstehen lassen, ist das Land eine Hölle. Da zittern die verängstigten Eingeborenen vor den furchtbaren Gewalten der Bergeister, da donnern die Lawinen um die verschleierte Häupter des Kangchendzönga, des höchsten Herrn und Gottes dieses Landes. Tiefer in den Dschungellagen werden die Pfade von Muren und Schlammströmen verschüttet, Berggrutsche poltern in die Tiefe, Brücken stürzen zusammen, Häuser werden davongeschwemmt, und selbst die Autostraße, die durch das Tistatal bis nach Gangtok, der Hauptstadt, führt, wird in diesen Monaten dauernd durch Bergschutt blockiert. Ungeheure Regengüsse lassen die kleinen Wildbäche zu tosenden Strömen anschwellen, und die Hauptwasserader, die Tista, die den

*) Unter Terai versteht man die Fußhügel des Himalajas von Assam im Osten bis Nepal im Westen am Nordrande der großen vorderindischen Tiefebene von Bengalen.

Himalaja in nordsüdlicher Richtung durchbricht, wird zum tosenden Ungeheuer. Wir haben die Schrecken des Monsuns miterlebt, als wir im Juni und Juli 1938 den Himalaja quer durchzogen, um nördlich der gewaltigen Eismauern, die die Klimascheide zwischen dem regenreichen Sikkim und dem trockenen Tibet bilden, unsere Zelte aufzuschlagen.

Wenn im Herbst die Schrecken des Monsuns vorüber sind, erstrahlt die sikkimesische Bergwelt im schönsten Glanze, und über den tiefdunklen Dschungeln erheben sich wie glitzernde Diademe die eisgepanzerten Riesen der Bergwelt. Im Mai erst bezieht sich der Himmel wieder für längere Zeit, dann aber leuchten die Baumgrenzen meilenweit im märchenhaften Schmuck der blühenden Rhododendren, von denen Sikkim nicht weniger als dreißig Arten beherbergt.

Auch an der Tierwelt kann man prächtig zeigen, welch unerhörte Gegensätze sich in diesem kleinen Lande vereinigen. Im Süden schleicht noch der Tiger durch die undurchdringlichen, lianenverwobenen Urwälder, um den scheuen Sambarhirsch zu reißen. Im Norden aber pirscht der geschmeidige Schneeleopard auf das Blauschaf in unmittelbarer Nähe des ewigen Schnees. Und auf den unendlichen Steppen, die sich vom Nordrand der Eisbarrieren bis in die ferne Unendlichkeit des „Daches der Erde“ erstrecken, dröhnt der Boden unter dem Hufschlag der herrlichen Kiangs, der schönsten Wildpferde*) Asiens.

Bunt gemischt, auf kleinstem Lebensraume zusammengedrängt und doch scharf und markant voneinander geschieden wie die Tiere und Pflanzen, aber ebenso merkwürdig in ihrer Zusammensetzung und geheimnisvoll in ihrem Wesen und Walten, sind die Menschen Sikkims. Rassisch gesehen, haben wir es im wesentlichen mit drei verschiedenen Volksgruppen zu tun. Es handelt sich einmal um die mutmaßliche Urbevölkerung des sikkimesischen Berglandes, um die Leptschas, die früher einmal ganz Sikkim beherrschten, heute aber wegen ihrer geringen biologischen Widerstandskraft in die entlegensten und abgeschlossensten Gebirgstäler zurückgedrängt worden sind. Die Leptschas sind von den in Sikkim heute beheimateten Menschenrassen die ursprünglichsten, deren geistige wie auch materielle Kultur auf einer recht niedrigen Stufe steht. Sie sind sehr abergläubisch, und ihre Religion besteht aus einer komplizierten Mischung von ursprünglichem Geister- und Seelenglauben, die vom Buddhismus, der nach außenhin am stärksten in die Erscheinung tretenden Religionsform, nur oberflächlich überdeckt ist.

An zweiter Stelle sind die sikkimesischen Bhutias zu nennen. Sie sind tibetischer Herkunft und unterscheiden sich nicht nur rassisch, sondern auch kulturell nur ganz unwesentlich von den Tibetern. Die sikkimesischen Bhutias, zu denen auch die sikkimesische Königsfamilie gehört, sind heute die eigentlichen Beherrscher des Landes. Ihre Adelsfamilien besitzen nicht nur den

*) Systematisch und streng wissenschaftlich betrachtet, steht Equus Kiang zwischen Esel und Pferd.



1 Gangtok, die Hauptstadt Sikkims, liegt in dem subtropischen Dschungel am Südrand des Himalajas, 1700 m hoch. In der Mitte des Bildes ist der Palast und der große Tempel des Maharadschas von Sikkim sichtbar

weitaus größten Teil des Grundbesitzes, sondern üben auch einen beherrschenden Einfluß auf das primitive Urwaldvolk der Leptschas aus. Mischehen mit Tibeterinnen sind unter den hohen Familien der Bhutias gang und gäbe.

Neben einem verhältnismäßig geringen Prozentsatz an Mawaris und indischen Hindus, die von Bengalen her meist als Kaufleute und Händler in Sikkim einwanderten, sind nicht zuletzt die Nepalis, oder Nepalesen zu nennen, die heute schon etwa 80 vom Hundert der gesamten sikkimesischen Bevölkerung ausmachen. Die teils indoarischen, teils mongoloiden Nepalis sind nicht nur ein geistig sehr hochstehendes, sondern auch biologisch widerstandsfähiges und fortschrittliches Volk; seine Soldaten, die schlitzäugigen Gurkhas, sind tapfere Krieger, die den sikkimesischen Bhutias im Laufe der letzten Jahrhunderte schon viel zu schaffen gemacht haben. Verglichen mit der stärker mongoloiden Bhutiabevölkerung sind die Nepalis fleißiger, zäher und anspruchsloser. Sie sind die eigentlichen Arbeitspioniere, die als Bauern schon fast das gesamte südliche Sikkim erobert haben. Die Spannungen wirtschaftspolitischer und ideologisch-glaubensmäßiger Art zwischen den buddhistischen Bhutias und den hinduistischen Nepalis sind sehr groß. Fehden oder gar offene Aufstände zwischen diesen politisch wesentlichsten Volksgruppen sind jedoch nicht zu befürchten, solange die anglo-indische Regierung Sikkim als halbunabhängigen Staat anerkennt und seine Außenpolitik durch politische Offiziere kontrollieren läßt.

Gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden die britisch-indischen Interessen im Himalaja — die seit Warren Hastings Zeiten vernachlässigt worden waren — wieder stärker, und die englischen Politiker waren darauf bedacht, Tibet, dessen geographische Beschaffenheit als gewaltigstes Hochland der Erdoberfläche ein natürliches Glacis und Bollwerk gegen die immer weiter nach Südosten greifende Macht des russischen Zarentums versprach, zum Vasallenstaat und Bundesgenossen zu gewinnen. Das schmale, langgestreckte Sikkim aber, das die Fieberdschungel Bengalens mit den Hochsteppen Tibets in gerader Linie verbindet, dessen östliche, kaum 4600 m hohen Pässe direkt in das weit nach Süden vorstoßende Tschumbital des Lamalandes hinüberführen, lag mitten dazwischen. Seit alters her war Sikkim, obwohl politisch unabhängig, der am weitesten nach Süden vorgeschobene Teil Tibets, so daß nicht nur die zentrale Lage des sikkimesischen Landes als günstigste Eingangspforte, sondern auch die nahe Verwandtschaft der Herrscherhäuser Sikkims und Tibets für das Vordringen der englischen Interessen in den zentralasiatischen Raum von ausschlaggebender Bedeutung war. Störungen im Handel, Zollschwierigkeiten, die Belästigung englischer Vermittler, die Ermordung einiger britischer Untertanen und schließlich offene Fehden, deren geistigen Vater die Engländer mit dem damaligen Maharadscha von Sikkim identisch erklärten, veranlaßten

die Briten nach bewährter Methode eine Strafexpedition auszurüsten, deren Folge Handelsverträge, die wirtschaftliche Erschließung und Entwicklung des wilden Gebirgslandes und der Ankauf der ergiebigsten und fruchtbarsten Gebiete des südlichen Sikkim waren. Auf diese Weise gewann England nicht nur einen starken Bundesgenossen zur leichteren Durchführung seiner tibetisch-zentralasiatischen Ambitionen, erwarb nicht nur die herrlichen Gebiete nördlich Siliguris bis Kalimpong und Darjeeling, die heute als Kernpunkte der britisch-indischen Teeproduktion Weltruf genießen, sondern auch einen der schönsten Flecken der Erde: Darjeeling nämlich, berühmter Sommeraufenthalt der Bengalregierung, Zufluchtsort der weißen Frauen und Kinder, die dem mörderisch-heißen Klima der indischen Tiefebene und Kalkuttas entrinnen, um im kühlgemäßigten Himalaja Schutz und Erfrischung vor den tausendfältigen Miasmen und Krankheiten Indiens zu suchen.

Kurz vor der Jahrhundertwende, als Darjeeling zu dem luxuriösen Luftkurort, den es heute darstellt, ausgestaltet wurde, festigte die indische Regierung ihre Beziehungen zu Sikkim und baute das erzwungene Freundschaftsverhältnis immer weiter aus, indem sie dem Maharadscha Sikkims einen wohlwollenden Berater*) helfend zur Seite stellte, so daß um 1900 damit begonnen werden konnte, den Tibetern und damit der Lhasaregierung selbst zu Leibe zu rücken.

Die kulturellen wie auch die politischen Neigungen und Beziehungen der Tibeter zu China im stärkeren, zu Rußland im weitaus schwächeren, aber immerhin für Indien beunruhigendem Maße, waren um diese Zeit noch immer so stark, daß die ersten Annäherungsversuche von seiten der Engländer nur schärfste Abweisung erfuhren. Eine solche Behandlung ließen sich die Engländer nur eine Weile gefallen, bis die Beleidigungen der tibetischen Regierung ein fürwahr unsagbares Ausmaß annahmen und die auf ihren Vorteil bedachten Briten zu überraschender Handlung zwangen. Briefe, die der Vizekönig von Indien an Seine Heiligkeit, den Dalai Lama, gerichtet hatte und die nach einem halben Jahre uneröffnet wieder zurückkamen, schlugen schließlich dem Faß den Boden aus. Rasch rückte Oberst Younghusband**) mit einer kleinen, aber wohlausgerüsteten Armee von indischen Kerntrouppen in Sikkim ein und drang nach längerem Warten in Kampa-Dzong durch das Tschumbital, wo die Tibeter ein ganzes Tal mit schweren Felsbrocken verschanzt und abgeriegelt hatten, nach Tibet vor. Der bewaffnete Widerstand der tapfer kämpfenden tibetischen Truppen wurde infolge der überlegenen Bewaffnung der Younghusband-Expedition rasch gebrochen, und im Jahre 1904 zog der siegreiche Oberst in Lhasa ein, wo in dem Potala, der riesenhaften Residenz des Gott-

*) Forschungs- und anderen Reisenden als P. O. (Politischer Offizier) bekannt.

**) Der nachmalige, 1942 verstorbene General Sir Francis Younghusband.

königs, diejenigen Verträge abgeschlossen wurden, die ein auskömmliches Verhältnis zwischen Tibet und Britisch-Indien besiegelten und die heute noch ihre Gültigkeit haben. Zwar war der Dalai Lama in der ersten Nacht, als die Engländer in Lhasa einrückten, aus dem Potala geflohen und suchte in China seine Zuflucht, doch kehrte der Gottkönig, als die tibetische Regierung von dem Freundschaftswillen der Engländer überzeugt war, in seine alte Residenz auf dem Potala zurück, wo er noch mehrere Jahre seinen religiösen und politischen Pflichten friedlich nachgehen konnte.

Im Jahre 1910 aber brachen die Chinesen unter der Führung des jungen, ehrgeizigen und rücksichtslosen Generals Chao-erh-feng über Szetchwan und Ostt Tibet zum Gegenstoß auf, rannten die rasch gesammelten tibetischen Truppen in Kham*) über den Haufen, brannten Klöster nieder, stießen, des arktischen Klimas ungeachtet, wenn auch unter katastrophalen Verlusten über den Jangtse, Mekong und Salween vor und erreichten Lhasa mit der Absicht, ihren alten Machttraum, der durch die Younghusband-Expedition so überraschend zerstört worden war, wieder zu verwirklichen. In England und Indien schnitt man lange Gesichter — man hatte die schwungvolle Wiedereroberung Tibets diesen weichlichen, wie man meinte, kampfesuntüchtigen Chinamännern nie und nimmer zugetraut. Man stand vor einem Rätsel und verlegte sich — nach alter Methode — wieder einmal aufs Warten: „Wait and see!“

Und siehe: Die Revolution in China brach aus. Das Kaiserhaus der Mandschu wurde gestürzt. Chao-erh-feng, der kaiserentreue Vizekönig von Szetchwan, saß in Tibet weitab vom Schuß, seine Soldaten meuterten und wurden mit britischer Hilfe durch das Tschumbital über Sikkim nach Britisch-Indien evakuiert. Chao-erh-feng, dem Gewalttätigen, wankte der Boden unter den Füßen. Fluchtartig verließ er das unwirtliche Hochland, reiste in beispiellosen Gewaltmärschen über die Einöden des tibetischen Landes nach Osten, sammelte neue Truppen auf dem Wege und zog siegreich in Chengtu, der Hauptstadt Szetchwans, ein. Dort wurde er von den Revolutionären der jungen Republik umgarnt und gefangengenommen. Auf dem Marktplatz zu Chengtu fiel wenige Stunden darauf das Haupt eines der genialsten Generäle des Reiches der Mitte unter dem breiten Richtschwert der verschworenen Republikaner.

Als ich im Jahre 1934 in Litang**), einer größeren Ortschaft an der Heerstraße, die Chao-erh-fengs blutgetränkten Siegeszug erlebt hatte, Standlager aufschlug, zeigte man mir die Photographie der tibetischen Königin von Litang, die bei der Hinrichtung in Chengtu zugegen ge-

*) Eine osttibetische Landschaft, den Hauptteil von Chinesisch-Tibet, also Ta-tsien-lu, Kanze, Derge, Litang und Batang umfassend.

**) Eine der höchstgelegenen Siedlungen der Erdoberfläche, zwischen Ta-tsien-lu und Batang, an der Haupt Handelsstraße zwischen Szetchwan und Lhasa gelegen.



Tafel 1. Der greise Abt des Klosters Taschilunpo, des Sitzes des Panchen- oder Taschi-Lama



Tafel 2. Prozession der Lamapriester des Klosters Gangtok in Sikkim

wesen war, und das abgeschlagene Haupt des Usurpators der Menge zeigte, während sie den blutüberströmten Körper mit Füßen trat.

Seit dieser Zeit übrigens liegen die politischen Grenzen zwischen China und Tibet nicht fest. Guerillakriege und ständige Gemetzel, deren Auswirkungen ich selbst während mehrerer Jahre erlebte, sind die unausbleiblichen Folgeerscheinungen, die auch durch englische Vermittlungstätigkeit und den Einfall mordender Horden in Osttibet bis auf den heutigen Tag nicht im geringsten eingedämmt werden konnten.

So wichtig dies alles zum Verständnis der großen politischen Zusammenhänge zwischen Indien, Tibet und China auch sein mag, Sikkim, das kleine, unabhängige Stammesland im zentralen Himalaja, hat in all diesen Wirren und Wirrnissen eine sehr bedeutsame Rolle gespielt. Wer sich vermessen wollte, nach Gründen zu schürfen, könnte sogar behaupten, Sikkim, das Land des Durchzugs und das Land der Anknüpfungen, sei schuld an allem, was sich in den letzten 50 Jahren zwischen dem Gelben Meere und dem Indischen Ozean auf Asiens höchsten Steppenländern abgespielt hat.

Als sich Chao-erh-feng der Hauptstadt Lhasa näherte, bekam es der Dalai Lama abermals mit der Angst zu tun und er ergriff, von einem Vortrupp des chinesischen Generals verfolgt, das Hasenpanier. Nach Süden quer durch Sikkim bis Darjeeling führte diesmal der Weg seiner Flucht, bis er bei den Engländern Schutz und Frieden suchte und fand. Erst als die Wellen, die die chinesische Katastrophe in Lhasa hervorgerufen hatte, wieder abzuebben begannen, verließ der Dalai Lama die Obhut der Engländer und eilte, diesmal für immer und von dem guten Willen der Engländer um so eindringlicher überzeugt, wieder über Sikkim nach Lhasa. Dort entspann sich alsbald zwischen den beiden lebenden Gottheiten, ihm, dem Dalai- und seinem Widersacher, dem Panchen- oder Tashi-Lama, der in Tashilumpo bei Schigatse residierte, ein unerquicklicher Machtstreit, der nunmehr die Flucht des Panchen Lamas (1924) nach China zur Folge hatte. Der Dalai Lama starb 1933 in Lhasa, und als der Panchen Lama nach dem Tode seines Rivalen im Jahre 1937 endlich wieder in das „Land der großen Gletscher“ zurückkehren wollte, ereilte auch diesen langverfolgten Gottmenschen in Jekundo am obersten Jangtse, als er den heimatlichen Boden gerade wieder betreten hatte, das Geschick, dem selbst die „lebenden Buddhas“ nicht entgehen können. Die Seelen beider Hohepriester aber schweben noch im All. In Tibet dürfen zur Zeit selbst die indischen Regierungstruppen, die zum Schutze der englischen Agenten in Yatung und Gyangtse stationiert sind, keinen Schuß abfeuern, denn die hohe Zeit ist gekommen, wo der neue Dalai Lama, in einem kleinen Kinde wiedergeboren, von Lamapriestern aufgefunden werden soll. Die Engländer lassen alles ruhig über sich ergehen. Sie sind Gäste in Tibet, wenn auch bewaffnete Gäste. Und ihre

politischen Offiziere sind alte Kolonialkämpfer, geschickte Diplomaten, Kenner der tibetischen Volksseele, die die Interessen Englands wohl zu vertreten verstehen. Im übrigen aber lassen sie die Tibeter in mittelalterlichem Mystizismus ihre eigenen Wege gehen: „Wait and see!“ Der Maharadscha und König Sikkims, von Englands Gnaden, ist ein lieber, kleiner Mann in mittleren Jahren, von dem mir einflußreiche Engländer erzählten, daß er eiserne Energie besitze. Er lebt ein unbeschwertes irdisches Dasein in seinem auf hohem, dschungelumwobenen Bergeshang gelegenen Palast in Gangtok. Seine Familie stammt nachweislich aus der osttibetischen Provinz Kham, wo die unabhängigsten und wildesten tibetischen Stämme ein freies Raubritterdasein führen. Wahrscheinlich hat das weiche subtropische Klima Gangtoks seinen Einfluß im Laufe der Generationen geltend gemacht, denn wir fanden den Maharadscha als einen fast schüchternen, friedliebenden Mann, der allen Schwierigkeiten, die wir ihm, dem gläubigen Buddhisten, durch das Töten von Tieren für unsere zoologische Sammlung bereiten mußten, nach Möglichkeit aus dem Wege ging und mehr als einmal beide Augen zu-drückte. Ich bin ihm daher zu besonderem Dank verbunden. Einen merkwürdigen Widerspruch glaube ich an der Person des fürstlichen Hauptes darin bemerkt zu haben, daß Seine Hoheit der Maharadscha die Inkarnation des wilden, zähnefletschenden, dämonischen und kriegslüsternen tibetischen Gottes Dschagdor auf Erden versinnbildlichen soll. Nur wenn ein Vasall oder einer der fünf hohen „Staatssekretäre“ Sikkims sich ehrfurchtsvoll vor seinem Herrscher verneigte und die Stirn im Kotau mit dem Boden berührte, glaubte ich, in dem einen dunkel bebrillten Auge Seiner Hoheit einen herrisch-lüsternen Glanz zu erkennen, der mich lebhaft an das Aufflackern einer Erkenntnis längst vergangener Zeiten erinnerte.

Wie dem auch sei, wir verlebten im Gästehaus Seiner Hoheit eine herrliche Zeit, und mit besonderem Vergnügen erinnere ich mich der abendlichen Stunden im Palast, als mir der Maharadscha vom höchsten Gotte des Landes, dem Kangchendzönga und vom geheimnisvollen Schneemenschen, dem „Migü“, erzählte, an den er fest glaubte und der schon mehr als einmal furchtbares Unheil über Sikkim heraufbeschworen haben soll. Das versicherte mir Seine Hoheit allen Ernstes.

Auf mich machte der Maharadscha von Sikkim immer den Eindruck eines durchaus normalen, nicht gerade sehr selbstsicheren Menschen, aber wahrscheinlich habe ich seine größten Vorzüge niemals kennengelernt, denn die Eingeborenen behaupten steif und fest, daß er fähig sei, jeden Hagelsturm durch eine bloße Bewegung seiner feingliedrigen Hand zu verscheuchen. Ich wagte es nicht, Seine Hoheit über diese magische Fähigkeit selbst zu befragen, doch zwinkerte einer seiner Minister, der ein englisches College besucht hatte, sehr listig mit den Augen, als ich ihm die gleiche Frage vorlegte.



2 Seine Hoheit, der Maharadscha von Sikkim im Festgewande

Für die Charakterisierung der Machtverhältnisse in Sikkim scheint mir noch wichtig zu sein, daß der Vorgänger des jetzigen Maharadschas, der in England studiert hatte und ein sehr fähiger und klarer Kopf gewesen sein muß, schon kurze Zeit nach seinem Regierungsantritt auf recht geheimnisvolle, sehr schnelle und bisher ungeklärte Weise ums Leben kam. Viele Geschichten habe ich über den plötzlichen Tod dieses, von seinen Eingeborenen abgöttisch geliebten, Herrschers gehört, aber einen sicheren Beweis hat mir bisher keiner führen können. Tatsache ist jedenfalls, daß die Adeligen Sikkims allzugroßem Fortschritt aus begreiflichen Gründen abhold sind. Böse Zungen in Gangtok behaupten, daß der jetzige Maharadscha alle Speisen von seinen Leibdienern probieren lasse, ehe er sie selbst äße; andere sagen, daß selbst die Maharani (Königin) ihrem Herrn und Gemahl keine Speisen bereiten durfte. Wir haben dergleichen nicht erlebt.

Der Maharadscha und die Maharani von Sikkim leben jetzt nämlich getrennt. Eigentlich ist kein Grund dafür vorhanden, denn der tibetische Wahrsager, der bei jeder Eheschließung das Horoskop stellen muß und dessen gewichtigen Worten größter Wert beigelegt wird, hatte vor der königlichen Hochzeit klar ausgesprochen, daß S e i n e Hoheit sechs, I h r e Hoheit aber sieben Kinder haben sollte.

Nun unternahm die Maharani vor einigen Jahren eine über Jahresfrist sich hinziehende Pilgerfahrt nach Lhasa, wo sich ihr Familiensitz befindet, und als sie sich wieder auf dem Rückwege befand, schrieb sie ihrem Hohen Herrn und Gebieter, daß sie guter Hoffnung sei, dem neuen Dalai Lama das Leben zuschenken. Leider wurde nichts daraus, denn das Kind war ein Mädchen. Die Prinzen und Prinzessinnen von Sikkim, wirklich reizende Kinder, mit netten Manieren und tadellosen Umgangsformen, werden teils in Kalimpong, in Britisch-Bhutan, teils in Simla, in englischen Schulen erzogen.

Die offizielle Staatsreligion Sikkims ist der Buddhismus. Die Hindureligion, als deren Anhänger wir die Nepalis schon kennengelernt haben, wird im Staatshaushalt weder berücksichtigt, noch in irgendeiner Weise subventioniert. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß der Buddhismus in Sikkim noch verhältnismäßig jung ist. Die Religion kam nicht von Indien direkt, sondern hat erst sekundär, nachdem ganz Tibet von der lamaistischen Kirche schon erobert war, ihren Einzug in Sikkim gehalten.

Der tibetische Lamaismus gliedert sich in verschiedene Sekten, von denen die wichtigste, die gelbe, reformierte Gelugpasekte in Zentraltibet am weitesten verbreitet ist, während die rote, nichtreformierte Nimapasekte sich hauptsächlich auf die osttibetischen Gebiete beschränkt. Im krassen Gegensatz zum südlichen und zentralen Tibet, wo, bedingt durch die Nähe der Hochburgen Lhasa und Schigatse, die reformierte gelbe Sekte vorherrscht, finden wir in



3 Ein sikkimesischer Zauberlama in Ausübung seines Amtes

Sikkim ausschließlich die alte, nichtreformierte Form des Lamaismus verbreitet. Die Wahrscheinlichkeit liegt daher nahe, daß die Familie der Könige von Sikkim auf dem weiten Weg über das zentrale Hochplateau, die ursprüngliche Religionsform von Osttibet mit nach Sikkim hineingetragen hat.

Der Hauptunterschied zwischen den beiden größten Sekten des Lamaismus besteht darin, daß die Anhänger der reformierten gelben Sekte ein weniger freies Leben führen und daß ihren Mönchen das Zölibat auferlegt ist. Die Anhänger der roten Sekte dagegen leben viel freier, eine Zölibatsvorschrift existiert im strengen Sinne nicht, und der ganze Kult ist viel mehr mit Geister- und Dämonenglauben verquickt und verwoben. Die rote Sekte ist die in jeder Weise ursprünglichere der beiden lamaistischen Religionsformen.

Obwohl die Unterschiede rein dogmatischer Art und nur in den heiligen, buddhistischen Schriften verzeichnet, nicht aber für das tägliche Leben des einfachen tibetischen Menschen bestimmt sind, so ist es doch eine Tatsache, daß sich beide Sekten in der Ausführung des religiösen Zeremoniells wesentlich unterscheiden.

Stammesgeographisch ist es sehr wichtig und interessant festzustellen, daß sich die rote, mit Dämonenkult, Teufelsaustreibung, Animismus und Schamanismus stark verflochtene Sekte gerade in denjenigen Gebieten erhalten hat, deren Umwelt mit ihren dämonischen Gewalten den Geist des Menschen, inmitten düsterer Hochgebirgswälder, gewaltiger Talschlünde oder dschungelbewachsener Berglabyrinthe gefangen hält. Auf dem flachen, offenen Hochlande dagegen, wo die Erscheinungsformen der harten Natur klarer zutage treten und natürlichere Deutungsmöglichkeiten zulassen, herrscht die reformierte gelbe Sekte vor.

Einmal jährlich, noch ehe der Gott Kangchendzönga von seinem eiserstarren Throne der „fünf heiligen Schatzkästlein des ewigen Schnees“*) zu den Menschen hinabsteigt, um ihnen Kraft einzuflößen, seinen Segen zu geben und die Huldigungen der Menschheit entgegenzunehmen, versammeln sich die Lamas im heiligen Tempel zu Gangtok. Sie holen die goldene Statue des Gottes Tschamba**), um sie mit den heiligen Aufzeichnungen der hundertacht Bände der lamaistischen Enzyklopädie***) in feierlicher Prozession durch die immergrünen Straßen der Hauptstadt zu tragen. In schwerem Rhythmus erklingen dann die Weisen der stilisierten buddhistischen Musik. Vom Schirme überdacht, geleiten die Lamas den Gott der kommenden Welten gemessenen Schrittes, umgeben von den einhundertacht Bänden, wieder zum Tempel zurück.

*) Sinnbildliche Übersetzung des Wortes „Kangchendzönga“.

**) Maitreya, der kommende, zukünftige Buddha.

***) Des „Kandschur“.

KRIEGSTANZ DER GÖTTER

Im September, am fünfzehnten Tage des siebenten tibetischen Monats, wenn die Schrecken der Monsunzeit überwunden sind, wird der Gott der Götter selbst erwartet. Auf dem großen freien Platz vor den Tempelportalen, unweit des Palastes des Maharadschas, findet unter größter Entfaltung von Pomp und Glanz der „Kriegstanz der Götter“ statt, eine der schönsten und eindrucksvollsten Zeremonien des buddhistischen Lamaismus. Die prächtigste Maske der vielen Tänzer versinnbildlicht den Gott Kangchendzönga. Die rituellen Tänze werden von einer Kapelle rotbekleideter Lamas mit gelben Mitren, langen, lurenähnlichen Tuben, klingenden Schellen, Tschinellen, Zimbeln, Pfeifen, Flöten und dröhnenden Trommeln begleitet. Unaufhörlich klingt die wilde, schauerliche Musik über den Tanzplatz und springt in wirbelnden Rhythmen zum Himmel empor. Führer und Zeremonienmeister dieser wundersamen Veranstaltung ist der greise Abt des Klosters Pemiongschi, das sagemumwoben unweit Gangtok im südsikkimesischen Bergland liegt. Es wurde im Glauben der Sikkimesen vom heiligen Zauberer Padma Sambhava*) gegründet und ist eines der wichtigsten im ganzen Lande.

Oben, an der Baumgrenze, sind über Nacht Tausende von himmelblauen Enzianglödchen aus dem Boden gesprungen, die Edelweißsterne strahlen in schimmernd weißer Pracht, und in den düsteren Koniferenwäldern lichten sich die Nebel. Die Regenperiode nähert sich ihrem Ende. Das ist die Zeit, da der höchste Schirmherr des Landes in Gangtok zur Teilnahme am größten Fest des Jahres erwartet wird.

Tief im Inneren der hohen sikkimesischen Berge erreicht uns die Einladung des Maharadschas, den großen Tänzen, Kangchendzönga zu Ehren, beizuwohnen.

Leise und inbrünstig lallen fromme Lamas ihre heiligen Gebete, die der große Buddha vor undenklichen Zeiten vorsprach. In stoischer Ruhe sitzen Tausende von fanatischen Mönchen in langen, wallenden roten Roben und meditieren. Sie trachten nach der Ewigkeit und haben Raum und Welt vergessen.

*) Padma Sambhava ist der eigentliche Begründer der lamaistischen Religion, die eine Mischung zwischen Buddhismus und Schamanenglauben darstellt. Er kam im Jahre 747 n. d. Z.-W. nach Tibet. Es ist jedoch zweifelhaft, ob der Heilige je in Sikkim war.

Zehntausende von altersgebeugten Männern und betagten Weibern drehen zur Stunde im eintönigen Rhythmus ihre Gebetsmühlen, in denen die geheiligten Zeichen verborgen sind. Unzählige Bergbauern, hingebungsvoll und demütig, murmeln mit kaum bewegten Lippen die glückverheißende Gebetsformel: Om mani padme hum, „Heil Dir, o Juwel im Lotoskelch“. Stumpf, fatalistisch ihrem Schicksal ergeben, trugen sie das Schwere der vergangenen Monate, in denen die königlichen Berge ihre Häupter verborgen hielten und nur der Donner der Lawinen den Eingeborenen kündete, daß die Götter noch lebten.

Über den Bergesschründen des Himalaja hängen nun die letzten Monsunwolken an schwindelnden Höhen, jagen die Nebelhexen wie Ungeheuer an den Schroffen und Klippen vorbei, peitschen die Wolkenbrüche zum letzten Male durch dunkle, modernde Urwälder. Kein vernünftiger Europäer wagt es, zu dieser Zeit das Berglabyrinth des gewaltigsten Hochgebirges der Erde zu betreten. Wir aber sind mitten darin, schwelgen im Erleben der Elementargewalten dieser göttlichen Natur und wollen noch höher, noch tiefer, noch viel weiter hinein.

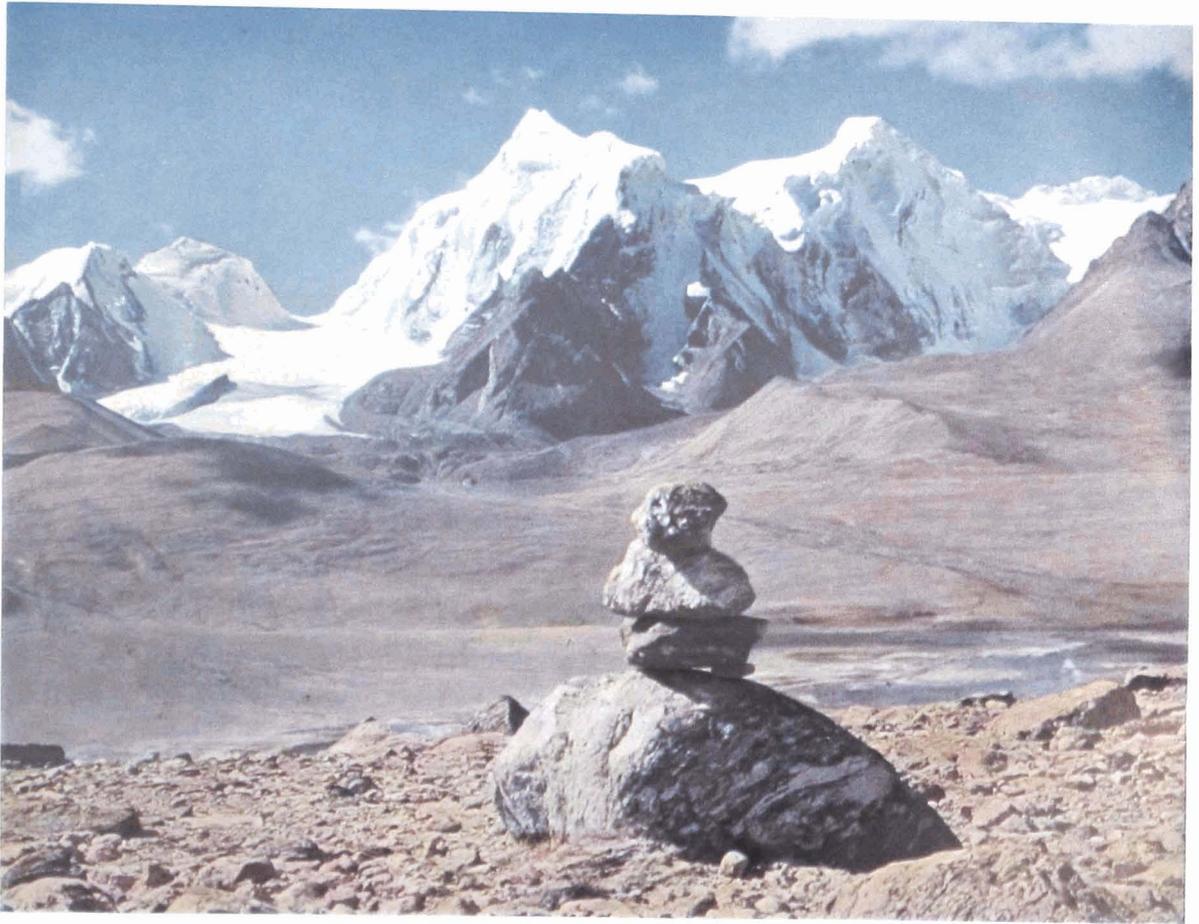
Ein kleines Unglück ist passiert: Einer unserer getreuen Scherpas*) schwebte in Todesgefahr und kann gerade noch gerettet werden. Am Abend sitze ich, nachdem draußen der letzte lodernde Widerschein des Tages schon gewichen ist, mit gestütztem Kopfe und sinne. Das Essen ist abgetragen, die Kameraden haben sich zur Arbeit zurückgezogen, nur Wienert hat mir gegenüber Platz genommen. Ihn bewegen wohl dieselben Gefühle wie mich, wie sie jeden Menschen bewegen müssen, der das Leben schon kennt. Und alles gipfelt in dem einen Gedanken: Was ist doch dieses kleine Menschenleben, an welchem brüchigem kleinen Fädlein hängt es?

Ich höre leise nackte Füße hinter mir. Pansy, der Führer unserer Scherpas, der Koch und noch ein anderer sind hereingeschlichen und sehen mich plötzlich mit großen, wie vom Schreck verzerrten Augen an. Wir hatten Pansy vorher schon beobachtet, wie er auf dem Boden saß und alle unsere Bücher durchstöberte. Jetzt legt er mir das aufgeschlagene Werk eines Engländers vor, eine Bildseite mit einer furchtbaren Maske auf der einen und einem strahlenden Schneeberge auf der anderen Hälfte. Darunter aber ist zu lesen: „Kangchendzönga, der Berg und der Gott.“ Dann heben die drei zu sprechen an. Ihre hingebungsvolle Art, ihre halblaute Sprache gefällt mir, aber was sie vorbringen, ist eine bittere Anklage. Sie sagen, daß uns noch mehr Unglück erwarten werde, weil wir nicht an Ihn glauben, an den Kantsch, den furchtbaren Gott des wilden Sikkim, der die Geschicke der Menschen zwischen seinen

*) Die Scherpas sind ein nepalesischer Eingeborenenstamm, der am Fuße des Mt. Everest beheimatet ist. Sie sind stark mongoloid. Viele von ihnen sind in und um Darjeeling sesshaft geworden und werden gern für Bergexpeditionen angeheuert. Sie sind hart, zuverlässig und treu.



Tafel 3. Auf der Paßhöhe des 4382 m hohen Natu-la, der von Sikkim in das Tschumbital führt



Tafel 4. Grenzstein zwischen Tibet und dem Himalaja. Blick nach Süden auf die Gordamagruppe

eisigen Fingern hält. Deshalb habe uns der Kangchendzönga auch das Mißgeschick des heutigen Tages gebracht, weil wir Ungläubige wären. Aus den letzten Worten klingt heraus, daß die eingeborene Mannschaft an uns zweifelt, daß eine Meuterei bevorsteht.

Ich spreche auf die Naturkinder ein, sage, daß auch wir an den großen Buddha, die Seele der Welt, an Gott glauben, genau wie sie, daß der Kantsch ein Teil jener Allmacht der Natur sei, daß wir alle wie eine große Familie auf Tod und Leben zusammengehören. Das Unglück von heute und sein glücklicher Ausgang seien ja nur sichtbare Zeichen dafür, daß der große Gott und Buddha uns erproben und nur noch fester zusammenschweißen wolle.

Damit sind sie zufrieden, denn sie brauchen eine Stütze, und als wir am nächsten Abend beisammensitzen und über das Zukünftige plaudern, versichert Pänzy als Sprecher aller anderen Getreuen, daß wir sie alle in Stücke schlagen könnten, sie würden für uns einstehen, bis ihnen die Glieder kalt und steif seien, darauf könnte sich Barasahib*) felsenfest verlassen.

Aber der Kantsch ist nicht nur einer der höchsten unbezwungenen Berge dieser Erde, sondern der leibhaftige Dämon, der Gott und der Wüterich, von dessen guten oder schlechten Launen das Wohl und Wehe der Menschen und der erste Abschnitt unserer Expedition abhängt. Die Eingeborenen glauben, daß der Kantsch einen Riesen als Wächter im Sold halte, dessen Kopf am Everest, Leib am Kangchendzönga und dessen Füße bei Siliguri in der indischen Tiefenebene liegen. Zur Monsunzeit schläft dieser gefürchtete Vasall, in dichten Wolken sanft gebettet. Doch wehe dem Menschen, der sich vermißt, ihn zu wecken. Dann öffnet sich der Himmel, dann rasen die Berge, Hagelschläge vernichten die Ernte und der ganze sommerliche Ertrag der armen Bergbauern wird von den Fluten hinweggespült. Deshalb beten die Lamas. Sie verehren den Kantsch in vielerlei Gestalt, lassen ihre schauerliche Musik über Berge und Täler erschallen und tun alles, um den Riesen zu besänftigen.

Seit Wochen sind alle Lamas im Gange. Tag und Nacht dröhnen die Tuben, rollt der dumpfe Klang der Trommeln durch steile Täler und über einsame Bergklöster dahin. Im großen Tempel des Maharadscha in Gangtok gipfelt das monastische Leben. Überall werden Vorbereitungen getroffen, um den höchsten Göttern des Landes einen würdigen Empfang zu bereiten. Der große Abt von Pemiongtshi hat sich mit etwa 50 Lamas schon Mitte August in Gangtok eingefunden, um die Festlichkeiten nach uraltem Brauche selbst zu leiten.

*) Barasahib heißt wörtlich: „Der große Herr.“ So nannten mich die Eingeborenen während der Expedition. Jeder meiner Kameraden erhielt einen ähnlichen Namen, von irgendeiner regelmäßigen Beschäftigung abgeleitet, so Geer, der für die „stores“, den Proviant, zu sorgen hatte: Storesahib = „Herr der Vorräte“, Beger, der die Eingeborenen verarztete: Dr. Sahib = „der Herr Doktor“, Wienert, der die Radioanlage bediente und zu diesem Zwecke seine Antennen spannte: Tar-Sahib = „Herr des Drahtes“ und Krause, der bei jeder Gelegenheit zur Filmkamera griff: Picture-Sahib = „Herr des Bildes“.



4 Ein Lamamusikant beim Kriegstanz der Götter in Gangtok



5 In den düsteren Hallen des großen Tempels zu Gangtok locken die Lamas mit Tuben und Trommeln die Götter herbei

Man sagt, der greise Großlama habe seit Wochen keinen Schlaf mehr gefunden, denn seine Aufgabe bestehe darin, Mahakala*), den stolzen Beschützer der „südlichen Pässe“ und den allgewaltigen Kangchenczönga friedlich zu stimmen und beide Gottheiten ehrfürchtig zu bitten, die Dämonen des furchtbaren Monsuns zu bannen und zu den Menschen herabzusteigen, um am kommenden Vollmondtag, während der großen Parade der siegreichen Kämpfer, ehrerbietige Huldigungen zu empfangen.

Der erste Maharadscha von Sikkim war es, der, nachdem er das Land erobert und den Buddhismus eingeführt hatte, die beiden allgewaltigen Schirmgottheiten anflehte, ihm ihren Segen zu erteilen und einmal im Jahre von ihren Eispalästen herniederzusteigen, um dem Volke ihre Allmacht sichtbar kundzutun. Seit dieser Zeit finden in Sikkim alljährlich im Frühherbst die „Kriegstänze der Götter“ statt. Sie werden nicht von Lamas, sondern von den besten jungen Kämpfern der sikkimesischen Adelskaste aufgeführt.

Am Vortage des großen Festes befinde ich mich im Hause eines der höchsten Khazi**) Sikkims, bei dem Privatsekretär Seiner Hoheit des Maharadschas, Rai Sahib Tashi Dadul.

„Sehen Sie“, spricht mein Gastgeber, „Sikkim ist eigentlich ein Stück Tibets, wenn auch eines, dessen geographische Lage eine kulturelle Sonderentwicklung ermöglichte, und auf die sind wir im besonderen Maße stolz.“

„Schön und gut“, erwidere ich, „aber Sikkim grenzt ja nicht nur an Tibet. Ein hoher Prozentsatz der heutigen sikkimesischen Bevölkerung besteht aus Nepalis, die namentlich im letzten Jahrhundert aus dem Darjeelingdistrikt und zum Teil direkt aus Katmandu einwanderten und ihren Hinduglauben mitbrachten. Außerdem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sich in den tiefen, nach Süden geöffneten Tälern ein direkter Bengali- und Hindueinschlag bemerkbar macht. Dann gibt es Mawaris als Kaufleute, Pandschabis als Händler, und auch der bhutanesischen Einfluß von Osten her ist nicht zu unterschätzen; von den in die wilden Dschungelgebiete zurückgedrängten Leptschas, der eigentlichen Urbevölkerung Sikkims, gar nicht zu reden. Gerade das Primitivvolk der Leptschas mit seinem finsternen Aberglauben hat doch seine uralte Kultur noch immer beibehalten.“ — „Gewiß, das sind alles Tatsachen, die nicht abzuleugnen sind“, unterbricht mich der Rai Sahib, und dann fährt er mit stolzer, gehobener Stimme fort: „Aber die herrschende Klasse sind wir, die Bhutia-Khazis, der Stammesadel von tibetischer Herkunft. Unsere Vorfahren kamen von Tibet und haben Sikkim erobert. Wir haben den Buddhismus gebracht und haben dem Land die Kultur geschenkt. Die Frau, die unserem Maharadscha vier Söhne geboren hat, ist

*) Mahakala, der „große Schwarze“, ein Schutzdämon des Lamaismus.

**) Khazi heißt Adeliger.



6 Ein adeliger sikkimesischer Krieger tanzt vor Kangchendzönga, seinem großen Herrscher und Gott

eine reinblütige Tibeterin aus Lhasa Uradel, alle unsere nächsten Verwandten sind einflußreiche Männer in Gyangtse, Lhasa und Schigatse oder sie sind hohe Offiziere in der tibetischen Armee. Wir heiraten nur unter uns und verabscheuen die Vermischung mit anderen Rasseelementen, und wenn wir in Sikkim keine geeigneten Mädchen finden, dann reisen wir nach Tibet und holen unsere Frauen aus gleichrangigen Geschlechtern von jenseits der Grenze. Wir mögen zwar an Zahl gering sein, aber die Macht als Landesherren und der Stolz, Kulturträger zu sein, das ist unser Vorrecht.“ „Ja, aber es gibt doch auch eine ganze Reihe von Nepalilandesherren und Leptscha-Khazis unter den 104 Adelfamilien Sikkims“, wage ich rasch einzuwerfen, doch der Rai Sahib ereifert sich so, daß ich nicht weiterreden kann. „Was die Leptschas betrifft“, fährt er mit geringschätziger Miene fort, „die sind nicht zum Führen geboren. Sie sind zwar gute Untertanen, bescheiden, fleißig und anpassungsfähig, aber sie sind keine Kämpfer, sie weichen allen Gefahren aus, und deshalb sind sie da, wo sie sind, mitten im Dschungel, wo sie keinem von uns im Wege stehen. Sie haben sogar den Buddhismus von uns angenommen. Ihre Khazis aber, die doch nur unfruchtbares Dschungel ihr eigen nennen, machen uns keinerlei Schwierigkeiten, im Gegenteil, sie sind die pünktlichsten Steuerzahler und folgen unseren Anordnungen aufs Haar, obwohl sie allen Grund hätten, unzufrieden zu sein.“

Bei diesen Worten verfinstert sich Rai Sahibs Mienenspiel, scharf und wohl akzentuiert hebt er von neuem an: „Etwas anders liegen die Dinge bei den Nepalis. Die sind wohl fleißig und anspruchslos, aber sie dringen immer weiter vor. Sie kämpfen um jeden Fußbreit Landes, sind zähe, verbissene Arbeitstiere und haben es schon zu hohen Positionen im Verwaltungsdienst gebracht. Ihre Landesherren müssen überdies höhere Abgaben leisten, als die ureingesessenen Khazis, und schon deshalb sind sie uns nicht wohl gesonnen. Gut ist nur, daß es unter den Nepalis fast ebenso viele Kasten gibt wie Ortschaften in Sikkim, und deshalb bringen sie auch keine Organisation auf die Beine. Wenn auch die Nepalis heute noch keine akute Gefahr für Sikkim als buddhistisches Land darstellen, so will ich jedoch nicht verhehlen, daß sie es einmal werden können, namentlich dann, wenn sie den übertriebenen Kastengeist einmal aufgeben werden. Jedenfalls sind wir und bleiben wir die Herren dieses Landes. Wir sind Buddhisten, die andere Religionen nur dulden, nicht fördern.“ „Was halten Sie vom Christentum?“ frage ich mein Gegenüber. — „Das kann ich Ihnen nicht sagen, weil ich zu wenig davon verstehe. Ich gebe zu, daß die Missionare eine ganze Menge Gutes gebracht haben, wie Medizinen und Hygiene im allgemeinen, aber nach ihren Anhängern zu urteilen, kann ihre Lehre nicht weit her sein. Wir nennen sie meist „Reis-christen“ und tatsächlich, sie stellen das minderwertigste, faulste und erbärmlichste Pack



7 Adelige sikkimesische Schwerttänzer beim Kriegstanz der Götter auf dem großen Tempelplatz in Gangtok. Die dem höchsten Landesgott geweihten Krieger warten auf das Erscheinen Kangchendzöngas

der untersten Gesellschaftsklassen dar: Schmarotzer und Drohnen, die zum Christentum übergetreten sind, weil sie in den Missionsstationen unentgeltlich mit Reis gefüttert werden und nun noch mehr faulenzeln können. Auch bei der Jugenderziehung scheint's zu mangeln, denn die Mädchen und Jungen aus den Missionsschulen verkehren freier miteinander als alle anderen, obwohl das hierzulande nicht unbedingt als Schande angesehen wird.“

„Allzuviel halten Sie also anscheinend nicht von der segensreichen Tätigkeit der Missionare?“, werfe ich spottend dazwischen. — „Darüber habe ich mir noch kein Urteil gebildet“, gibt der taktvolle Asiate zurück, „doch mag Ihnen die Tatsache genügen, daß wir in Sikkim jeweils nur für drei Missionare Platz haben und daß diese drei Verkünder des Heils halbjährlich ihre Pässe erneuern müssen.“ — Das genügt mir.

„Im übrigen wollen wir nun erst einmal Tee trinken“, sagt Rai Sahib und führt mich am Arm in einen teppichgeschmückten Raum, wo eine herrliche Tafel mit Keks und frischen Kuchen vorbereitet ist. „Und dann will ich Ihnen über die Kriegstänze alles erzählen, was ich weiß oder was Sie zu wissen wünschen, denn diese Tänze sind sikkimesisch, und Sie werden in keinem Land der Erde etwas Gleiches oder Ähnliches finden können — auch in Tibet nicht, obwohl wir die Ideen des Tanzes von dort übernommen haben.“

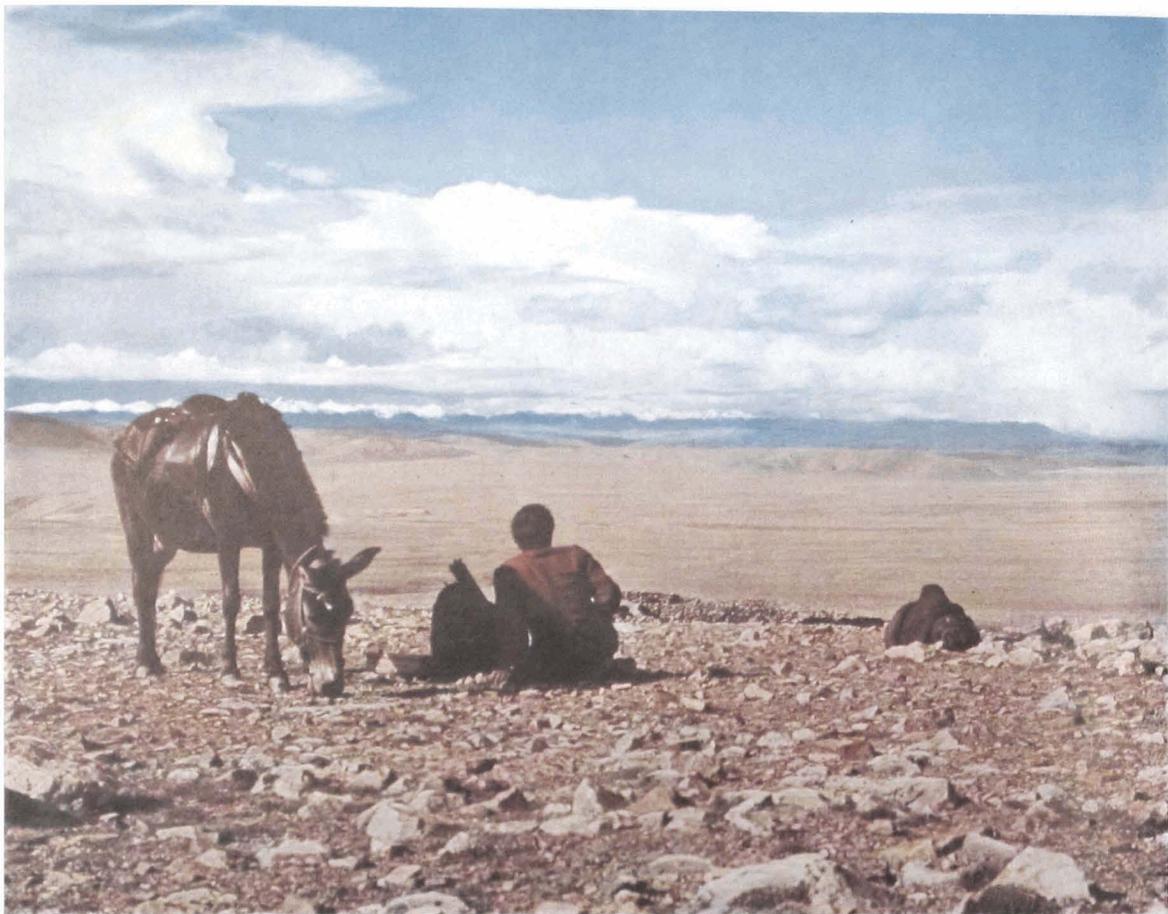
In den heiligen Büchern hat der erste Maharadscha Sikkims, Dschagdor Namygal, die folgenden Richtlinien für den jährlich wiederkehrenden Tanz aufgezeichnet.

„Der Kriegstanz der Götter darf nur von Buddhisten der nördlichen Schule*) aufgeführt werden und stellt ein Sinnbild des sikkimesischen Lamaismus dar. Es gipfelt darin, den Geist des Gottes Kanchen-Drod-Nga (Kangchendzönga) zu verehren. Der Gott wird in roter Farbe dargestellt, schwingt einen roten, bluttriefenden Speer und reitet ein weißes Schlachtroß oder einen weißen Berglöwen. Er ist der Kriegsgott Sikkims. Ihm müssen in regelmäßigen Zeitabständen von allen waffenfähigen Männern Opfer und Huldigungen dargebracht werden. Mit dem Tanze ist eine prächtige Entfaltung kriegerischen Poms verbunden, um dem Kriegsgott zu gefallen, die Wehrtüchtigkeit und den Stolz der Nation zu heben und zur schönsten Entfaltung zu bringen. Damit die Feierlichkeit nicht zu einem bloßen Gottesdienst oder zu einer alltäglichen Dämonenverehrung erniedrigt werde, bitten die Lamas auch den höchsten Herren aller Geister und Dämonen, den schwarzen blutgierigen Mahakala, das Banner zu schwingen und Kangchendzönga zu helfen, den buddhistischen Glauben und den Staat zu schützen. Friede, Reichtum und Sicherheit mögen dem Volke hierdurch beschieden sein.

*) Die „nördliche Schule“ des Buddhismus ist das sogenannte Mahajana oder „große Fahrzeug“. Im Gegensatz zu dem südlichen Buddhismus (z. B. Ceylons) dem Hinajana oder „kleinen Fahrzeug“ besitzt das Pantheon des Mahajana sehr viele Gottheiten, Heilige und die „lebenden Buddhas“.



Tafel 5. Zoologisches Sammellager im tibetischen Steppenland



Tafel 6. Die tibetische Hochsteppe vom 5178 m hohen Sebu-la aus gesehen

Der glorreiche Kriegstanz soll der körperlichen Ertüchtigung dienen. Er soll die Lamas und jungen Edelleute von den verderblichen Einflüssen eines faulen, seßhaften Lebens ablenken. Geschicklichkeit, Disziplin, Energie und die Kraft der Ausdauer sollen zur Schau gestellt und kultiviert werden. Vor allem soll der Kriegstanz Haltung und Moral der Truppe heben. In der geschickten Vereinigung physischer Kraftentfaltung mit religiösen Motiven und rückhaltloser Hingebung liegt der große, staaterhaltende Wert dieser traditionellen Gottesverehrung. Daher müssen die Tänzer auch während der Zeit der Übungen ein der Religion gewidmetes, zurückgezogenes Leben führen. Ausschweifungen sind verboten. Alkohol darf nicht genossen werden. Jeder einzelne Tänzer ist ein Exponent des Staates und muß sich als solcher durch tadellose Haltung auszeichnen. Er soll von dem Glauben beseelt sein, die Freude und der Stolz seines Kriegsgottes zu sein und der Vollstrecker dessen allumfassenden Willens, der selbst wieder vom Geiste Mahakalas beseelt ist, des Schirmherrn aller Wesen und Geister.

Die Tänzer müssen Helm, Schwert und Schild tragen und sollen als echte Krieger schwer bekleidet sein und den siegreichen Eroberern Sikkims aufs Haar gleichen. Die Seidenschärpen, kreuzweise über der Brust getragen, sollen straff gezogen werden und fest sitzen, denn sie bilden im Nahkampf den besten Schutz gegen seitlich geführte Schwerthiebe und werden als Verbände benutzt, wenn die Krieger eine Wunde davongetragen haben. Die leuchtend bunten Farben der Uniformen versinnbildlichen die Zugehörigkeit zu den Truppenteilen unter verschiedenen Führern. Jauchzend sollen die Triumphschreie über das Schlachtfeld gelten: ‚Ki ki hu hu — Ki ki hu hu.‘ Sie allein verkünden den Sieg und erfreuen das Herz des großen Mahakala.“

Dichte Nebel verhüllen am Morgen des verheißungsvollen Tages den Festplatz vor dem großen Tempel zu Gangtok. Beinahe scheint es, als ob der Wettergott die Gebete der Lamas überhört habe. Die Sonne erst bringt Bewegung in die feuchten Schwaden der niedrig lagernden Wolkenbänke, und noch ehe wir unser Frühstück im Gästehaus des Maharadschas beendet haben, wissen wir, daß uns ein lachender Sonntag bevorsteht. Ein Tag, wie wir ihn uns seit Monaten für dieses große Ereignis wünschten. Was uns heute erwartet, ist in der Tat eines der farbenfreudigsten und überwältigendsten Erlebnisse, wie es sich die nüchterne Phantasie des Europäers kaum auszumalen imstande ist. Es ist ein wirrer Taumel, ein brodelndes Hin und Her von schreienden Farben und gellenden Tönen, dessen Bilder oft rascher wechseln, als wir mit den Augen folgen können.

Wir haben uns ganz nach den wohlmeinenden Vorschlägen seiner Hoheit gerichtet und uns schon lange vor Beginn der Tänze auf den Festplatz begeben, um das Schauspiel von Anbeginn an mitzuerleben. Eine festlich gekleidete Zuschauermenge findet sich ein. Alles ist bestrebt,





9 Mahakala, der größte Dämon und Beschützer der südlichen Pässe

die besten Plätze frühzeitig einzunehmen. Ein faszinierendes Bild entrollt sich schon jetzt vor unseren Augen.

Die letzten Vorbereitungen werden getroffen. Dienstbeflissene Kulis eilen hin und her und ein Heer von bunt uniformierten Dienern und Polizeibeamten unterzieht die für die Ehrgäste bestimmten Zelte einer letzten Kontrolle. Alles befindet sich in einem Zustande höchster Erregung.

Dort steht prunkvoll das Zelt des Maharadschas mit gepolsterten Sesseln auch für uns, die wir später im Trubel des Geschehens jedoch so gut wie gar nicht benutzen. Nebenan erhebt sich ein mit grünen Farnwedeln und Tannenreisern geschmackvoll ausgestattetes Zelt, in dem zu Mittag ein gemeinsames Frühstück gereicht wird. Dann gibt es ein Zelt für die Khazis und eines für die höheren Staatsbeamten. Diese sind im Halbkreis um den Tempel und den Pavillon der Lamas so angeordnet, daß man den zentral gelegenen Tanzplatz von allen Seiten aus gut überblicken kann.

Noch haben sich unsere Augen nicht recht an das wilde Durcheinander gewöhnt, noch haben wir die seidenschimmernden Khazis nicht alle begrüßt, da macht das drollige Paar der „Azars“*) schon seine Aufwartung, um mit Possen und Scherzen die bösen Geister vom Festplatz zu vertreiben und den Tänzern den Weg zu bereiten. Diese beiden Clowns, die, als Mann und Frau maskiert, regelmäßig von zwei jüngeren Lamas dargestellt werden, dürfen bei keinem religiösen Lamatanze fehlen. Neben ihren offiziellen Funktionen fällt den beiden Spaßvögeln auch die dankbare Aufgabe zu, das Publikum durch allerlei neckisches Spiel vor Langerweile zu schützen. Die Tänze stellen nämlich nicht nur für die Beteiligten, sondern auch für die Zuschauer, eine regelrechte Geduldprobe dar. So beginnen die Azars mit vielerlei harmlosen Späßen, jagen sich, tanzen mit verrenkten Gliedern, deuten durch urkomische Gesten allerlei allzu menschliche Begebenheiten an oder ergreifen die herumstreunenden Hunde an den Schwänzen, um die armen Tiere zur größten Freude der Menge minutenlang in der Luft herumzuwirbeln.

Langsam machen wir die Runde, bis unser Blick von einer Gruppe prächtig gekleideter Tibeter gefangen wird, die zwei herrlich geschmückte Hengste am Zaume halten. Trutzige Gesellen sind das, mit wilden Gesichtern, die sich ihrer bedeutsamen Rolle, die sie und die ihnen anvertrauten stolzen Tiere während der Tänze zu spielen haben, vollauf bewußt sind. Die beiden Hengste sind die Reittiere der höchsten Gottheiten, die von Menschen nie geritten und nie zur Zucht verwendet werden dürfen. Es sind heilige Tiere, die nur zu Ehren der

*) Die „Azars“ tragen stets Kopfmasken mit indoarischen Zügen. Sie versinnbildlichen ursprünglich indische Buddhapriester, die in Tibet wenig geachtet sind.

Götter gehalten und im Marstalle des Maharadschas gepflegt werden. Kangchendzöngas Schimmel ist ein wildes, unbändiges Tier aus Tibets bester Zucht. Der feurige Hengst ist mit roter Seide geschmückt und trägt als Sinnbild der Königswürde ein Bündel Pfauenfedern auf dem schönen, edelgeformten Kopf. Das Schlachtross Mahakalas dagegen ist kohlschwarz und ungestüm wie der dunkle, totenkopfgeschmückte Dämonenbezwinger selbst. Voll Feuer und satanischer Kraft schlägt der Gaul, wirft die Nüstern auf und ist vor ausgelassener Tücke kaum zu bändigen. Eben haben wir die heiligen Hengste besichtigt, da reißt uns der wirre Schwall aufbrausender Musik dreier Kapellen in den Trubel neuen Geschehens hinein.

Die Reihen der Zuschauer beginnen sich zu schließen. Der ganze Tempel ist von buntem Menschengewimmel umgeben. Voll Spannung und Erwartung sind alle Augen auf den Palast gerichtet, dessen Pforten langsam geöffnet werden. Der höchste Gast, Seine Hoheit der Maharadscha, gefolgt von einer langen Reihe Khazis, schreitet würdigen Schrittes dem Tempel entgegen, um zu meditieren und die Götter herbeizurufen. Bannerträger in feuerroten Roben mit grellgelben tibetischen Kopfbedeckungen, Leptschagardisten in scharlachroten Wämsen und mit Pfauenfedern geschmückten Strohhelmen, Bhutiakrieger in voller Kriegsbemalung in strammer Haltung salutieren. Dann eröffnen die Kapellen von allen Seiten ein wahrhaft tumultarisches Konzert, um die Ankunft der Götter zu feiern. Mit vollen Backen blasen die Leptschas in die Hörner, die Dudelsäcke der Nepalikrieger kreischen im höchsten Diskant. Mit stoischer Ruhe schlägt der mit Leopardenfell verbrämte Gurkha die große Pauke, ohne daß sein wie zu Eis erstarrtes Gesicht auch nur eine Miene verzöge.

Wir aber filmen und filmen, bis es im Tempel zu dröhnen beginnt. Der Maharadscha erscheint mit seinem Gefolge, wir reichen ihm rasch die Hand und springen wieder zurück, um die phantastischen Bilder zu fassen.

Bunt quillt es dann aus dem Tempel hervor, Lamas in Rot und Gelb, mit blauen und grünen Schleiern behängt, darüber strahlt die Sonne und zaubert unfaßbare Szenen von magischer Gewalt über das ganze Blickfeld. Die Priester nehmen Aufstellung, lassen ihre Instrumente in schaurigen Tönen erklingen, da drängen die Tänzer des Kriegsgotts in wildem Wirbeltanz über die Schwellen des Portales ins Freie. Sie beginnen ein Spiel voller inbrünstiger Hingabe und bezaubernder Vollendung, wie wir es nie gehant und niemals für möglich gehalten hätten. Toll und wild die einen, langsam und getragen die nächsten Schritte, seidenrauschend, schwerterblitzend drehen sich die zwanzig Vasallen des Kangchendzönga im Kreise, gehen im Tanzschritt die Runde, reihen sich auf und bringen laut jubelnd dem Kriegsgott die erste Huldigung dar. Herb und unergründlich ist das Mienenspiel dieser, dem Tanz und den Göttern ergebenen, fanatischen Krieger. Wie todernt ist ihr Spiel, wie hart und unerbittlich die Züge

schönster mongolischer Männlichkeit. Dann ein Kommando. Die Schwerter fliegen zur Mitte, die Schilder glänzen wie Gold, die Farben zerrinnen in jubelndem, wirbelndem, rasendem Impuls der Bewegung*). Man kann sie kaum erfassen, diese wahnwitzigen Sprünge, man kann ihm nicht folgen, diesem jagenden Chaos der Farben, und doch, Welch vollendete Selbstzucht, welche Harmonie in blitzartig geführten Streichen, in schlagartigen Wendungen, wenn das Wort des Führers aus dem Wirbeltanz hervorbricht und schweißtriefende Gesichter unter brandroten Schärpen sichtbar werden. Einige wenige Schritte im wiegenden Gleichmaß folgen, dann erneut ein Kommando, und wieder blitzen die Schwerter, leuchten die Schilde und glänzen die Helme unter wehenden Federbüscheln im vollendeten Gleichklang einer mechanisierten Bewegung, die alles erfordert, was Kangchendzönga von seinem Kriegsvolk verlangt: Zähigkeit, Ausdauer, Kraft und Selbstzucht der Mannen.

Ohne auch nur eine einzige Pause einzulegen, wirbeln die Tänzer in immer neuen Figuren, bald rasend schnell, bald mehr verhalten, um und um, lassen ihre wilden Schreie erschallen oder tanzen schweigend ihre Runden. Wir stehen nur gebannt und berauscht vom faszinierenden Spiel, das uns immer tiefer in den Bannkreis des magischen Geschehens hineinzieht. Der Höhepunkt des eigentlichen Kriegstanzes aber ist die hinreißende und fanatische Darstellung des mystischen „Dorgé-Gro-Dorjdrod“-Schrittes: extatisch, wildes, unglaublich packendes Erlebnis, wenn die fünf auserwählten Tänzer, jeder einen Gipfel des Kangchendzöngas**) verehrend, in vollster Hingabe durcheinanderfliegen, um den Triumph der Wahrheit über die Lüge, den Sieg des Guten über das Böse sinnbildlich darzustellen.

Ich hätte es beinahe als Beleidigung empfunden, als mich der Privatsekretär Seiner Hoheit am Ärmel zupft und aus dem berauschten Spiel herausreißt. Man ist jedoch nur um unser leibliches Wohl besorgt, das uns nun in Form eines ausgezeichneten chinesischen Essens im Ehrenzelt des Maharadschas erwartet. Den Kaffee nehmen wir mit schußfertigen Kameras schon wieder draußen ein, nur um das Erscheinen der Götter nicht zu versäumen.

Die Lamakapelle setzt plötzlich mit dumpfer Schauerlichkeit ein. Ein Aufruhr geht durch die Zuschauer. Hornbläser nehmen zu beiden Seiten des Tempelportals Aufstellung, die Kriegstänzer präsentieren ihre blanken Schwerter, die schweren Vorhänge fliegen auseinander. In gleitender Bewegung, riesenhaft und unwirklich, tritt der Kriegsgott in Erscheinung und tanzt mit meisterhaftem Geschick und einer Grazie, die man dem ungeschlachten Koloß nicht zu-

*) Das gleiche gilt von den verschiedenen Masken und Tanzposen.

**) Die Sikkimesen und Tibeter verstehen unter dem Kangchendzönga nicht nur den uns als „Kantsch“ bekannten Riesenberg, sondern die ganze Gruppe der das Zemtul abriegelnden Schneegipfel, also Siniolchu, Simvu, Kantsch, Twins und Tentpeak.



10 Der zu Ehren Kangchendzöngas im Marstall des Maharadschas von Sikkim gehaltene Schimmelhengst mit seinem Wärter

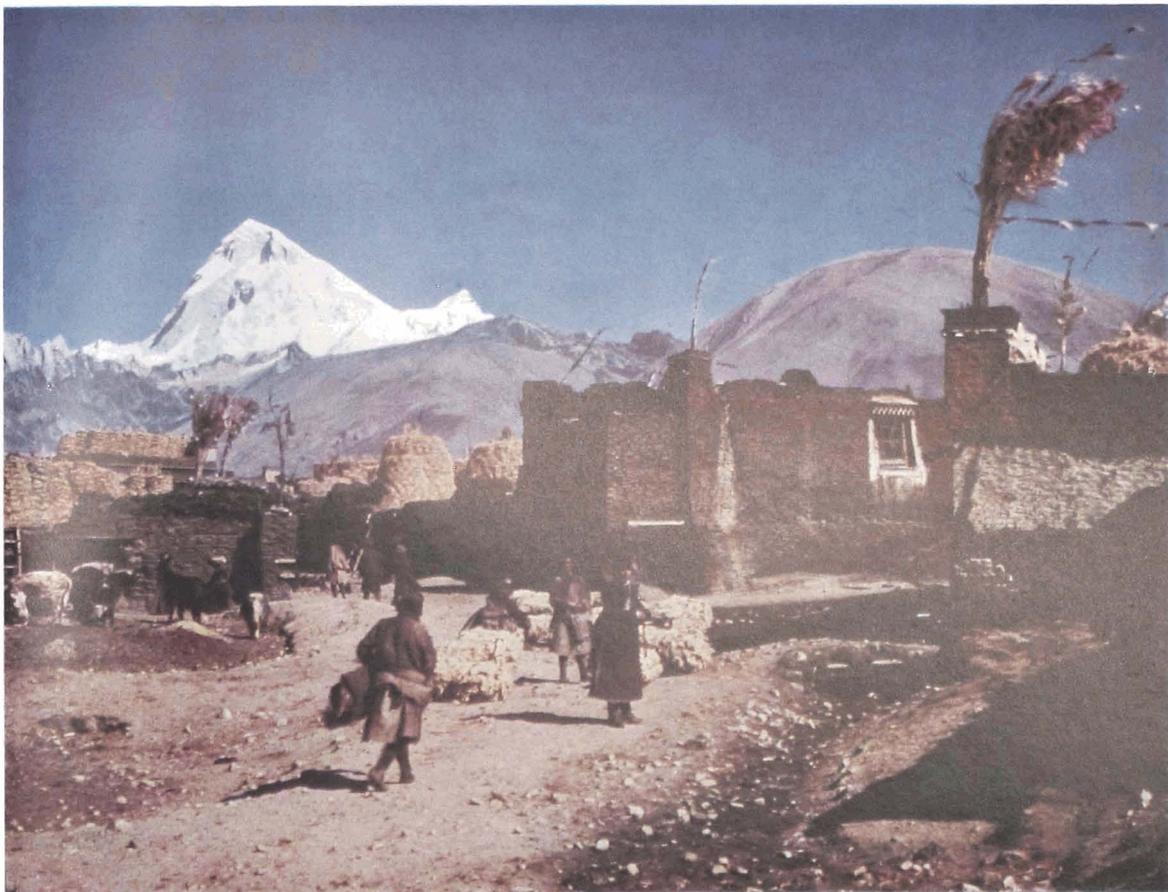
trauen würde. Im Gegensatz jedoch zu den raschen Umdrehungen seiner Krieger sind alle Bewegungen des Gottes, so schwungvoll und elegant sie auch vorgetragen werden, gleitend, getragen und von königlicher Würde. Kangchendzöngas Prunkgewand strahlt im Lichte der sich schon senkenden Sonne. Der Himmel lodert in bernsteinfarbenem Glanze. Es scheint, als ob die Wolken sich öffneten und der Berg selbst Nachschau halten wolle, ob sein Gebieter die Menschen in Scheu und Demut zittern mache! Zu Beginn des Tanzes schon wurde der Hengst des Kriegsgottes herangeführt. Da steht das herrliche Tier gesenkten Hauptes mit schaumbedecktem Zaumzeug, um seinem hohen Gebieter Ehre zu erweisen. Ein neuer Tusch, und Mahakala, der Dämon der Dämonen, erscheint in gleichem bombastischem Aufzuge. Von einigen Lamas begleitet, tanzt er im wilden Tumult seine Runde. Schwarz das blutgierige Gesicht, hell leuchtend die Krone der Totenköpfe, furchteinflößend und aufreizend im Extrem die Züge seines Antlitzes, blinkend der todbringende Speer, schreiend der Kontrast seiner Farben, so bringt die Darstellung Mahakalas noch eine Steigerung über das meisterhafte Sinnbild Kangchendzöngas. Nachdem die beiden mächtigsten Gottheiten ihren Tanz vollendet, nehmen sie, Mahakala zur Rechten und Kangchendzönga zur Linken, auf goldenen Thronsesseln Platz, um die Parade ihrer Krieger abzunehmen. Aus der Mitte der Tänzer springt als erster der Herold des Mahakala hervor, läßt seine Waffen im tollen Wirbeltanze blinken und singt mit tiefer, sonorer Stimme die große Huldigung dem höchsten der Götter zu Ehren:

„Du wilder, stolzer, unbesiegbarer Mahakala, der Du über der Welt und den Menschen stehst, weilst heute wieder unter uns, um Deiner ersten Pflicht Genüge zu tun. Pfeile, Speere, Schwerter und Dolche sind leuchtend und glitzernd gegen den Feind geschwungen — wie ehemals. Berge von Leichen bilden Deinen Festschmaus, Meere von Blut trinkst Du mit Wohlbehagen, Augen, Ohren und Zungen aber bilden Deine göttliche Nachspeise. Wer sein Leben lieb hat, geht Dir heute aus dem Wege, wer aber zu sterben gewillt ist, der braucht sich Dir nur zu nähern. Mahakala wird den roten Strom deines Lebens zerschneiden und deinen Körper im göttlichen Festschmaus vertilgen. Er ist es, der blutberauschte und zerstörende Dämon der Dämonen.

Heil Mahakala, dem Geiste aller Toten, Ki-Ki hu hu — Ki-Ki hu hu — Ki-Ki hu hu!“

Kaum ist der wilde Kriegsruf verklungen, da tritt der Herold des Kangchendzönga aus der Reihe der Krieger hervor und beginnt seinen Huldigungsgesang:

„Du Sieger über die Feinde, die alle zehn Sünden begingen, oh Du allerhöchster Wächter dieses Reislandes, Du Herrscher über alle stolzen Wesen, der Du uns als unbesiegbarer Gipfelriese Dzod-nga (Kangchendzönga) in eisiger Pracht ständig vor Augen stehst, heute



Tafel 7. Die 4350 m hoch gelegene tibetische Ortschaft Phari zu Füßen des Tschomolhari (7100 m)



Tafel 8. Der Ausfluß des vereisten Dochensees mit Blick auf den Bhutan-Himalaja

bist Du bei uns und wir beugen uns vor Dir. Du bist unser Kriegsgott von ewig blühender Jugend, doch Dein Herz ist so mild wie das des Dharmakaya*).

Du flammst in fünffältiger Reinheit über unserem Lande empor, mit Dir ziehen die siegreichen Truppen aller Götter und Geister, Du selbst aber reitest auf dem weißen Hengste der Keuschheit wie der Sturmwind daher. In rasender Wut rollst Du Deine drei unergründlichen Augen dem Feinde entgegen, bis der Sieg unser ist. Nun aber sitzt Du majestätisch auf Deinem goldenen Thron, Du mein Dzod-nga, mein Kriegsgott, mein fünffältiges Sinnbild der Treue, der Ehre, der Tapferkeit, der Großmut und des Sieges. Alle vier Winde künden den Menschen von Deiner Großmut. Hart wie die Kronen des Diamanten möge Dein Thron stehen. Ki-Ki hu hu — Ki-Ki hu hu — Ki-Ki hu hu —!“

Und von allen Seiten dröhnt es Ki-Ki hu hu — Ki-Ki hu hu; die Schwerter blinken im Abendsonnenschein, flammen empor und senken sich vor den schweigend verharrenden Gottheiten.

Ein Schwert blinkt heller als die anderen alle, sein Träger wirbelt hervor, den Sang der Waffe zu künden:

„Du meine blutgetränkte Klinge bist das Schwert des Lebens. Tausend Dämonen haben Dich aus dem Metall des Donnerkeils**) geschlagen und tausend Götter haben Dich heilig gesprochen. Im Sommer kühlen Dich die weißen Bergeshäupter, und im Winter wärmt Dich der Grund des ewigen Meeres. Du hast die brennende Hitze des Feuers in Dich aufgesogen und die Kühle der Seen gespürt. In wundersame Gifte bist Du getaucht und an menschlichen Schädeln bis Du geschliffen. Du bist uns mehr als alle Schätze der Welt und wenn ich Dich schwinge, dann springen die Funken, und wenn ich Dich senke, dann tropfst Du von Blut. Das Leben der Feinde entzweist Du, die Körper der Feigen verschleißt Du, und die Geister der Teufel zerreißt Du. Du schreckliches Richtschwert. Mir bist Du der treueste und liebste der Freunde, und Dein furchtbarer Name ist: „Blitzender Strahl des Todes.“ Ki-Ki hu hu — Ki-Ki hu hu — Ki-Ki hu hu —.“

Damit erheben sich die Götter und tanzen zurück in den Tempel. Erst übers Jahr werden sie wieder in ewig blühender Jugend aus ihm hervortreten, um sich ihrem Volke zu zeigen. Wild jauchzen die Krieger, Böllerschüsse dröhnen, und dumpf wirbeln die Trommeln. Nun, da die Götter wieder in ihre eisigen Höhen zurückgekehrt sind, bittet der Maharadscha zum tradi-

*) Dharmakaya, der Gesetzeskörper, die ewige Weisheit, wird durch den höchsten Buddha, den Adibuddha, repräsentiert.

**) Der Donnerkeil, tibetisch Dorgé genannt, ist das buddhistische Sinnbild der Macht. Darjeeling = Dorgé-ling, Ort des Donnerkeiles.

tionellen „Muwar“, dem sikkimesischen Hirsebier, das durch lange Bambusstäbchen gesogen wird und uns, die wir in der subtropischen Sonne fast ausgedörft sind, vortrefflich mundet. Unterdessen haben sich alle Krieger, Kämpfer und Tänzer und auch die Rosseführer zum letzten Dankesopfer zusammengefunden und umwandeln den Tempel, darin die Götter verschwanden, in feierlicher Prozession. Voran die Leptschakrieger, dann die heiligen Hengste, die Kriegstänzer in langer Reihe, und zum Schluß jubelnd und jauchzend das Volk. Dreimal wird die heilige Umwandlung vollzogen*). Glorreich fällt das letzte strahlende Abendlicht auf den Festplatz. Nun tritt der Bannerträger mit einem Troge schneeweißen Mehles aus dem Tempel hervor und schreitet, von roten Lamas gefolgt, würdigen Schrittes bis in die Mitte des Tanzkreises. Dort versammeln sich alle Krieger um ihn, tauchen die Schwertspitzen rasch in das Sinnbild des heiligen Schnees und lassen sie blitzend emporschnellen. Eine Wolke von „Schnee“ stiebt auf. Sie walle zum Kangchendzönga empor. Dabei brechen alle in den Jubelruf aus: „La-sa-lo, die Götter haben gesiegt.“ Über und über mit weißem Pulver bedeckt, wandelt der Bannerträger zurück, die Tänzer schließen sich an, und noch einmal blitzen die Helme und blinken die Schwerter, da die letzten Vasallen der großen Götter in des Tempels düsterer Halle verschwinden. Mit diesem letzten großen Opfer ist der Kriegstanz der Götter beendet.

Wir haben ein Stück Mittelalter gesehen, ein Stück Asien erleben dürfen und sind dankerfüllten Herzens.

Nicht nur in Gangtok, sondern beinahe in allen größeren Ortschaften und Klöstern des sikkimesischen Landes, finden, sobald der Monsun mit seinem Schrecken verklungen ist, die berühmten „Teufelstänze“ statt, deren Hauptzweck es ist, die Dämonen der Berge zu besänftigen, das Böse zu vernichten und die guten Geister zu locken und zu ehren.

Wenn die Sikkimesen, als Ganzes gesehen, jetzt auch ein zahmes Völkchen geworden und in vieler Weise schon mit dem verderbten Einfluß der europäischen Zivilisation in Berührung gekommen sind, so halten sie doch mit rührender Zähigkeit an ihren alten Gebräuchen und Überlieferungen fest. In blauen, roten, gelben, grünen und goldenen Gewändern, die aus schwerer, uralter chinesischer Seide gefertigt sind, quellen die Schwerttänzer überall aus den düsteren Tempeln hervor, um im strahlenden Sonnenlicht ihre kultischen Feste zu feiern. Tief unten rauschen die wilden Flüsse dahin, an den Berghängen wuchten die Urwälder empor, und im Hintergrunde vermählen sich die glitzernden Gefilde des ewigen Schnees mit dem tiefdunklen Blau des Himmels über dem Himalaja.

*) Bei den heiligen Umwandlungen der Lamaisten bleibt das zu verehrende Objekt immer zur Rechten des Umwandelnden. Man geht also in Uhrzeigerichtung um das Heiligtum herum.



11 Ein Leptscha aus der Leibwache des Maharadschas von Sikkim

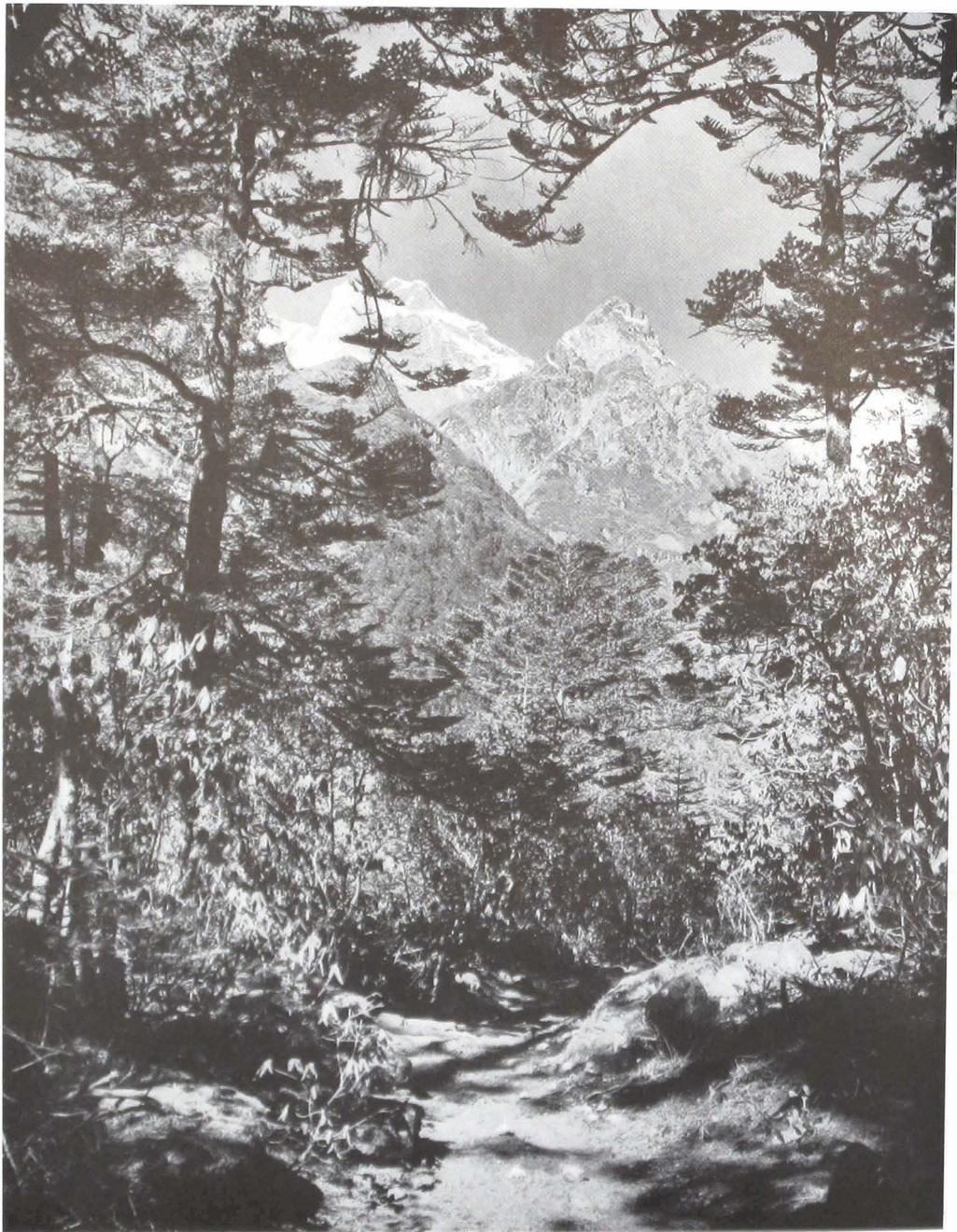
DURCHBRUCH NACH NORDEN

Bunter noch als die lamaistischen Tänze, phantastischer und unbekannter als die Menschen, die in Sikkims Urwäldern zu Hause sind, ist die Natur dieses gigantischen Berglandes, das in allem, was es uns bietet, nur Bewunderung, nur Ehrfurcht erweckt.

Wir reisen von Gangtok, der im südlichen Teile des Landes gelegenen Hauptstadt, in wenigen Tagesmärschen mit einer Mulikarawane gen Norden und erleben Wunder über Wunder. Am Abend des ersten Tages lagern wir tief unten in der Schlucht des Tistatales, nur 560 m über dem Meeresspiegel. Da widerhallen die regenfeuchten Dschungelwände vom ohrenbetäubenden Gekreisch unzähliger Zikaden. Angstvoll versucht man, sich vor den Stichen der Malaria-mücken zu schützen. Surrend umschwärmen sie uns, an Schlaf ist kaum zu denken. Aus dieser rein tropischen Zone steigen wir in einem Tage in die Subtropis hinein. Die Farne werden weniger, die Moose häufen sich, die Tierwelt zeigt einen anderen Charakter, und ehe wir uns versehen, tauchen am dritten Tage auf etwa 2800 m Höhe die ersten Anzeichen von heimatlicher Flora und Fauna auf. Plötzlich bleibt die immergrüne Vegetation zurück; schwarzgrüne, wuchtige Koniferenwälder umgeben uns, wettergezauste Fichten mit meterlangen, im scharfen Bergwind wehenden Flechtenfahnen stehen dicht am Wegesrand. Heimische Blumen, Primeln, in unwahrscheinlicher Fülle und Farbenpracht, tauchen in kleinen Tälchen vor uns auf. Das Herz jauchzt. Saugend ziehen wir die Luft auf 4000 m Höhe in unsere Lungen und träumen uns der nordischen Heimat näher als je zuvor. Wegen des allzu raschen Anstieges überfällt uns die Bergkrankheit. Wir müssen einige Tage Rast einlegen. Trotz aller Mühsal und Beschwerden bringt uns diese in sich so abgeschlossene, im großen so düstere, im kleinen aber so unendlich farbenfreudige, blumenbestickte Zone der paläarktischen Montanwälder in eine herzerquickende Stimmung. Sie läßt uns vorahnen, welch herrliche Aufgaben der Wissenschaft und der Forschung unser harren. Aber auch menschlich ist es eine Erfüllung. Mir besonders liegen die herben Hochlandschaften und die kühnen Kämme der mächtigen Hochgebirgsgzüge Tibets und des Himalajas weit mehr als die üppige Fülle der heißen Tropenländer.



12 Aus den heißen, subtropischen Dschungellagen wächst der Berg Kangchendzönga wie eine überirdische Vision hervor
Blick von Sinkhik in das Talungtal



13 Über der Subtropenzone erhebt sich die Wildnis der Nadelwälder des zentralen Himalajas



14 In den tiefen Schluchten brausen die Wildbäche zu Tal. Die Karawanenstraße zieht sich meist zwischen Himmel und Erde an den steilen Dschungelmauern entlang

Mein Tagebuch sagt über den Durchbruch nach Norden:

Hochlager über Tangu, 12. Juli 1938.

4500m über dem Meere.

Die Hauptketten des Himalajas liegen südlich hinter uns, wir sind dem physiogeographisch-tibetischen Gebiet nähergekommen. Flora, Fauna, Menschenwelt gehören schon jener maßlos weiten, unfaßbaren Hochlandmasse an, dem höchsten und weitgedehntesten Gebirgsplateau der Erde, Hochtibet.

Am 21. Juni, auf den Tag zwei Monate, nachdem wir Europa ein letztes Mal Lebewohl gewinkt hatten, stehen im Morgengrauen ein halbes Hundert Maultiere vor unserem Hauptlager in Gangtok, werden schwer mit Kisten und Koffern bepackt und ziehen in nördlicher Richtung davon. Als letztes Zeichen westlicher Zivilisation bleibt der Palast des freundlichen Maharadschas hinter uns, und wir fassen den lang ersehnten Entschluß, die Bärte wachsen zu lassen.

Die Sonne scheint, es ist wie ein Wunder nach den furchtbaren, bedrückenden Regentagen. Wir nehmen es als gutes Vorzeichen und ziehen mit frohem Herzen der nördlichen Wildnis entgegen. Da schweben hauchdünne Schwaden blauen Dunstes in den nahen Tälern, aber die dschungelbekleideten Kämme, die sich in nicht endenwollender Reihe hintereinander staffeln, sind klar bis hinauf zu den hohen karstigen Felsregionen, die im Frühlicht der Sonne liegen.

Das Wetter hält nicht lange. Am Abend, da wir das tiefgefurchte Tal der brausenden Tista wieder erreicht haben, tobt der Monsunregen mächtiger denn zuvor. Nur als sich die Schatten der Dämmerung zwischen den Dschungeln senken, tritt vorübergehend Linderung ein. Überall, hier und dort, im Gebüsch und am Rande der Urwälder, glimmt und leuchtet, flackert und erlischt es wie unzählige St.-Elms-Feuerchen, phantastisch und unwirklich: das bewegte Heer der tropisch hellen Glühwürmchen. Geisterhaft ist dieser Anblick, und dazu klingt aus dem tiefen Felsen der dumpfe Abendgesang des Uhus, während die Zikaden in wirrem Stimmwall die Luft gellen lassen und ganz spät, als die Nacht schon über uns ist und die übrige Natur schlafen gegangen scheint, gelit der unerhört markante Ruf des „Monsunvogels“ durch die Stille der regenfeuchten Nacht. Dieser impulsive, blutstarke Schrei eines tropischen Kuckucks hat nächtlicherweile etwas so Packendes, so weltentrückt Unheimliches an sich, daß es einem die Nerven aufpeitscht und den Schlaf raubt. „Brain-Fever-Bird“ nennen die Engländer den nächtlichen Geistervogel. Ich glaube, sie haben das Rechte getroffen. Qualvoll muß diese mitternächtliche Stimme klingen, wenn der Malariakranke sich schüttelfrostgepeinigt auf seinem Lager hin und her wälzt.

Die tobende, unvergleichliche Tista, deren schmutzibraune Wasser in einem einzigen überschäumenden Gischtband mit 25 Stundenkilometer Geschwindigkeit brüllend gegen himmelragende Felsen tosen, zwingt sich oft durch enge Schründe anstehenden Gesteins. An anderen Stellen hat sie sich senkrecht in ihre eigenen Schutthalden eingegraben. Zuweilen hört man ein unheimliches Donnern, das wie die schaurige Musik aus verschlungenen Lamaklöstern heraufzudringen scheint. Das sind die Schottermassen, die der ungestüme Bergstrom auf seinem Boden dahinwälzt und aus harten eckigen Felstrümmern runde glatte Geröllblöcke mahlt und schleift. Dieser wilde Fluß ist mehrere Tage unser Begleiter. Mal donnert er dicht neben uns her, daß man sein eigenes Wort nicht hören kann und Sprühschauer uns mit feuchtem Wasserstaub bedecken; mal rast er tief unten gurgelnd zwischen hohen Felsbastionen hindurch, und dann wieder schallt sein dröhnendes Lied zwischen dunklen hängenden Dschungelmauern zu uns herauf. Es ist ein berauschendes, beklemmendes, unvorstellbares Erlebnis! Da, wo die kühnen Hängebrücken die zu Tal stürmenden Nebenflüsse in gewaltiger, schwindelerregender Höhe überspannen, gipfelt das Erlebnis, wenn man die schwerbeladenen Tiere, eines hinter dem anderen, über den schmalen Steig schwanken und die Seilverstrebung der Brücklein in bedrohlicher Weise hin und her pendeln sieht. Dann torkeln die Mulis unsicher hin und her, und höchste Nervenprickel erlebt man, wenn man hoch zu Roß, durch die Risse der morschen Planken auf wildrauschende Wasser schauend, mit der Brücke für und wider schwingt.

Dann wieder verschlingt uns der Dschungel. Überall kriechende Bärlappgewächse, die sich wie ein grüner Teppich über feuchte Felsen und morsche Baumstrünke breiten. Und nun die Farne in einer Artenzahl und Formenfülle, wie es fast unglaublich scheint. Kleine, fein gefiederte Arten, die bis hoch in die Baumkronen klettern; baumartige, die mit einer Höhe bis zu 15 m den Eindruck erwecken, als sei man um viele Jahrtausende zurückversetzt und wandle durch die üppigen, tropischen Urwälder zur Steinkohlenzeit, als die Sigillarien vorherrschten und die höheren blütentragenden Pflanzen noch gar nicht im Entstehen begriffen waren. Wieder andere Arten, die sich wie Rosetten um die moosbedeckten Stämme der in den Himmel strebenden Urwaldriesen winden, und am Boden dichte Barrikaden mannshoher Adlerfarne, in dessen Wust man viertelstundenlang nach geschossenen Vögeln suchen muß, um sie schließlich doch nicht zu finden, aber um Dutzende von spannenden Blutegeln als vollgesogene Säcke von den Beinen abzulesen. Den Rekord schlagen die Biester an einem Tage, der mir neben einer Anzahl seltener Vögel am rechten Fuße 53 und am linken 45 Wunden von Dschungelgelegen einbringt, die sich alle um die Knöchel herum und an den Fersen festgesogen haben. Gerade dort, wo die Haut am dünnsten und die Gewebe



15 An der Baumgrenze dehnt sich der breite undurchdringliche Gürtel der Rhododendrenurwälder. Zwischen den tiefdunklen Urwäldern und dem ewigen Schnee entfalten die Rhododendren des Himalajas im Frühling eine märchenhafte Blütenpracht



16 Mühsam bahnen sich unsere Lasttiere zwischen den hängenden Dschungelmauern ihren Weg. Die Forscherarbeit in diesen steilen blutegelverseuchten Gebirgsgegenden gestaltete sich besonders schwierig

der Unterhaut am zartesten sind, lieben es diese Plagegeister, ihre kreissägeartigen Freßwerkzeuge anzusetzen und das schmerzbetäubende, die Gerinnung des Blutes verhindernde Hirudin einzuspritzen. Dann läuft einem das Blut in Strömen an den Beinen herunter und die Strümpfe saugen sich wie Schwämme voll roten Lebenssaftes, daß man am Abend das Blut auswringen kann. Abscheulich sehen die armen, barfußigen Karawanentreiber aus, deren Knöchel mit dicken, schon schwarz gewordenen Blutkrusten bedeckt sind. Die Pferde und Maultiere haben nicht minder unter der Pest der Blutegel zu leiden, die sich in Wüsten über ihren Hufen festsetzen. Die Geruchsempfindungen der Blutegel müssen unerhört fein abgestimmt sein: Oft habe ich Gelegenheit zu beobachten, daß die vorüberziehende Karawane das blutsüchtige Gezücht aus den unterholzreichen Dschungeln geradezu hervorlockt. Dann wimmelt der schmale Weg von den langen, pfriemähnlichen Würmern. Deshalb ist es immer das beste, der Karawane sammelnd voranzuziehen. Nur dann hat man zuweilen das Glück, eine Zeitlang unbelästigt in der berausenden Natur schwelgen zu können. Wehe aber, wenn man sich, durch eine neu auftretende Art hingehalten, vergißt und stehen bleibt. Dann beißen die ersten Egel gleich an, und wenn das Blut erst mal geflossen war, hilft keine Abwehr mehr, dann kann man sicher sein, von einem ganzen Heer der Plagegeister überfallen zu werden. Es nützt dann wenig, rasch zu laufen oder andere Vorsichtsmaßnahmen zu ergreifen. Da dringt der rote Saft schon bald aus den Schnürlöchern hervor und man kann nur von Zeit zu Zeit die dicksten Plagegeister absuchen. Salz und Tabakdose sollen manchmal gute Dienste tun. Wickelgamaschen und Schaftstiefel mögen viele Egel abhalten; aber ich habe immer gefunden, daß allzu schwere Bekleidung beim Sammeln und Schlüpfen nur hinderlich ist. So nehme ich den Blutverlust gern in Kauf, wenn der Preis einer seltenen, für unsere Sammlung neuen Vogelart lockt. Allzuviel ist aber auch hier ungesund, denn am Abend des dritten Tages haben mir die Plagegeister so arg zugesetzt, daß die Füße zu schwellen und zu schmerzen beginnen und ich mich wohl oder übel in Begers, des Doktorsahibs, Behandlung begeben muß. Und die Tista donnert, rauscht und schwillt; allnächtlich prasseln ungeheure Regengüsse nieder. Kaum ein paar Minuten lang bricht täglich die Sonne durch und läßt die Dschungel kochen, dampfen und brodeln.

Wieder tropfende, nasse Wolken und eintöniges Reiten. Die Nerven stumpfen ab, die phantastischen Formen des Urwaldes werden zur Gewohnheit. Man ist am Abend froh, in den Schlafsack kriechen zu können, wenn das harte Muß des Registrierens der wissenschaftlichen Beobachtungen und des Tagebuchschreibens beendet ist.

Gegen 5 Uhr am Nachmittage setzt, wenige Tage ausgenommen, der „große Regen“ ein und hält meist bis zum frühen Morgen an. Trotzdem haben wir Glück, viel Glück; mehr als wir



17 Eine schmale Lianen-Hängebrücke führt über die tosende Tista ins wilde Land der Leptschas

zu dieser Jahreszeit erwarten können, denn von wenigen Schauern abgesehen, erreichen wir unseren Bestimmungsort regelmäßig, noch ehe sich die Schleusen des Himmels von neuem zu öffnen beginnen. Wir befinden uns nun schon seit Wochen in einem der grandiosesten Hochalpenländer der Erde und kämpfen unseren Weg mit steigender Hoffnung nach Norden durch, aber von den Bergen selbst, von der Pracht, dem Blütenduft und dem großen reinen Erleben haben wir noch nichts gemerkt. Nur der Alpdruck der Berge lastet auf uns, nur das Dämonische dieser Felsentürme grinst uns mit düsteren Augen an und klatscht uns die kalten Lappen der Nebel in die Gesichter. Die Augen sind geblendet vor lauter Regen und immer wieder Regen.

Hier, im zentralen Himalaja, bei der verhältnismäßig geringen Küstenentfernung von weniger als 1000 km wirft sich der Monsun mit solch ungestümer Gewalt gegen den Gebirgsblock, wie es in der Klimatologie kaum ein klassischeres Beispiel geben könnte.

Bei Tsungtang, wo wir einige Tage arbeiten, anthropologische Messungen und erdmagnetische Bestimmungen durchführen, filmen und sammeln, sehen wir die ersten kahlen Halben, die wie eine Befreiung wirken. Dunkle, satte Papilioniden, Schwalbenschwänze von herrlichen Farben, sehen wir dort, wie sie ohne Flügelschlag durch kalte Nebelwolken segeln. Wie eine Vision erscheinen uns diese großen Schmetterlinge, die plötzlich auftauchen und mit zitternden Schwingen im Nebel verschwinden. So wird die große Hoffnung auf die Schneeberge wach und wacher. Da sitzen wir im regenfeuchten Zelt auf einer kleinen Halbinsel. Von beiden Seiten dröhnen, toben und tosen die Wasser der beiden überschäumenden Flüsse Sikkims*); hier prallen sie zusammen, um, im gemeinsamen Felsenbette dahinrasend, der Tista das Leben zu schenken. Eine wilde Geburt! Und wilde Eltern sind es, die, selbst in sprühender Jugend, ihrem größeren Kinde alles an Kraft schenken, was in ihnen wohnt.

Dann folgen die beiden letzten Etappen. Zwischen Himmel und Erde führt der Saumpfad flußaufwärts steil nach Norden. Schaut man reitend über den Ellenbogen hinab, so sieht man hundert Meter senkrecht unter sich den Wildfluß toben. Noch immer gibt es filzige, dichte Dschungel. Aber bald wird der modernde Farnwald vom Moosurwald abgelöst, und an einigen Stellen treten schon kleine Wiesen und Lichtungen auf. Fauna und Flora werden zusehends nördlicher, alpiner. Vierschrötige, dunkelhäutige Menschen lagern unter Riesenkoniferen mit gewaltigen Stammdurchmessern. Jetzt spüren wir es deutlich: Tibet rückt näher und näher heran.

Und so stürmen wir weiter, bis Tangtu, nahe der 4000-Meter-Grenze, von der ersten

*) Bei Tsungtang vereinigen sich der vom Norden, von der tibetischen Grenze kommende Lachenfluß und der von Nordosten kommende Lachungfluß zur Tista, der Hauptwasserader Sikkims.



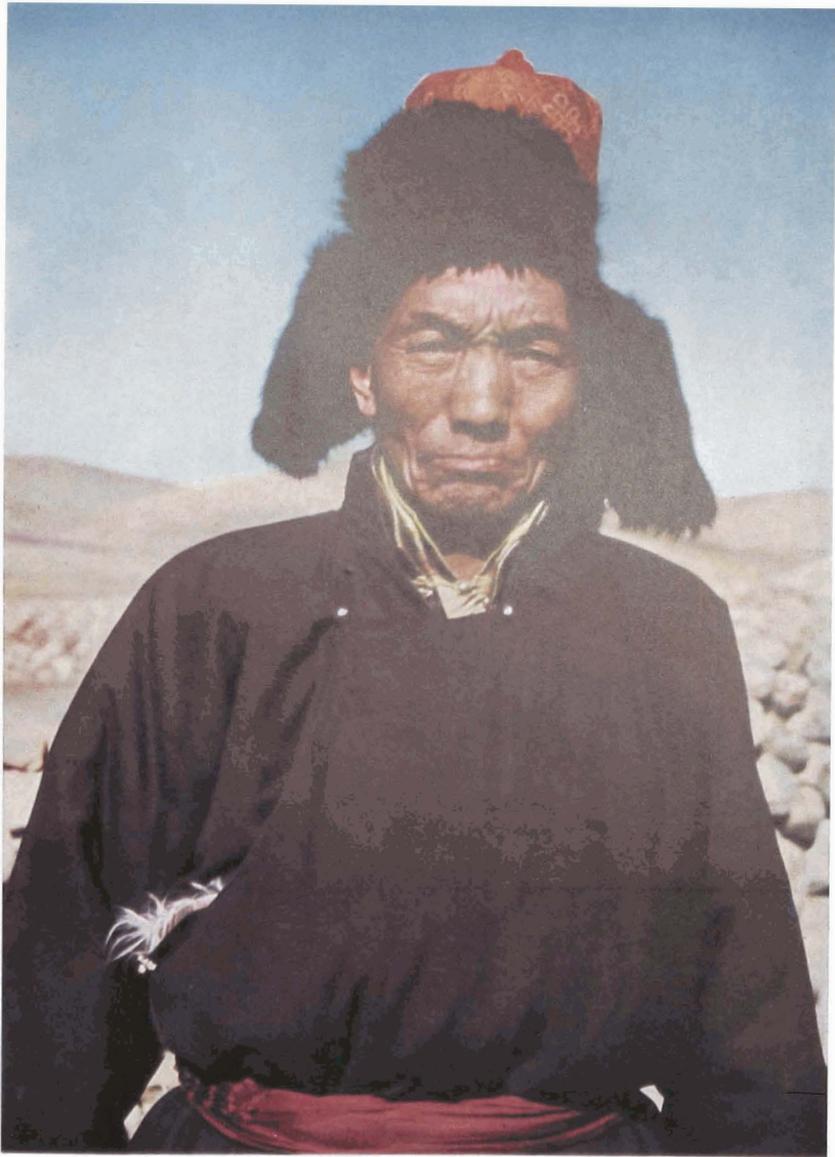
18 Leptschas, die Ureinwohner Sikkims

Kolonne erreicht ist. In Etappen müssen wir uns voranarbeiten. Vier Tage und vier Nächte lang treibt der Nebel wieder von Süd nach Nord, wallen die Monsunwolken mit unverminderter Heftigkeit Tibet entgegen und bleiben wie dichte Schleier an den hohen Gipfeln hängen. Drunten im Tistatale regnet es fast ununterbrochen, und die Regenmesser zeigen 27 bis 33 mm Niederschlag, Nacht für Nacht.

Wienert führt den letzten Zug nach Tangu. Sein Weitermarsch ist durch katastrophale Schlammströme in Frage gestellt worden. Ganze Bergesteile sind dröhnend in die Tiefe gegangen, haben Weg und Steg fortgerissen und im Bette des Lachenflusses begraben. Riesige Gesteinsbrocken tosen hinab in den Schrund und finden am Boden des Wildflusses ihr unruhiges Grab. Wienert aber reist trotzdem ab, hat unsägliche Schwierigkeiten, muß in Lachen länger verweilen als ihm lieb ist, weil die Karawanenleute sich weigern, tiefer in die Regenhöhle vorzudringen, weil die Absturzgefahr für die Tiere zu groß und die Chancen des Durchkommens zu gering sind. Die Kulis, die sich erst mit Händen und Füßen sträubten, die schweren Kisten zu befördern, verlangen unerhörte Summen. Die Sintflut scheint hereingebrochen. Da entschließt sich Wienert, den letzten Sprung doch zu wagen. Wenn auch mit einigen Tagen Verspätung — er erreicht sein Ziel. Wir haben uns schon Sorge gemacht, aber als der bärtige Geselle dann frohen Mutes einrückt, ist die Freude um so größer.

Tolles hat Wienert erlebt. Mitten in einem Schlammstrom hatte er sich befunden, 75 m breit war der ganze Berg zu Tal gestürzt, und der zähe Schlick war als lavaähnliche Masse noch immer in Bewegung. Da brach die Hölle über ihm los. Plötzlich ein donnerndes Krachen, Splintern, Dröhnen, und herab sauste frei durch die Luft ein Felsbrocken. Wienert sprang, fiel, rutschte dem Abgrund entgegen, schürfte sich die Haut ab, lag fatalistisch ergeben. Da kam das tödliche Geschoß von vielen Tonnen Gewicht und schlug, Wienert mit Schlamm überspritzend, wenige Meter neben ihm ein. Weiter ging's, dem Ziel entgegen.

In Tangu ist ein Wandel geschaffen, und ein beglückender Wechsel offenbart sich trotz jagender Nebelhexen und kalter Bergwinde. Der Wandel betrifft uns selbst als Menschen, die wieder aufleben und voll Siegesbewußtsein aufschauen können zu strahlender Bergwelt und zackigen Graten. Der Wechsel hat sich in der Natur vollzogen, so schön und erhaben, daß Wandel und Wechsel zu herzenswarmem, innigem Erleben werden. Wie grollte tief unten in Sikkims unheimlichen Schluchttälern das wilde Lied der Tista zwischen schaurig dumpfen Dschungelwänden dahin, wie vorsichtig mußte man sein, wenn man sich durch den modernden Dschungel hieb. Wie hatte man immer an die Kobra gedacht, die sich da irgendwo aus dichtem Farnbewuchs mit gespreizter Brille zum tödlichen Schlage erheben konnte, wie sorgsam mußte man darauf bedacht sein, allabendlich sein Atebrin, Plasm-



Tafel 9. Der tibetische Gouverneur und Burghauptmann von Phari



Tafel 10. Empfang auf freier Steppe durch den Gouverneur von Phari. Im Hintergrund der Tschomolhari

chinin oder wie das prophylaktische Gift sonst hieß, zu schlucken, um die fieberbringenden Plasmodien der Malaria zu bannen.

Und hier? Bergriesen von Blüten voll! Schmetterlinge, die über duftige Mattenhänge taumeln. Über allem die gewaltigen Berge von unaussprechlicher Schönheit. Zwar ist der Monsun noch nicht vorüber — noch rollen alltäglich die regensatten Wolken, wie von riesenhaften Blasebälgen gefacht, an den Südhängen dieses ungeheuerlichen Gebirges empor, verdichten sich und kommen schiebend und stoßend durch die Talpforten nach Norden gezogen, um sich an Tibets Masse endgültig zu zerschlagen.

Wir sind im Berg. Über uns lockt ein Königshuhn*) und wirft seinen gellenden Schrei über die einsame Halde. Kalte Nebelfrauen umgarnen uns, jagen über die Kämme. Den Blick erhebend, erkenne ich den runden, feurigen Ball der Sonne durchs Nebelmeer winken, und dann — mit einem Schlage — reißt alles auf: Es quirlt und jagt und heult und schiebt. Dahin fliehen die zerrinnenden Nebel, und die Sonne liegt über der tauglitzernden, blinkenden, lebensbejahenden Halde. Sie blüht und glüht, um kurze Minuten schönster Zeit im Hochzeitskleide zu feiern. Da sprühen die Alpenrosen vom hellsten Rosa bis zum tiefsten Purpur im funkeln- den Lichte, und ihre kleinen dichtbehaarten Blättchen strömen balsamische Düfte aus, den Geruch des Himalajas, den Duft der tibetischen Alpen. Dicht am steilen Abgrund, wie ein Kissen an karstige Felsnase geschmiegt, leuchtet das Polster des HimmelsheroId so strahlend blau, daß man meinen möchte, die Blütchen haben ihre azurne Bläue direkt vom Himmel ge- liehen. Hier violette kleine Primeln, dort ein ganzes Büschel silbriger Edelweißsterne, daneben purpurrote Läusekräuter und glockenköpfige Gernsheide neben gelben Fingerkrautpolstern und goldenen Hahnenfüßen. All diese Blüten entfalten hier ihre himmlische und doch so be- scheidene Pracht in unmittelbarer Nachbarschaft der kalten, toten Felstürme auf 5000 m Höhe. Wo Leben und Tod dicht aneinandergrenzen, da blühen sie dahin, nutzen ihren kurzen Som- mer, und ihre herben großen Blüten, die den trostlos kahlen Felshalden entspringen, lassen schon wieder die Nachfröste ahnen. Ja, sie scheinen stolz darauf zu sein, ihr bescheidenes Recht angesichts des eisstarrenden Todes zu bewahren.

So springen aus dem kargen Nichts leuchtende Sterne empor. Selbstlos drücken sie sich am nahrungsarmen Urgesteinsboden an, und so werden sie fruchten und ihre Samen aus- streuen, bis binnen kurzem die Schneestürme von Norden herabtoBen und dem eben voll- endeten Lebensrhythmus ein jähes Ende setzen. Unscheinbar, wie der Fels, in dessen Ritzen ihre Wurzeln Nahrung suchen, verfallen sie wieder in einen Kälteschlaf von dreiviertel Jah-

*) *Tetraogallus tibetanus*, ein etwa birkhahngroßes, scheues Hochgebirgshuhn, das nur oberhalb der Baum- grenze im Bereich des Blauschafes (*Pseudois na hoor*) vorkommt.

ren, bis ihre Säfte von neuem rege werden und ihre Blüten über Nacht emporquellen, um wieder denselben heiligen Zauber zu entfalten, wie zu dieser Stunde.

Doch halt, — nicht träumen! Ein Windhauch weckt mich wieder. Meine Augen sehen die Einzelheiten der farbensatten Blütenkelche nicht mehr, sie wandern weiter, suchen das Ganze zu erfassen, bleiben an eisstarrten Wänden, hohen Graten, blendenden Gletschern und himmelsnahen Eisriesen hängen. Da reihen sich nun die phantastischen Kulissen der höchsten Berge dieser Erde Glied an Glied. Weltenthoben recken sie ihre ehernen eisigen Häupter dem Himmel und der ewig unergründlichen Bläue entgegen. Kühne wagemutige Männer haben hier zwischen Tod und Leben ihren Ehrgeiz erprobt und wollten der Sonne näher sein als den Menschen, um so den höchsten Triumph zu erleben, den eines kleinen Menschen Seele kosten kann.

Das sind Sikkims Eisriesen, die dem Lande den Nimbus des Magischen geben, das sind die Berge, wo die Götter thronen und die Geister herrschen, aber nicht der Mensch, der sich in den armseligen Hütten der Täler verkriecht, um in Angst, Demut und Aberglauben sein Dasein zu fristen. Kulissen aber bleiben diese Berge Sikkims doch, und mir scheint es, als ob die Götter sie so hoch aufgebaut hätten, um nur den Tatendrang des Menschen zu fesseln und ihn abzulenken von all dem Zauberhaften, was die Schöpfung diesem Lande zu geben vermochte.

Da stürmen sie dahin, diese stolzen Recken und kommen als Besiegte aus der Welt des Eises zurück und durchrasen in Eilmärschen das Land, um die Zivilisation wieder zu erreichen. Sie sehen nicht rechts und sie sehen nicht links, sie kennen nur ein Ziel, den Gipfel der Welt zu erstürmen. In Tangu haben wir die Teilnehmer der englischen Everest-Expedition getroffen, wir bewunderten ihren Tatendrang, ihren Schneid, ihren unbeugsamen zähen Willen, und wir verbeugen uns vor der Idee, die sie hinaustreibt, deren Sklaven sie gleichwohl auch sind und die sie wortkarg macht und ihre Augen leuchten läßt.

„La — sa — lo — — — La — sa — lo!“ — „Die Götter haben gesiegt. — Die Götter haben gesiegt!“, so verhalten die gläubigen Rufe der Tibeter, wenn sie die hohen Pässe überschreiten, und sie verneigen sich vor der Allmacht der Berge. Die Weißen aber meinen zu siegen. Viele von ihnen sehen ihn nicht, den heiligen Schöpferwillen, der in dieser weltentrückten Wildnis herrscht. Unser Ziel soll es sein, hinter den Kulissen dieses wunderbaren Landes zu forschen und neue Erkenntnisse zu sammeln.



19 Schritt für Schritt, die Nüstern dicht über dem Steg, tasten sich unsere schwerbepackten Mulis über die Brücke. Oft hatte der Monsunregen die Brücken zerstört, so daß wir nur langsam vorankamen

FILMJAGD AUF BLAUSCHAFE

Kaum bekannt und wenig beschrieben, sind die großen Säugetiere Sikkims, die heimlichen Wildarten, die ihre Fährten fernab der Karawanenstraßen durch die einsame Wildnis des Himalaja ziehen, von ganz besonderem Interesse. In den schroffsten, zerrissensten und wildesten Gebieten, da wo die Berge mit schieren Eiswänden in den Himmel wachsen, leben die Blauschafe: Nebelwild, das mit den Wolkenhexen ein inniges Schutz- und Trutzbündnis geschlossen zu haben scheint; Schattenwild von graublauer Farbe mit weißen Läufen; Traumwild von märchenhaft anmutender Klettergewandtheit, dessen alte Widder einsam stehen und schwierig zu bezagen sind. Die weiblichen Tiere aber lieben es, von allerliebsten Kälbchen umspielt, zusammenzuhalten — und auch tagsüber friedlich auf den Alpenmatten zu äsen. In wahnsinnigen Fluchten aber jagen sie über Schroffen und Schründe dahin, wenn es gilt, die blutdürstenden Meuten hetzender Rotwölfe*) irre zu führen oder dem tödlichen Sprunge des seidenschimmernden Schneeleoparden glücklich zu entkommen.

Seit vielen, langen Wochen liegen wir nun schon den blauen Schafen auf der Fährte. Der Höhenmesser zeigt mit größter Regelmäßigkeit 4600—5500 m an. Hoch über uns türmt sich der 6920 m hohe Gipfelriese des Kangchendjao. Tief unter uns aber, als schwaches Silberband kaum erkennbar, brüllt der Lachenfluß sein dumpfheulendes Lied. Ich sitze auf einem Felsbrocken und träume vor mich hin. Plötzlich reißt mich die laute, gellende Stimme des Königshuhns aus sinnender Schwärmerei empor. Heller, surrender Flügelschlag und langgezogene Pfliffe erklingen. Schon saust der pfeilschnelle Hühnervogel mit markant gebogenen Schwingen im Gleitflug zu Tal; hell jauchzt seine Stimme und echot von den Wänden zurück. Jetzt scheint es, als ob der Vogel an einer Klippe zerschellen müsse, aber er wirft sich zur

*) *Cuon alpinus*, ein Wildhund, von roter Farbe, in der Größe eines Dobermanns. Der Rotwolf ist eines der gefährlichsten Raubtiere überhaupt, er jagt in Rudeln, greift den Menschen an und stiftet unter den Groß- und Kleinviehherden größten Schaden. Mit Vorliebe reißt das tollkühne Tier Rinder und Pferde.

Seite, und ehe ich mich versehe, schießt er vorüber, kippt bergwärts, fällt ein, sichert mit auf- und abklappendem Stoß, läuft zwischen Felstrümmern dahin und entzieht sich meinen Blicken. Zwischen der Stelle, wo der Vogel verschwand, und der Mulde, wo wir rasten, gähnt ein tiefes, schroffes Tal, das plötzlich nebelfrei wird. Sein Boden ist besät von gelben, duftigen Himmelsschlüsseln, und an seinen felsigen Hängen leuchtet's rosa von unzähligen kleinen Blütenköpfchen des Alpenknöterichs. Auf den kahlen Halden aber schimmert es silbrig weiß; dort haben sich langhaarige, dichtbepelzte Saussurien angesiedelt, die dort allein das Feld beherrschen. Achtmal vergrößert wandert die weite, offene Landschaft im Glase vorüber, an jeder Felsnische, an jedem schroffen Kamm bleibt der Blick hängen, überall dort, wo die Rudel der blauen Schafe ihren Tageseinstand genommen haben könnten. Vergebens, immer vergebens. Manchmal glaube ich, das klobige Gehörn eines alten Widders zu entdecken, aber dann ist es nur ein merkwürdig geformter Felsblock oder der geschweifte Schatten eines Steintrümmers. Manchmal scheint es, als ob ein ganzes Rudel Schafe dort oben am Nadelkamm liege, aber dann muß ich erkennen, daß es nur offene helle Stellen sterilen Bodens sind, die mich durch ihre regellose Anordnung zum Narren halten.

Alles liegt nun so klar und so offen, daß wir uns entschließen, langsam unsere Kammpirsch fortzusetzen, neue Schründe, neue Schroffen aufzusuchen und tiefer in das Labyrinth der Felsen und der weitläufigen Täler einzudringen. Vorsichtig wie Raubkatzen, in halbgebückter Haltung, schleichen wir weiter. Krause mit schußfertiger Kamera folgt dicht hinter mir. Dann kommt Mingma, Krauses treuer Scherpagehilfe, der die Filme trägt, die anderen Apparate, die Objektive, und was der Kameramann sonst noch braucht, wenn er wohlgewappnet den seltenen Hochlandtieren gegenüber treten will.

Wieviele Tage sind wir nun schon hier oben? Wieviele trübe Nebelstunden haben wir schon gemeinsam überdauert? Uns ist das schon alles gleichgültig geworden, wir haben keinen Maßstab mehr für die Zeit, wir sind zu Asiaten geworden mit fatalistischer Geduld. Nur die Energie und den Siegeswillen haben wir beibehalten, und die müssen uns zum Erfolge führen; mögen die herrlichen, scheuen, wilden Schafe auch ein noch so inniges Bündnis mit den Nebelhexen geschlossen haben, die sie tarnen, und nur den unter ihren eisenharten Schalen gelösten Steinschlag und ihren wilden, gellenden Warnungspfeiff wie schrilles Hohnlachen immer wieder an unser Ohr schlagen lassen.

Tage und Nächte sind vom Nebel verhüllt, wollen unsere Stimmung drücken und uns mit naßkaltem Schnauben den Schlaf rauben. Stunden um Stunden vergehen, ohne daß wir viel mehr sehen können als unsere bärtigen, verbissenen Gesichter, wo an jedem Haar ein Nebeltropfen hängt und das Wasser über unsere braunroten Backen läuft. Minuten, viele hoff-



20 Ein Teil unserer Yakkarawane durchquert einen Wildfluß. Der zottige langhaarige Yak, eine Rinderart, ist das ureigene Charaktertier des tibetischen Hochlandes



21 Wie ein Urweltdrache so wälzt sich der gewaltige Zemugletscher aus der Hochgebirgswelt des Kangchendzönga hervor. — Das Zemu-Hochtal wurde, wie die meisten Täler des nördlichen Sikkims, einer eingehenden biologischen Erforschung unterworfen

nungsbanke, nervenpeitschende Minuten erleben wir, in denen wir auf nassem Felsen liegen, nach oben schauen, um den Nebel zu durchdringen, denn da steht, feenhaft gezeichnet, von einer Krone runder, fadenscheiniger Ringe umgeben, die Sonne. Die langerwartete, liebe, erlösende Sonne. Aber zwischen ihr und uns hängen, brausen, jagen die Nebelschwaden, die wir verdammten und verfluchten, die wir zerschießen möchten, nur um den einen glückseligen Augenblick zu erleben, wenn sie durchbrechen wird und alles strahlend macht mit ihrer Goldflut. Wir stehen und wir sitzen, wir liegen dicht nebeneinander in kleinen Vertiefungen der Almmatten, suchen unsere Objektive und Linsen vor dem Beschlagen zu schützen, wir halten die Hände übereinander, um zu sehen, ob eine Schattenwirkung an das Nahen der Sonne gemahnt. Enttäuscht werden wir, immer und immer wieder enttäuscht. Unsere Augen glühen.

Einmal haben wir die letzten Brocken belebender Schokolade, erbärmliche Krümel durchweichten Sojagebäcks und die letzten Stückchen süßen Traubenzuckers verschlungen. Hunger peinigt uns, wir frieren im kalten Winde und unsere Stirnen brennen wie Feuer. Bei jedem Schritt und Tritt drohen wir zusammenzubrechen, und Krause hat Kopfschmerzen, daß er sich kaum halten, geschweige denn die letzten hohen Kämme, die zum Lager hinüberführen, noch überschreiten kann. Wir müssen uns wohl oder übel dazu entschließen, einen langen Umweg zu machen und ins Tal hinabsteigen, wenn wir nicht gar — und diese Idee flammt unabhängig in unseren gequälten Gehirnen auf — in einer Felsenhöhle mit nassen Kleidern übernachten wollen. Das ist ein harter und unberechenbarer Abstieg, glatt und schlüpfrig. Oft genug setzen wir uns unfreiwillig auf die Hosen, aber je tiefer wir kommen, um so schwieriger wird das Vorwärtskommen. Von oben, wo die großblütigen Rhododendren noch in voller strahlender Pracht stehen, hat alles so einfach ausgesehen, und es schien, als ob die Alpenrosenbüsche 1000 m tiefer im Tal nur knichoch seien. Auch glaubten wir, das Bächlein tief unten leicht überqueren zu können. Wir sollen uns abermals getäuscht haben, denn wir geraten in das tollste Flechtwerk knorrig verschlungener, wahrhaft undurchdringlicher Alpenrosenwirrnisse, die der stärkste Takin*) nicht hätte durchbrechen können. Dicht an dicht, der Erde fest angeschmiegt, schieben sich die sparrigen Stämme dahin, liegen über tiefen Abstürzen, spannen Brücken von Fels zu Fels oder schieben sich senkrecht am abschüssigen Boden empor. Darüber aber verzweigen sie sich in tausend harten, verschrobenen und ineinander gewundenen Ästen, die, zwei bis vier Meter hoch, sich in einem

*) Der Takin (*Budorcas tibetana*) ist das urigste Schalenwild der osthimalajanischen und westchinesischen Bergwildnisse. Seine Lebensweise wurde von mir erforscht und in früheren Werken beschrieben. Auf dieser Reise gelang es, die westlichste Verbreitzone dieser seltenen Wildart festzulegen.



Tafel 11. Tibetische Hochsteppe bei Dochen mit Blick auf die Bhutanketten



Tafel 12. Der große Steinbuddha am Eingang der „Roten Schlucht“ bei Saugang

dichten, schließenden Blätterdach vereinigen. Wie Höhlenmenschen kommen wir uns vor, da wir versuchen, uns hindurchzuzwängen. Meist auf dem Bauche kriechend, oft metertief fallend, dann wieder zwischen morschen Ast- und Felstrümmern versinkend, schieben wir uns keuchend, schwer nach Atem ringend, meterweise voran, brechen oft zusammen, geben unsere letzten Kraftreserven her und müssen wahre Tantalusqualen aushalten. Dann, als wir endlich den „Bach“ erreicht haben, sehen wir, daß es ein Fluß ist, der tobend und gisch-tend dahinstürmt. Es wäre Wahnsinn gewesen, hätten wir es unternehmen wollen, diesen Wildstrom zu durchfurten. Der Rhododendronwald schließt dicht mit dem Steilufer ab. Was bleibt uns übrig, als wieder hineinzukriechen und uns gemeinsam durchzuhauen, bis wir am Abend das Lager doch noch erreichen.

Wo nun alles hinter uns liegt, der Hunger gestillt ist und die Pfeifen lustig qualmen, ist die Mühsal vergessen, und nachdem die Dornen aus Händen und Armen entfernt sind, lachen und spotten wir bis in die dunkle Nacht hinein.

Zu all den äußeren Schwierigkeiten, die uns die Umwelt entgegensetzt, kommt bei der Film-jagd noch die Verschiedenheit in der Bergeignung und Bergsicherheit bei jedem einzelnen Teilnehmer, wie es sich bei solchen harten Prüfungen am allerdeutlichsten zeigt. Der eine atmet länger, der andere kürzer, dieser ist gewohnt, rasch zu handeln, jener zieht die Be-dachtsamkeit vor: jeder hat recht, jeder hat auf seine Art oft den einzig entscheidenden Er-folg erzwungen. Der Schwerere zieht Kletterschuhe vor, der Leichtere hat sich für dicke Bergschuhe entschieden und läßt ab und zu ein Steinchen in die Tiefe poltern, das den ande-ren nervös macht, völlig grundloserweise übrigens, denn die Blauschafe sind an Steinschlag gewöhnt und nehmen ihn, wenn der Urheber verborgen bleibt, in keiner Weise übel. Und dann das Tempo! Mich hat zumeist der Rappelteufel gepackt, und ich bin zu weit voraus. Krause will, daß ich langsamer, ich möchte, daß Krause rascher klettere. Der eine sieht die Landschaft und fahndet nach Schafen, der andere beobachtet jede Blume, und wenn er eine seltene Hummel sieht, dann scheinen ihm alle Blauschafe der Erde gleichgültig zu sein: Her-aus mit dem Netz und hinterher gejagt, bis das dichtbehaarte Stechvieh im Zyankaliglas sein Leben ausgehaucht hat.

Unser Hochlager steht hart an der Baumgrenze. Bläulicher Rauch steigt aus den kleinen Zel-ten empor, wenn wir uns nach getaner Arbeit zur wohlverdienten Ruhe in der Lagerstadt versammeln. Ang Bao, einer unserer Scherpas, dessen Spezialität es ist, bei regenfeuchtem Wetter das Feuer in Gang zu bringen, sorgt für Ordnung im Zelt! Krauses Lager vorne, meines an der Rückwand, dazwischen ein Koffer, der als Eßtisch, Schreibtisch, Rauchtisch, Trinktisch, Patronenablage und Kerzenhalter dient. Daneben befinden sich noch etwa zwan-

zig andere Gegenstände auf diesem wichtigen und einzigen Möbel. Weit im Raum verstreut, aber jedes doch auf seinem griffbereiten Platz, dann die anderen lebens- und forschungsnotwendigen Dinge, wie Instrumente, Kameras, Gewehre, Insektennetze, Tötungsgläser, Bücher, Eßwaren, Patronen, Futterale, Teekessel und dergleichen mehr.

Pasang ist unser Koch. Es gibt Nudeln, immer nur Nudeln. Die rollt er, schneidet er und kocht er mit fabelhaftem Geschick und schmutzstarrenden Fingern; aber seine wirkliche Größe besteht darin, daß er diese heißen, lieblichen Nudeln bei jedem Wetter auf den Tisch zu bringen imstande ist, selbst wenn es Bindfäden regnet und die kalten Tropfen, die uns auf die Beine fallen, Zeugnis geben, daß das Zelt Dach seinen Anforderungen nicht mehr genügt und zu lecken beginnt.

Stundenlang schreiben wir Tagebuch und lesen es uns gegenseitig vor. Das verschafft uns Heiterkeit und ersetzt das Theater.

Stundenlang erzählen wir uns von unserem Leben. Diese Geschichten erinnern uns daran, daß wir Verpflichtungen haben, daß wir trotz allem, was uns hier umgibt, doch mal richtige Menschen waren.

Wir singen, wir lachen über unsere immer abscheulicher werdenden Physiognomien, wir spinnen Zukunftspläne, wir fluchen über das Wetter, hoffen auf den Sonnenschein, und alle Augenblicke schauen wir hinaus, ob die Nebelwand nicht doch noch lückig zu werden beginnt.

So verbringen wir manchen Tag im Schlafsack sitzend, aber ohne Schwielen zu bekommen, denn ich vergaß zu sagen, daß luftgefüllte Gummimatratzen für steinigen Grund ideale Unterlagen bieten.

Kennst du die schimmernde Bläue über vereisten, zackigen Graten? Hast du je den blauen Gletscherglanz verspürt, wenn sich die hängenden Schneewächten in blaugrünen Alpenseen spiegeln, wenn die dicken Hummeln brummend von einem rosaroten Blütenköpfchen des Alpenknöterichs zum anderen summen, wenn die Apollofalter sich mit transparenten Flügeln in flutendem Berglicht baden, wenn die Sonne über der ganzen, strahlendhellen Gebirgswelt liegt und die Eispaläste ihre Kristallpyramiden in den Himmel stoßen? Solch ein Tag ist es, der uns nach wochenlanger Vorarbeit, nach vielen vergeblichen Pirschen und qualvoll langen Minuten den großen Erfolg beschert. Solch ein Tag ist's, der die bisher nur fragmentarische Arbeit zum richtigen Werke werden läßt, so wie wir's wollen, wünschen und haben müssen.

Beger und Wienert forschen irgendwo in der Nähe des großen Standlagers Gayokang. Krause, der Filmopérateur, Geer, der Lagerkommandant, Pänsey, mein Scherpakamerad und



22 Unvergesslich wird uns stets die nächtliche Lagerfeuerromantik bleiben. Da wurden Erfahrungen ausgetauscht und immer neue Pläne geschmiedet. Von links nach rechts am Feuer sitzend: Krause, Wienert, Beger, Geer, Schäfer



23 Das gewaltige Massiv des Gottberges der Sikkimesen, des durch unsere deutschen Bergsteigerexpeditionen weltberühmt gewordenen Kangchendzönga



24 Das Charaktertier der höchsten Felszinnen und Hochlagen der himalajanischen Zentralkette ist das Blauschaf.
Im Bilde ein starker Widder, der oberhalb des Greenlake im oberen Zemtal erbeutet wurde

ich ziehen in die strahlende Bergwelt hinein, hoch und immer höher. Unsere Herzen jubeln. Alpendohlen baden ihr glänzendes Gefieder im Licht der jungen Sonne, ein wonniges Zittern und Flattern steigt über den grünen Matten empor, und das Kolkrabepärchen, das uns eine Zeitlang begleitet, schießt Kobolz in der Luft, und beide großen schwarzen Vögel lassen melodisch klar ihr dumpfes „gong“ erschallen.

Wir steigen und steigen und lassen den Gletschersee als runden Spiegel unter uns liegen, bezwingen keuchend einen Paß, und suchen und suchen. Die Sonne hat längst ihren Kulminationspunkt erreicht und senkt sich schon neigend dem westlichen Firmamente zu. Wieder ist's so weit gekommen, daß wir die Zähne zusammenbeißen müssen vor Atemnot, und noch immer keine Schafe. Nun ist der Tag da, den wir so lange herbeigesehnt haben, aber unsere Schauspieler, die Schafe, diese blauen, rätselhaften Schafe, die fehlen. Die grünen Matten zeigen sich von ihrer allerbesten Seite, die weißen Schneefirnen, gegen die wir unser Traumwild filmen wollen, liegen in schweigender Majestät. Alles ist da, nur die Schafe fehlen.

Ich bin weit vorausgestiegen, das Glas weicht nicht von meinen Augen. Kilometer auf Kilometer rollen vorüber. Dann flimmert es vor den Augen. Ich habe genug, ich fluche, lege mich lang auf den Rücken, um tief Atem einzusaugen. Ein Windstoß trifft mich. Ich bin wieder bei Sinnen und raffe mich auf. Der Feldstecher sucht in gewohnter Weise das Gelände ab. Da, auf zwei bis drei Kilometer an der Steilwand ein heller Punkt, noch einer, wieder einer: viele. Sie schieben sich durcheinander, und dann erkenne ich die wuchtigen, weitausladenden Gehörne; fast alle gleich stark, alle kapital: zwölf mächtige, ruhig äsende Widder der blauen Schafe.

Ich gleite in Deckung und rase zurück; jeder Nerv vibriert, alle Spannkraft ist mit einem Male wiedergefunden. Krause, Krause, wo bist du? Unsere Chance, unsere langersehnte große Chance! Halb springend, halb laufend jage ich zwischen den Steinquadern hinab. Da kommt Geer. Ich winke ihm zu. — Er versteht sofort. — In wenigen Minuten stehen wir zusammen und schmieden den Schlachtplan. Krause verzieht keine Miene, er sieht noch einmal seine Objektive nach, gespannt lugt er nach vorne, er ist wie versteinert, nur seine langen Haare wehen im Wind. Dann kriechen wir, pürschen wir, überqueren steile Halden, springen über Trümmerfelder, schieben uns näher und näher heran.

Nun muß es bald klappen. Dort der große Felsblock bietet Deckung. Einer hinter dem anderen, ganz vorsichtig, bedächtig immer den Wind prüfend, geht's ohne Störung, bis uns der Fels deckt. Darüber lugend, zentimeterweis den Kopf hebend, gewahre ich ein unerhörtes Bild: zwölf Kapitalwidder mit schwarzen Brüsten und mächtigem Hauptschmuck äsen da



25 Der königliche Lämmergeier ist der befiederte Beherrscher des höchsten Himalajas und des tibetischen Hochlandes

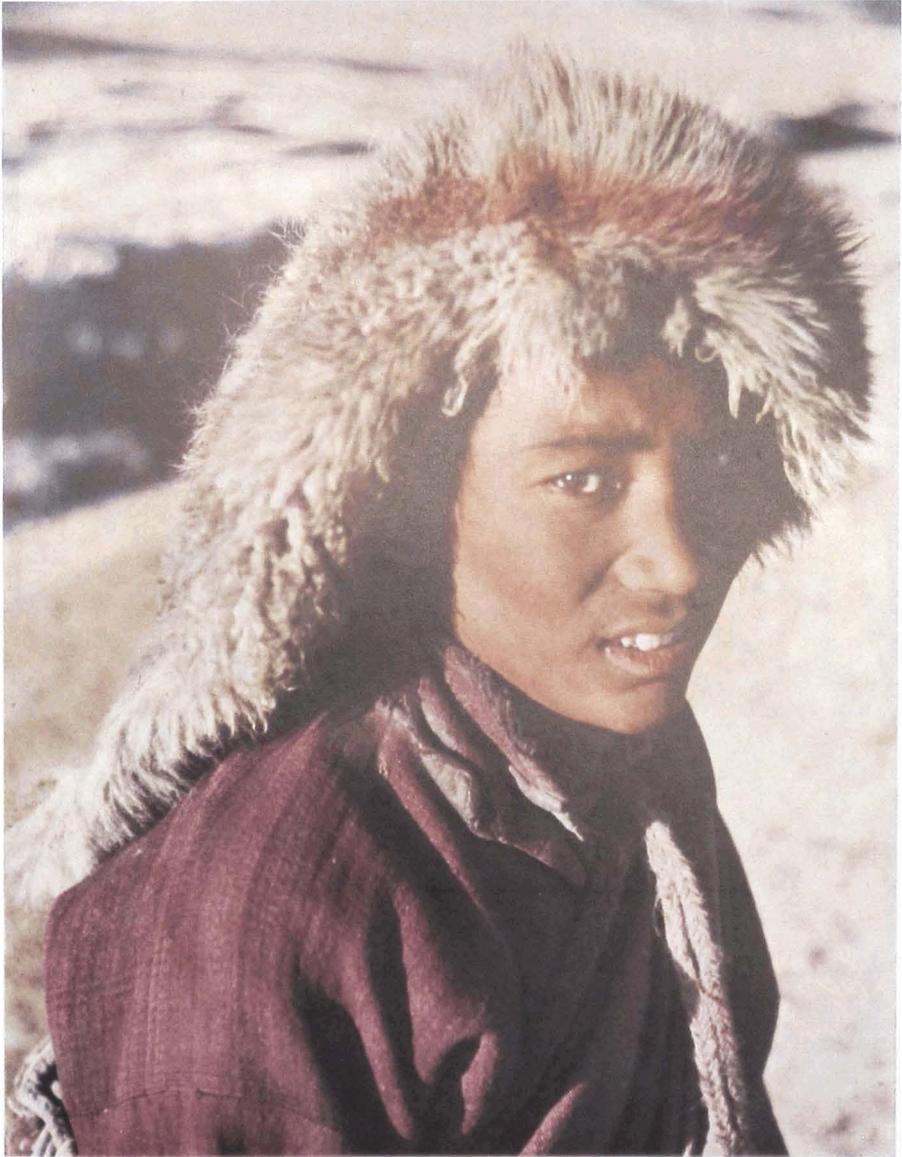
friedlich auf 200 m Entfernung. Nur ab und zu wirft einer den Grind in die Höhe, um gierig Luft zu saugen und den Boden mit den eisenharten Vorderschalen aufzuscharren. So sichern die überscheuen Tiere weit in der Runde. Wir aber sind vorsichtig, und so gewahren die Widder nichts Verdächtiges. Ja, sie erlauben uns sogar, noch etwa 40—50 m näher heranzukriechen.

Dann kommt der große Augenblick.

In gespannter Erwartung liegen wir alle in einer Reihe. Vor uns im wilden Felsengewirr das urige Bergwild. Über uns aber tritt die Sonne gerade hinter einem milchigweißen Wolkenbande hervor und übergießt die stolzen, herrlichen Tiere mit flammendem Licht. Ich blicke auf Krause. Von ihm hängt nun alles ab! Er hat den rechten Zeigefinger am Abzugsknopf, er wartet und wartet. Da endlich — ich möchte jauchzen vor Freude — fängt der Apparat zu schnurren an und hält diese zwölf Urwidder im Laufbilde fest, wie sie äsen, wie sie sich verschieben, wie sie ihren Feind erkennen und wie sie durch die Steilwand flüchten, zwischen Himmel und Fels hängen und schließlich sich als markante Silhouetten gegen den Horizont abheben und über den Kamm verschwinden.

Dann endlich lacht Krause, und Geer lacht und Pänsy lacht, und wir alle lachen. Wie eine Erlösung ist das, wenn man nach dreiwöchigem Kampf mit den Bergen endlich den Erfolg errungen hat.

Auf dem Rückmarsch zum Lager werden wir zum Überfluß von einem heftigen Gewitterregen überrascht. Eiskalt peitscht uns der Wind in die Gesichter. Im Nu sind wir alle bis auf die Haut durchnäßt. Was soll's uns anhaben? Was kümmert's uns, daß der Berggott von neuem zu grollen beginnt? Wir haben erreicht, was wir wollten.



Tafel 13. Tibetischer Karawanentreiber mit Fuchspelzmütze



Tafel 14. Die große Ackerbauebene von Gyantse

DIE GROSSE ENTSCHEIDUNG

Ehe wir den ersten Sprung nach Tibet unternehmen, kurz einiges über seine geographische Lage, den Aufbau seiner gewaltigen Gebirge, die die mächtigsten Bergsysteme der gesamten Erdoberfläche darstellen. Andeutungsweise auch ein wenig über die gegenseitigen Beziehungen und Gesetzmäßigkeiten von Erde, Pflanze, Tier und Mensch.

Tibet, und unter diesem Begriff möchte ich alle physiogeographisch mit dem durchschnittlich höher als 4000 m gelegenen tibetischen Zentralblock verbundenen Gebiete zusammenfassen, wobei es gleichgültig sein soll, ob diese Landesteile politisch zu Sikkim, Buthan, China, Nepal oder Kaschmir gehören, ist keineswegs ein Tafelland. Es ist ein wild gefaltetes Bergland, das sich zwischen den Ketten des Himalajas im Süden und des Kuenlun im Norden erstreckt; ein Chaos oder Bergwelt, in dem weite Steppen und tiefe Talfurchen mit mächtigen Hochgebirgszügen abwechseln. Obwohl die abgetragenen, flachwelligen Riesenberge des tibetischen Hochlandes einen erdgeschichtlich alten Charakter tragen, so wurde der Grundstein für den mächtigen zentralen Gebirgskomplex doch erst in jüngster geologischer Vergangenheit durch die tertiäre Aufwölbung des Himalajas gelegt. Viele der mächtigen Faltenwürfe, die sich in der Hauptsache von Ost nach West, oder in den osttibetischen Gebieten auch in nordwest-südöstlicher Richtung erstrecken, können als Attribute der großen himalajanischen Faltungswelle betrachtet werden. Tatsache ist, daß sich das tibetische Hochland als Block gehoben hat, und daß es durch seine völlige Isolierung, biologisch gesehen, eine absolute Sonderstellung einnimmt, die uns seine gründliche, synthetisch-biologische Durchforschung von so ganz besonderem Werte erscheinen läßt. Tibet und seine angrenzenden Hochgebirgslandschaften sind nicht nur ein Rückzugsgebiet für viele altertümliche Lebensformen schlechthin, sondern vor allem auch aller Wahrscheinlichkeit nach ein Ursprungsgebiet für eine Reihe von Tier- und Pflanzengattungen und Arten, die sich von dort aus über weite Flächen des

Erdraumes ausgebreitet haben. Es kommen dort Tiere vor, die wir nicht zu Unrecht als „lebende Fossilien“ bezeichnen und die sich nur in den abgeschlossenen Grenzgebieten des tibetischen Hochlandes als hochspezialisierte Lebewesen bis in die heutige Zeit hinüberretten konnten.

Biogeographisch gesehen zerfällt das gewaltige Hochland von Nord nach Süd in drei voneinander grundsätzlich verschiedene Regionen, von denen die nördlichste, die sogenannte „Jang-tang“, wegen ihres wüstenhaften Charakters und ihres harten Klimas von Menschen nicht mehr bewohnt werden kann. Dort leben die ungezählten Herden der mächtigen Wild-Yaks, einer riesigen Büffelart, die dem unwirtlichen Lande ihr besonderes Gepräge gibt. Daran schließt sich im Süden eine breite steppenhafte Übergangszone, in der die nomadisierenden, halbwildern Räuberstämme beheimatet sind. Die dritte und südlichste Zone des tibetischen Hochlandes, mit der wir es auf dieser, meiner dritten Tibet-Expedition einzig und allein zu tun hatten, kann in großen Zügen als die Ackerbauzone Tibets bezeichnet werden. Hier haben sich in den Gebieten der großen Flußtäler, in denen entweder künstliche Bewässerung möglich ist oder noch genügend sommerliche Niederschläge fallen, die Hochkulturen des geheimnisvollen Landes entwickeln können. Weit über 50 v. H. der gesamten Bevölkerung Tibets, die man auf rund zwei Millionen beziffert, lebt in diesen südlichsten Teilen, die in ihren abflußlosen Seenbecken und auf den mächtigen Gebirgszügen der Schroffheit und Härte ebensowenig entbehren, wie die nördlichen Teillandschaften des gigantischen Hochlandkomplexes.

Bedingt durch die großen relativen Höhenunterschiede zwischen Gebirgszügen und Tälern bietet das südliche Tibet dem Menschen weit bessere Existenzbedingungen als der wilde, vegetationsarme Norden.

Alle Tibeter gehören der mongolischen Hauptrasse an. Das rassische Bild des tibetischen Volkes ist jedoch keinesfalls einheitlich, da sich indoarische und vorderasiatische Einflüsse bei den verschiedensten Stämmen unwiderlegbar nachweisen lassen; eine Tatsache, die sich in ganz besonderem Maße auf kulturellem und religiösem Gebiete bemerkbar macht.

Alle Tibeter sind Buddhisten, die der nördlichen Schule des Mahajana angehören. Erwähnt wurde schon, daß sich die ethisch sehr hochstehende reine Buddha-Lehre mit der animistischen Urreligion der Tibeter in so starkem Maße vermischt hat, daß der ursprüngliche Buddhismus von naturreligiösen Vorstellungen völlig überlagert ist. Diesen gänzlich abgewandelten Buddhismus nennen wir, nach den Mönchen dieser Lehre, den Lamaismus, der wiederum in viele verschiedene Sekten zerfällt, von deren beiden hauptsächlichsten schon einmal gesprochen wurde.



Wir haben uns von Süd nach Nord durch den Himalaja hindurchgeschlagen. Mühsal und Beschwerden hat es gekostet, aber die Kette der erdmagnetischen Stationen steht, seltsame Völkerschaften sind erfaßt, die biologischen Sammlungen können sich sehen lassen, viele tausend Meter Schmalfilm sind gedreht und sollen nach unserer Rückkehr Zeugnis geben von unserem Willen und von unserem Schaffen.

Das ganze Sikkim haben wir durchmessen. Drunten in den Talschründen goß es tagelang, nächtelang und wochenlang. Regen, Regen und nochmals Regen! Ununterbrochen schüttete der Monsun seine verheerenden Wassermassen herunter, ließ Gießbäche zu wilden tosenden Ungeheuern werden, riß ganze Bergteile in die Tiefe, goß Schlammlawinen über die Wege und zauberte aus den schwülen, modernden Dschungeln Millionen und Abermillionen von wegelagernden Blutegehn hervor. Man könnte sagen, das Leben sei uns sauer gemacht worden, als wir durch die ewigwachsenden, treibhausschwülen Dschungellagen nach Norden zogen. Ich war hingegen froh, daß das dicke Ende zuerst gekommen war, und meine Kameraden wunderten sich, daß es nicht noch dicker kam. Jedenfalls waren wir guter Dinge, erfolgreich und konnten auch in den unangenehmsten Situationen über mangelnden Humor nicht klagen.

Als wir schon 4000 m Höhe erreicht haben, fängt im Eingewöhnungslager Tangu das Zelten an, aber noch immer werden wir mehr als uns lieb ist für Wochen in Nebel gehüllt und in Regen gebadet. Der Monsun will und will kein Ende nehmen! Alle Dämonen und Götter, vom blutrünstigen Mahakala an bis zum gewaltigen Kangchendzönga, scheinen sich verschworen zu haben, uns den Zutritt zum Lande der Götter zu verwehren.

Im Süden schließt sich die Kette der Himmelsberge zu grimmigen Eismauern zusammen. Dort unten sollen sie sich austoben, die Teufel und Dämonen! Bei uns herrscht Sonnenschein. Wenn auch am Nachmittag die Wolken, wie von gigantischen Blasebälgen gefacht, heraufblasen, so haben wir doch das physiogeographische Tibet mit seinem ariden, kontinentalen Strahlungsklima erreicht. Vor uns im Norden, unendlich weit in blauer Luft verschwimmend, dehnt sich das tibetische Hochland, unbemessen bis in flimmernde Unendlichkeit! Abends wehen kalte Winde, und die letzten Sonnenstrahlen lassen die öde Landschaft in wunderbaren Pastellfarben aufleuchten. Nachts sinkt die Temperatur bis an den Gefrierpunkt oder darunter, und am Morgen strahlt die Steppe wieder in glasklarer Luft. Mehrere Wochen haben wir hier geforscht und neben besten wissenschaftlichen Erfolgen, neben einem beschwerdenreichen Leben auch reinste Freude geerntet.

Hier leben in heroischer Natur die stolzesten Wildarten Tibets, die riesigen Argalischafe, die flüchtigen Gazellen, die wie fliegendes Silber erscheinen, wenn sie in jagenden Fluchten davoneilen, und die Kiangs, die wilden Pferde Tibets, herrliche, rotweiß gezeichnete Tiere, deren Hengste den Boden stampfen, wenn sie nahende Gefahr wittern. Wie viele Stunden habe ich euch gewidmet, ihr herrlichsten Geschöpfe des Daches der Erde? Hoch oben auf der Jang-tang an den Quellflüssen des Jangtse, am Jalung und im Ngoloklande und nun hier in dieser weltabgeschiedenen Gegend, die den eben genannten Gebieten an Wildheit und Einsamkeitszauber in nichts nachstehen. Wenn ich allein bin, dann kommt sie wieder, die alte Melodie der ureinsamen Hochsteppe:

Sie sind's: Die stolzen, wilden Pferde,
Rastlos und wandernd übers Dach der Erde.

Hier sind wir an der Grenze Tibets. Land unserer größten Sehnsucht. Dort oben, greifbar nahe, liegt der Grenzpaß. Weder Wachen noch Posten, weder Schranken noch Pforten gibt es hier, nur ein von Gebetsfahnen umwehtes Obo steht da oben auf einsamer Höhe und ein alter Steinmann, der vor Jahren dort errichtet wurde, trennt die beiden Länder gleicher Landschaft: Das Hoheitsgebiet unseres Freundes und Gönners, des Maharadschas von Sikkim, und das des Gottes in Menschengestalt von Lhasa. Ich hatte sowohl dem Vizekönig von Indien wie auch dem Chef der auswärtigen Angelegenheiten der britisch-indischen Zentralregierung zu Simla und dem politischen Offizier zu Gangtok versprochen, die Grenze Tibets nicht zu überschreiten. Nicht, wie man es auszudrücken für richtig befand: „without official leave.“ Und ich war keinesfalls gewillt, als Deutscher mein Versprechen zu brechen. — Was aber heißt „Official leave?“

Nachts, wenn der Mond durchs Zeltdach fällt und im Inneren einen geisterhaften Glanz verbreitet, wenn der wilden Gänse zählender Schrei an mein Ohr dringt, denke ich darüber nach. — In der Tat, wir alle denken wohl darüber nach, aber die Tage gehen im Rausch des Erfolges dahin, und eine Lösung habe ich bisher noch nicht gefunden.

Manchesmal aber hilft das Schicksal aus solchen Nöten. So kommt auch hier plötzlich und unerwartet, wie aus heiterem, tibetischem Himmel, der „Deus ex machina“ in menschlicher Gestalt.

Das trägt sich wie folgt zu: Es ist ein wunderschöner Tag. Ausgang Sommers. Jeder geht seiner gewohnten Arbeit nach. Über dem Lager steht der Friede, und die weißen Gletscherkronen strahlen im blendenden Sonnenschein. Da komme ich von einem Ornithologengang aus den nahen Mooren zurück und freue mich auf eine Tasse heißen Tee. Noch aber habe ich die Zelte nicht ganz erreicht, da eilt mir Geer, unser immer praktischer „Storesahib“ entgegen,

flüstert mir zu, daß ein hoher Tibeter gekommen sei, der Minister des einflußreichen Königs von Taring, und daß er von Beger, dem Anthropologen, gerade unterhalten und auf seine eigene Art verarztet werde. „Mensch“, sage ich nur und schlage meinem Kameraden auf die Schulter. Im Nu habe ich meinen Plan entworfen.

Jetzt geht's um den „Official leave“. Ob der von englischer Seite kommt oder von tibetischer, kann mir ja so gleichgültig sein, wie dem wilden Yak der Schneesturm. — Also ran an den Feind! Während Beger den tibetischen Aristokraten weiterhin beschäftigt hält, helfen Krause, Wienert, Geer und ich glaube, noch eine ganze Schar Diener, mein Zelt zum offiziellen Empfang zu bereiten und mit geeigneten, eindruckerverweckenden Instrumenten auszustaffieren. Ich suche verzweifelt nach einem Paar zueinander passender Strümpfe und werfe mich in Gala, um die Expedition in würdiger Weise vertreten zu können. Nachdem alles fertig ist, stehen auf den als Tisch dienenden Expeditionskoffern: Kinokameras, Feldstecher, Höhenmesser, Teleobjektive, Tassen mit heißem Tee und eine Schachtel mit Keks aufgebaut. Mehrere Zeltstühle sind auch vorhanden, und ich selbst nehme, nach tibetischer Sitte auf meiner dick mit Luft gefüllten Gummimatratze die ehrwürdige Haltung des „ganz großen Mannes“ ein. Die Vorbereitungen sind getroffen, der Vorhang hebt sich, das Schauspiel kann beginnen.

Doch ehe wir uns zum ersten Akt vorbereiten, noch etwas ganz anderes. Die Geschichte wäre nicht vollständig und würde der eigentlichen Würze völlig entbehren, wollte ich verschweigen, was man mir aus Kalkutta mitzuteilen für notwendig erachtet hatte!

Erstens sollte ich „Zurückhaltung üben“, zweitens hatte man mir schriftlich kundgetan, daß auf wiederholtes Vorstelligwerden bei der Regierung in Simla und London mein Gesuch, nach Tibet einreisen zu dürfen, abgelehnt worden sei, und daß die tibetische Regierung unseren Besuch einfach nicht wolle. Mit „official leave“ war von seiten dieser hohen Herren also ganz bestimmt nichts zu machen. Dies nur zart angedeutet und ganz nebenbei.

Inzwischen ist Beger informiert worden und führt alsbald den stattlichen, leicht erstaunten Minister zu mir ins Zelt. Alle Sahibs nehmen Platz, und die Unterhaltung beginnt mit den üblichen Höflichkeitsphrasen, die eine ganze Zeit in Anspruch nehmen und für beide Parteien genügen, den Gegner richtig ins Auge zu fassen und abzuschätzen. Bei Tee und Keks führt der Gang des Gesprächs zum Kernpunkt des Besuches des hohen Ministers, der von uns nämlich weiter nichts will, als Gemüse für seinen hohen Herrn und Gebieter. Glücklicherweise ahnt er gar nicht, wieviel mehr ich von ihm will. Unsere Inszenierung klappt ganz vorzüglich: Wir sichern dem König das gewünschte Gemüse zu, dazu achtzig Pfund Kartoffeln und andere in Tibet hochgeschätzte Genußmittel, so daß der Herr Minister seine freudige Erregung unter der Maske seiner asiatischen Etikette kaum zu verhehlen imstande ist.



Nun halte ich den geeigneten Augenblick für gekommen und setze ein wohlüberlegtes und von Kaiser Bahadur Thapa, meinem Nepali-Dolmetscher, ganz hervorragend dirigiertes Trommelfeuer von höflichen Bitten und Fragen in Szene; wobei nicht vergessen werden darf, daß jeder Schuß mit dem Ausdruck ehrlicher Bewunderung und größter Hochachtung für Tibet und die Tibeter wie für den Panchen- und den Dalai Lama trefflichst gesalbt ist. Unter diesem Bombardement kapituliert der Minister, ganz wie ich es gehofft und gewünscht habe, und verspricht uns, bei seinem König alles zu versuchen, um eine Einladung für uns zu erwirken.

Mit der ausdrücklichen Versicherung, uns am nächsten Tag noch einmal mit seinem Besuche zu ehren, scheidet der Minister, einstweilen ohne Geschenke, die ich ihm am Abend noch nicht anvertrauen will, damit er uns ja nicht im letzten Augenblick durch die Lappen geht — jedoch nicht ohne die Zusicherung meinerseits, daß wir auch für ihn, den Herrn Minister, einige passende Geschenke bereitstellen würden.

Der Abend, der nun folgt, wird zu einer wahren Kundgebung der Freude und der Zuversicht. Ein richtiger Freudentaumel befällt uns, bis der Verstand wieder siegt. Bedenken werden geäußert, alle Möglichkeiten in Erwägung gezogen.

Die Geschenke für den König, die Königin, die Prinzessin und den Herrn Minister werden noch am gleichen Abend zusammengestellt. Jeder opfert neben den allgemeinen Geschenken an Gemüse, Schokolade, Keks, Sojagebäck, Medizin, Zucker, Reis und anderen lebensnotwendigen Dingen, was überhaupt zu entbehren ist: Leder- und Wollhandschuhe, Wollsocken, das einzige Handtuch, das noch weiß erscheint, Seife, die wir doch nicht verwenden, weil sie nach Zivilisation riecht, Gummistiefel und Kordgamaschen. Sogar ein Reiseneccessaire wird gefunden und die fehlenden Fläschchen und Bürsten durch die geeigneten Medizindöschen ersetzt. Schließlich kramt ein ganz Vornehmer noch eine Tube Niveacreme hervor. Kurz, die Sammlung, welche jeden Modejüngling in blassen Neid versetzt hätte, ist bald vollständig und wird sogar durch die fürwahr königliche Spende einer Gummimatratze und eines Gummikopfkissens gekrönt. Wir sind sehr stolz, als die Geschenke endlich verpackt werden können. Es gibt für uns merkwürdige Menschen, denen nichts schnell genug gehen will in diesem Leben, nur selten Augenblicke, wo wir restlos zufrieden sind. Einen solchen oder gar mehrere derselben erlebe ich an jenem denkwürdigen Abend, als ich, eine dicke, zwar leicht verschimmelte Zigarre im linken Mundwinkel, langsam zwischen den Zelten auf und ab pilgere und zum fast 7000 m hohen Kangchendjao hinaufblicke, als wenn ich ihn mit einem Satz überspringen könnte. — Es herrscht glückselige Stimmung.

Als es schon fast dunkel ist und ich meine Gedanken wieder beisammen habe, entschieße ich



Tafel 15. Einsames Kloster in der Nähe von Gyantse



Tafel 16. Post- und Kurierläufer der tibetischen Regierung mit Glockenspeer

mich, dem König von Taring folgenden Brief zu schreiben. Ich begeben mich ins große Mannschaftszelt, die „Deutschlandhalle“ genannt, und diktiere Kaiser Bahadur Thapa folgendes:

Lager Gayokang,
Nord-Sikkim

Eure Hoheit,

wir hatten heute die Ehre, Eurer Hoheit weisen Minister Ngerpa Chanhla in unserem Lager Gayokang willkommen zu heißen und geben unserer innigen Freude Ausdruck, uns über die verschiedensten Dinge des wunderbaren Tibeterlandes, das seit Jahren Gegenstand meines höchsten Interesses und meiner größten Bewunderung ist, in freundlicher Weise unterhalten zu haben.

Ich schätze mich glücklich, in früheren Jahren schon die seltene Gelegenheit gehabt zu haben, in den osttibetischen Provinzen der Landschaft Kham zu reisen, wo ich die großen Klöster Batang, Derge, Kanze, Seshu, Dsogchen und Jekundo besuchen durfte. Auf Grund meines großen Interesses für die tibetische Kultur und das gesamte religiöse Leben Tibets war mir auch die Ehre zuteil, den verstorbenen Panchen-Lama meinen wohlwollenden Freund zu nennen. Dank dieser göttlichen Freundschaft hatte mir Seine Heiligkeit bereitwilligst einen Paß ausgestellt, der mir zu den Höfen aller osttibetischen Fürsten Zugang verschaffte. Nun habe ich mich zu einer erneuten Reise entschlossen, aber auf Grund des chinesisch-japanischen Konfliktes war ich nicht in der Lage, das herrliche „Land der großen Gletscher“ von Osten zu betreten. Die britisch-indische Regierung hingegen war so freundlich, uns die Erlaubnis zu erteilen, in Nord-Sikkim zu reisen, wo wir uns zur Zeit befinden.

Wir, als Männer einer deutschen Expedition, würden uns in der Tat außerordentlich freuen, wenn wir Eurer Hoheit, der tibetischen Regierung und dem tibetischen Volke unsere Ehrerbietung und die Achtung unseres Landes entgegenbringen könnten.

Ich erlaube mir ganz ergebenst, Eure Hoheit zu bitten, uns die gütige Erlaubnis zu erteilen, im Lande des Schnees und der großen Gletscher zu reisen.

Es würde mir eine Ehre und Auszeichnung sein, wenn Eure Hoheit sich bereit erklären würden, mir eine Audienz zu gestatten, und gleichzeitig möchte ich die ergebene Bitte aussprechen, daß Eure Hoheit unsere Ziele, Pläne und die Versicherung unseres guten Willens und Vorhabens an die hohe Regierung von Lhasa weiterleiten möge. Eine ganz besondere Gunst würde es uns bedeuten, wenn wir in Tibet als Gäste empfangen werden könnten, um das großartige Land unter Augenschein zu nehmen und die heilige Hauptstadt Lhasa, als erste Sendboten unseres Volkes zu besuchen.

Dieser Brief wird Eurer Hoheit durch unseren ersten Dolmetscher überbracht werden. Gleichzeitig erlauben wir uns, Eure Hoheit einige ärmliche Geschenke zu überreichen, die ich Eure Hoheit anzunehmen bitte, als geringfügiges Zeichen unserer größten Verehrung Eurer Hoheit, sowie des ganzen tibetischen Landes und Volkes.

Ich bin

Eurer Hoheit

ganz Ergebenster

Ernst Schäfer.

Zu unserer Schande müssen wir bekennen, daß wir am folgenden Morgen um halb sieben Uhr, als der Minister wieder in Erscheinung tritt, noch allesamt in den „Federn“ liegen, weniger aus Unhöflichkeit, als vielmehr aus wirklicher Übermüdung. Ich für meine Person habe nach einem langen Abend so fest geschlafen, daß mir noch nicht einmal der „Official leave“ im Traum erschienen ist. Das ist ein gutes Zeichen.

Wie wir dann allesamt im Sonnenschein beim Frühstück sitzen, blinzelt noch der eine oder andere verdächtig mit den Augen. Die Arbeit ruht, bis Kaiser und der Minister gesattelt und die Geschenke in zwei großen Säcken verladen haben. Dann drücken wir uns warm die Hände, Kaiser flüstere ich noch zu, daß er seine erste, ganz große Chance auch richtig beim Wickel packen solle und lasse ihn unzweideutig verstehen, daß eine Gehaltsverbesserung die Folge sein würde, wenn . . .

Da schwingen sich die beiden auch schon auf ihre Tiere und verschwinden rasch in nördlicher Richtung aus dem Gesichtsfeld.

In Hoffen und Bangen, unter Befürchtungen und Bekräftigungen streichen die nächsten Tage in gewohntem Arbeitsrhythmus ins Land.

Krause und ich sind hoch im Fels, haben uns unter einem Felsbrocken einen idealen Unterstand gebaut und filmen mit dem Hintergrund eines gewaltigen Gletschers goldgelbe Lämmergeier und die weißen, riesenhaften Himalajageier am Luder eines starken Blauschafbockes. Unter beachtlichen Flüchen kriechen wir am späten Nachmittag wieder einmal aus unserem selbstgewählten Kerker heraus, in dem wir den ganzen Tag zugebracht haben, schütteln den Staub von den Kleidern und sehen Mingma, Krauses Kameragehilfen, zu uns heraufsteigen.

Mingma bringt uns die Kunde, daß Kaiser soeben vom König von Taring zurückgekehrt sei.

Abergläubisch, wie wir halbwilden Naturmenschen nun einmal sind, lasse ich meinen Kameraden allein zum Lager hinabsteigen, rede mir ein, daß es eine große Selbstschulung sei, seine



28 Der Steinmann an der politischen Grenze zwischen Sikkim und Tibet ist erreicht. Im Süden ragt der Kangchendjau wie ein speiender Vulkan im Kampf mit dem Monsun

Neugierde zu unterdrücken und ziehe meinen eigenen Weg, um noch ein paar Kleinvögel für die Sammlung zu erbeuten. Erst als es dämmt und mir ein naßkaltes Gemisch von Hagel, Schnee und Regen gründlich zu schaffen gemacht hat, kehre ich voll stolzer Erwartung zum Lager zurück und lasse Kaiser berichten.

Er hat vom König einen großen Sack fetten, aber wohlschmeckenden Trockenfleisches mitgebracht. Also versammeln sich alle Kameraden um den Helden des Tages, knabbern das getrocknete Schafffleisch und lauschen gespannt der Erzählung unseres tapferen Dolmetschers, der nach beschwerlicher Reise vom großen König in geradezu rührender Weise empfangen und köstlich bewirtet worden war. Zum Schluß wird der vom König eigenhändig geschriebene Brief, der in eine weißseidene Schärpe der Hochachtung, einen sogenannten „Chadak“, eingeschlagen ist, feierlichst erbrochen, und darin steht in schwungvollen tibetischen Lettern zu lesen, daß Seine Hoheit durch die Geschenke hochgeehrt, uns gern für drei Tage in seiner Sommerresidenz zu Doptra willkommen heiße. Der König bäte uns nur, unsere Ankunft anzuzeigen, da größere Vorbereitungen getroffen werden und die Paßangelegenheiten geregelt werden müßten. Auch sollten wir uns nach Möglichkeit bald, wenn möglich innerhalb von zehn Tagen, entschließen, da Seine Hoheit in kurzer Zeit ein großes Kloster aufzusuchen gedenke.

Die Freude ist beinahe unfaßbar. Da ist der „Official leave“. Tibet steht uns offen —, auch ist bei der Dringlichkeit der Bitte des Königs gar keine Zeit mehr, die britisch-indische Regierung über unsern „Sprung“ in Kenntnis zu setzen, und die Information an unseren Generalkonsul erspare ich mir, weil er mir selbst geschrieben hat, daß Tibet nicht zu seinem „Amtsbezirk“ gehört.

Obwohl uns der König alle fünf eingeladen hat, entschlief ich mich, nur zu zweit zu reisen, um den Engländern gegenüber für alle Fälle gesichert zu sein. Hier kommt es darauf an, der liebenswürdigen Einladung unter allen Umständen Folge zu leisten, damit wir weder taktlos noch unhöflich erscheinen können. So scheint mir der goldene diplomatische Mittelweg am zweckmäßigsten, um uns unsere noch in grauer Zukunft liegenden größeren Ziele näher zu bringen.

Ich kann meinen prächtigen Kameraden die Selbstlosigkeit nicht hoch genug anrechnen, daß sie, die Notwendigkeit der Maßnahmen voll und ganz einsehend, selbst in Hinblick auf den eigenen, gewiß schmerzlichen Verzicht den Vorschlag machen, ich solle allein reisen, um dem König unsere Ehrerbietung darzubringen und selbstverständlich über das Lhasaprojekt zu verhandeln. Denn nur das Ansteuern dieses größten Zieles rechtfertigt das bevorstehende Wagnis. Wegen der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit, die exaktes wissenschaftliches Arbeiten

nicht zuläßt, fällt die Wahl meines Begleiters auf Krause, dessen hohe photographische Kunst und dessen filmisches Geschick wir als wertvollste Ergänzung meiner Verhandlungstätigkeit richtig einschätzen. So muß der Besuch beim Taring-König zu einem vollen Erfolg werden. Und er wird es.

Geer rüstet zu einer vierzehntägigen Teilexpedition, um den Nachschub des in diesen grimigen Höhenlagen lebensnotwendigen Proviants zu organisieren, während sich Beger und Wienert rasch dazu entschließen, die tibetischen Teile des nordöstlichen Sikkim einer gründlichen Erforschung zu unterziehen*). So kommt es, daß das Hauptlager für einige Zeit leer und verlassen, den Eindruck einer gescheiterten „Kundfahrt“ offenkundig zur Schau trägt.

Am Morgen des zweiten Tages bricht unsere kleine Karawane, von dichtem Nebel umgeben, in nördlicher Richtung auf. Wir reiten durch wilde, fast vegetationslose Ödtäler, überschreiten zwei beinahe 5000 m hohe Pässe, erleben die tote Einsamkeit der gewaltigen Hochsteppe und sind berauscht von den Pastellfarben der großen Weite. Gigantische Wolkengeschwader liegen über den fernen weißschimmernden Hochgebirgsketten im Norden. Es ist, als ob wir in eine andere Welt gerieten, wo die Ordnung des Diesseits keine Gültigkeit mehr besitzt. Gleich einer Mondlandschaft, bizarr in ihren Formen, unfafßbar in ihren Ausmaßen, dehnt sich die Landschaft. Bedingt durch die erschreckende Armut an Pflanzen, werden uns im Wechselspiel von Licht und Schatten Stimmungen offenbar, für die wir keine Worte finden können. Wir reiten und schweigen.

Unheimlich still, geisterhaft erhaben, liegt das Dach der Erde farbdurchlodert zu unseren Füßen und zieht uns mit magischen Kräften voran, und je weiter wir wandern, je länger die grauen Bergeschatten werden, desto zauberhafter und unwirklicher wird das faszinierende Spiel von ahnendem Licht und düsterem Schatten. Wohl gibt es hier keine schreienden Farben, die zu der Urgewalt dieser Landschaft ebensowenig passen würden wie lindes Säuseln lauer Lüfte. Der Wind, der hier oben pfeift, ist kalt und bissig. Nur die intensive Strahlung der Sonne vermag die Lebensgeister wach zu halten, während die Luft kalt bleibt, auch im Hochsommer. Die Farben sind alle schwer, alle gedämpft, vom violetten Blau des Himmels über das Rotbraun der kahlen Bergeskuppen bis zum dunklen Grüngrau der Steppen und den ockerfarbenen Abendstimmungen, die dem westlichen Himmel eine weiche und doch so herb-schöne Stimmung verleihen.

Einen echten Sommer kennt das Dach der Erde nicht. In dieser Landschaft der tollsten Extreme ist alles im Gleiten begriffen, alles ist Wandel, alles Übergang. Auch der Sommer,

*) Die Taktik, von einem gemeinsamen Hauptlager, das zugleich Verproviantierungsdepot war, zu kleinen Sonderunternehmungen aufzubrechen, hat sich im Lauf der Expedition glänzend bewährt.

dessen zwei- bis dreimonatliche Vegetationszeit mittendrin steht zwischen den arktischen Kältegraden des Winters und den Eisstürmen, die die hohen Berge senden, wenn es Frühling werden soll. Ob Frühling oder Herbst, Sommer oder Winter, was tut es? Tibet ist immer gleich, und nur der Biologe vermag die jahreszeitlichen Unterschiede glaubhaft zu registrieren. Hochland bleibt Hochland, Frühling wie Herbst, alles ist gleich hier oben an der Grenze der Existenzbedingungen. Den mannigfaltigen Kleinzauber, den in unseren Breiten der Wechsel der Jahreszeiten bedingt und die Seelen der Menschen zu froher oder trauriger Weihestimmung, zu Romantik und weltvergessener Schwärmerei erhebt, den gibt es hier nicht. Tibet ist sich selbst gleich, nur sich selbst. Hier wirkt nur das Unfaßbare, die Größe der Natur für sich, und sie überdeckt all die kleinen Lieblichkeiten, an denen sich das Herz des Menschen so erquickend labt. Die Natur formt ihren Menschen, aber sie zieht ihn auch an und baut seinen Charakter. Immer gleich ist Tibet und immer gewaltig, so wie der große Ozean: Einförmig, unergründlich, phantastisch und wild. Ein Land für die Männer, die ein Schicksal erproben wollen.

Leise fällt die Dämmerung herab. Im Norden fahle Bleilichter zwischen düsterblauen Wolkenungetümen und platinfunkelnden Silberspitzen. Hinter uns im Süden, nie zuvor gesehen und deshalb um so eindrucksvoller, strahlt der Himmel in gelbgrünem, unwirklichem Glanz. Es ist nicht das milde Abendrot des nordisch-heiteren Heimathimmels und nicht das flammende Purpur der südlichen Breiten. Es ist der Eishimmel des Himalaja, der größten Festungsmauer der Erde. Ich kann das Aug' nicht von ihm lassen, ich sauge mich hinein in dieses seltene Spiel der Himmelfarben — höre im Geiste Staublawinen donnern, Winde heulen, Bergriesen erzittern. Diese Farben sind unheimlich, urgewaltig, elementar. Und man spürt Kälte und Frost beim Anblick dieser hellen Farben, die doch bei uns das Zeichen des Lebens bedeuten.

Weiter, wir müssen weiter, Giru um jeden Preis erreichen, ehe es ganz dunkel wird. Die riesige Ebene dehnt sich meilenweit, von einer Ortschaft ist nichts wahrzunehmen, bis sich dicht vor uns und ganz plötzlich ein terrassenartig eingeschnittenes Erosionstal öffnet und wir dicht vor den Häusern der ersten tibetischen Ortschaft stehen. Fremdartig muten die Flachdächer der großen Häuser an. Leise flattern Hunderte von Gebetswimpeln im Abendwinde. Im Dämmerlichte schlagen wir mitten in der Ortschaft unser Zelt auf, schließen mit den Eingeborenen, die uns „Djo“, saure Milch, bringen, rasch Freundschaft und können vor heller Begeisterung über das Erlebte kaum zur Ruhe kommen.

Am nächsten Tag wird ausgiebig gefilmt, und am Abend erreichen wir die Feste Kampa-Dzong, eine gewaltige, steil in den Himmel ragende Burg von düsterem Aussehen.



29 Im Norden dehnt sich die Mondlandschaft Tibets in überirdischer Erhabenheit vor uns aus. Unendlich weit, einer stürmischen See vergleichbar, rollt das gewaltigste Hochland der Erde dahin

Hier erwartet uns Kaiser, den wir vorausgesandt haben, damit er dem König unsere Ankunft melden konnte. Kaiser war Tag und Nacht geritten und hat seine schwere Aufgabe in geradezu mustergültiger Weise gelöst. Als Hiobsbotschaft berichtet er jedoch, daß die Generäle und der Provinzgouverneur von Kampa-Dzong uns die Weiterreise verweigern wollen und nicht gewillt seien, Pässe nach Doptra auszustellen, obwohl der Dolmetscher auch ihnen gute Geschenke überreicht hat.

Allein die Tatsache, daß die Geschenke angenommen wurden, berechtigt zu großen Hoffnungen. Gerade haben wir, während die Diener das Zelt aufbauen, einen ersten Inspektionsgang um die Ortschaft beendet und auf unseren Schlafsäcken Platz genommen, da teilen sich die Massen der neugierigen Zuschauer vor dem Zelt, und es erscheinen ein hoher General, der Zivilgouverneur von Kampa-Dzong, seines Zeichens ein großer Lama, und ein Schwarm von Bedienten, die nahrhafte Gastgeschenke in Form von Tsambamehl*), Trockenfleisch und Eiern vor uns aufbauen. Wir springen auf, verneigen uns hoheitsvoll, drücken den hohen Tibetern die Hände und tun gerade so, als ob wir alte Freunde seien; wohl wissend, daß Tibeter für solche Herzlichkeiten sehr empfänglich sind, besonders wenn sie mit derartigen Freundschaftskundgebungen einfach überrumpelt werden.

Ohne zu zögern nehmen die beiden großen Machthaber neben uns auf den Gummimatratzen Platz und spielen wie Kinder mit den Ventilen der Luftkissen. Sie rauchen Zigaretten, wir kauen Trockenfleisch und alles ist eine Herzlichkeit. Den heiklen Punkt unserer Weiterreise nach Tanga und schließlich Doptra erwähne ich während dieser ersten Unterredung aus guten Gründen überhaupt nicht. Zu ernstlichen Befürchtungen ist jedoch bei der freundschaftlichen Haltung der Tibeter einstweilen kein Anlaß gegeben, und als sie fürs erste Abschied nehmen, laden sie uns für ein Nachtessen (im wahrsten Sinne des Wortes) in ihre große gemeinsame Residenz**) ein. Unserer Bitte, ob es uns bei dieser Gelegenheit erlaubt sei, einige Blitzlichtaufnahmen machen zu können, wird freudig und bereitwilligst entsprochen.

Es ist schon recht spät am Abend, als wir von einer großen Schar dienstbarer Geister abgeholt werden. Die Diener sind über alle Maßen um unser Wohlergehen besorgt und führen uns, an den Händen haltend, durch die stockdunkle Nacht auf holprigem Steinweg zu den unterhalb des Forts gelegenen Regierungsgebäuden empor. Dort werden wir durch finstere,

*) Tsamba ist die Nationalspeise der Tibeter. Dieses bräunliche Mehl wird aus gebrannter Gerste hergestellt und vor dem Genuß mit Butter, Tee, Salz und Soda vermengt. Tsamba ist recht wohlschmeckend, aber schwer verdaulich, da es durch den kurzen Röstprozeß nur wenig aufgeschlossen ist.

**) In Tibet werden hohe Regierungsstellen meist von zwei Beamten, einem weltlichen und einem geistlichen eingenommen. Durch diese doppelte Besetzung soll eine gegenseitige Kontrolle ausgeübt und die Korruption — meist mit negativem Erfolg — unterbunden werden.

muffig riechende Gänge in einen großen Empfangsraum geleitet, wo eine Anzahl Butterlämpchen vor den Bildern und Statuetten heiliger Lamas aufflackern und ein gedämpftes, anheimelndes Licht verbreiten. Es verstreicht nur wenig Zeit, bis die beiden Machthaber, reich gekleidet, in Erscheinung treten und uns mit höflicher Geste die gepolsterten Ehrenplätze anbieten. Es ist schade, daß kein geeigneter Dolmetscher zugegen ist. Da kann die anfangs recht lustige Unterhaltung nur stockend und radebrechend geführt werden, selbst Kaiser ist nicht in der Lage, sich so recht verständlich zu machen.

Wohl oder übel müssen die offiziellen Dinge daher wieder hinausgeschoben werden, denn es scheint mir unumgänglich wichtig, daß unsere eigentlichen Anliegen im flüssigen Hof-tibetisch*) vorgetragen werden.

Also lassen wir es uns gut sein, komplimentieren unsere Gastgeber so gut es geht, sprechen über Religion und delectieren uns am wahrhaft vorzüglichen Tsang, dem klaren tibetischen Gerstenbier, bis Krause schließlich im Halbdunkel herumzuhantieren beginnt, um seine Kamera zu rüsten. Die Sache kommt jedoch nicht so recht in Gang; das Blitzlicht versagt, Krause läßt leise Flüche durch die zusammengebissenen Zähne fahren, und als nach vielen bangen Minuten das Blitzlicht endlich aufflammt, da ist es mit der guten Laune vorbei. Vielleicht haben die hohen Tibeter Angst, vielleicht auch fangen sie an, uns als „weiße Teufel“ zu hassen; jedenfalls ist die Stimmung mit einem Male verdorben. Der Zivilgouverneur sitzt von nun an wie ein Olgötze auf seinen Platz gebannt, stiert mit zorniger Grimasse vor sich hin, verzieht keine Miene und spricht kein Wort mehr. Die Situation ist in keiner Weise erfreulich zu nennen und wird nur noch kritischer, als Krause — ob durch Zufall, dämonisches Geschehen oder „Tsang“ mag er am besten selbst beurteilen — eine kostbare altchinesische Tsangtasse in Scherben zerbricht. Angesichts dieser Anhäufung von unglücklichen Umständen müssen wir bekümmert feststellen, daß die Situation heute nicht mehr gerettet werden kann und ziehen es aus diesem Grunde vor, so rasch wie möglich von der Bildfläche zu verschwinden. Es wäre übertrieben zu behaupten, daß wir regelrecht geflohen wären: wir bedanken uns, machen einige Verbeugungen, werden hinaus eskortiert und atmen auf, als uns die frische Nachtluft wieder um die Stirnen weht.

Ich will Krause den Gedanken austreiben, daß der Abend ein Versager auf der ganzen Linie gewesen sei, aber er weiß so gut wie ich, was aus den Zügen des allmächtigen Gouverneurs zu

*) Die Tibeter sprechen nicht nur die verschiedensten Dialekte, sondern gebrauchen neben der alltäglichen Umgangssprache noch eine „Ehren“- oder „Hofsprache“, die nur im Verkehr mit hochgestellten Personen Anwendung findet. Die Hofsprache unterscheidet sich von der Umgangssprache so sehr, daß fast alle Worte verschieden sind. Sie ist besonders reich an blumenreichen Ausdrücken.

lesen war. Im Zelte angekommen, beschließe ich in Anbetracht der schlechten Lage, erst einmal ausgiebig zu essen; während Krause aus mir durchaus verständlichen Gründen weniger Appetit verspürt. Geschlafen haben wir dann aber beide ganz hervorragend.

In früher Dämmerung erwachen wir und nutzen den herrlichen Morgen aus, um zu filmen und zu photographieren. Gerade sind wir damit beschäftigt, einige Szenen von wilden Tibetern zu drehen, die sich aus einer eingepferchten Herde Schafe herausfangen, um die blöken-den Wollknäule an allen vier Beinen zu fesseln und ihnen mit langen Messern — ritsch, ratsch — die Wolle vom Leib zu schneiden, als ich zum Gouverneur gerufen werde.

„Aha, jetzt kann der Tanz beginnen“, denke ich mir, streiche meinen Bart zurecht, setze den Tropenhelm, so verwegen es eben geht, auf den Kopf und lasse mich melden. Innerlich bin ich gewappnet und habe mir vorgenommen, meine zartesten Saiten erklingen zu lassen, ehe ich, ganz nach asiatischer Manier, erst weite, dann engere Kreise beschreibend, auf mein Ziel zusteuern will. Zu Hilfe kommt mir noch der soeben erschienene Dolmetscher, den ich schon freundlich begrüßt habe. Kaiser, immer taktvoll in solchen Dingen, schiebt ihm rasch noch ein paar blanke silberne Rupien in den langen Rockärmel, worauf er, sichtlich saturiert, seines Amtes trefflich zu walten verspricht.

Zu dem Kollegium der Mächtigen hat sich auch noch der Fortkommandeur, im Range eines Obersten, und ein einflußreicher Aristokrat aus Schigatse, dem Stammsitz der Panchen Lamas, gesellt.

„Ihr wollt mich also einkesseln“, ist mein erster und einziger Gedanke, aber bei diesem Vorhaben bleibt es auch, denn ich ziehe nach der ehrerbietigen Begrüßung und nachdem die zer-schlagene Tsangtasse durch eine neue ersetzt ist, gleich am richtigen Strang: Schigatse — Taschilunpo, das Kloster des Panchen Lamas —, China, das sind nur allzu naheliegende Dinge, die sie sicher interessieren dürften.

Also lasse ich meine „Grammophonplatten“ störungslos eine nach der anderen ablaufen, bis sich die finsternen Physiognomien meiner Gegenüber erst aufhellen, dann erstrahlen und schließlich — wohl eineinhalb Stunden hatte ich wie ein gelinder Wasserfall geredet, kommt es so weit, daß die Herren alle ihre Handflächen zusammenlegen und sich vor mir verneigen. Ich sei im Gegensatz zu den anderen Weißen, deren Bekanntschaft sie schon gemacht hätten, der auf dem Gebiete der Religion beschlagenste und der am weitesten gereiste Mann, den sie je gesehen hätten. Und dann, als ich den Sieg schon in der Tasche habe, lasse ich noch ein paar nette Anekdoten von Seiner Heiligkeit dem Panchen Lama vom Stapel und erzähle, daß der Panchen Lama sogar in einem meiner Bücher an besonderer Stelle abgebildet sei, worauf man mich einstimmig befragt, ob jeder Deutsche diesem Bilde auch seine Ehrerbietung bezeige. Als



auch diese Frage zur Zufriedenheit aller Anwesenden beantwortet ist, lassen die hohen Tiber ein dumpfes Gemurmel der Anerkennung hören, und ich fahre fort und sage, daß ich den Panchen Lama, obwohl ich Deutscher sei, als buddhistische Gottheit hoch ehren und schätzen gelernt habe; worauf der Dolmetscher unter tiefen Verbeugungen kundtut, daß ich, obwohl ich ein Weißer, im Panchen Lama einen großen Gott ehrfürchtig verehere. Damit ist die Lanze endgültig für uns gebrochen. Nun schieße ich geradeswegs auf das Ziel los und bitte um den Paß und die Erlaubnis, nach Doptra weiterreisen zu können. Nach einigem Überlegen erklärt mir der Zivilgouverneur, der im Range anscheinend der Höchste ist, daß er uns leider keinen Paß ausstellen könne, weil er dafür erst in Lhasa Rückfrage halten müsse. Um jedoch alle Komplikationen zu vermeiden, schlage er vor, daß wir ruhig abreisen sollten, er bitte mich nur, nichts über sein großes Entgegenkommen verlauten zu lassen. Ehe ich Abschied nehme, versichert mir der General, daß sie es sich alle als hohe Ehre anrechnen würden, wenn wir bei unserer Rückkehr drei bis vier Tage ihre Gäste auf der Burg sein wollten. Zu guter Letzt werden alle ehrwürdigen Teilnehmer der großen Sitzung noch auf die photographische Platte gebannt, und ich gebe jedem beide Hände als äußeres Zeichen höchsten Dankes. Ich bin sicher, daß uns die Herrscher von Kampa-Dzong alle guten Wünsche mit auf den Weg geben, die man am besten auf die Formel bringen könnte: „Zieht mit allen Buddhas, aber zieht.“ Und wir ziehen!

Unsere Tiere haben Hunger leiden müssen, denn es ist im Bannkreise der Festung Kampa-Dzong verboten, fremde Tiere grasen zu lassen, obwohl die Weidegründe für tibetische Verhältnisse nicht einmal schlecht zu nennen sind*). Daher kommt es, daß unsere ausgehungerten Tiere nur nach Anwendung von Gewaltmaßnahmen dazu zu bewegen sind, die Richtung nach Doptra einzuschlagen. Vielleicht hat Kaisers Muli den anderen auch erzählt, was ihnen bevorsteht.

Wenn wir nur geahnt hätten, was an diesem und dem nächsten Tage kommen sollte, dann fürwahr hätten wir allen Generälen und Gouverneuren zum Trotz unseren Tieren erst einmal einige Stunden ihren Willen gelassen, denn mit leerem Magen kann auch das stärkste Maultier keinen tibetischen Sumpf bewältigen, ohne Gefahr zu laufen, im grundlosen Moraste jämmerlich zu ersticken.

In unserer Überheblichkeit haben wir uns in den Kopf gesetzt, Doptra am gleichen Tage noch zu erreichen und spurten, nachdem dem widerspenstigen Führermuli endlich die Schnauze zugebunden ist, in flottem Tempo über endlos weite, wüstenhafte Sandebenen, wo es von

*) Wegen der großen Vegetationsarmut auf dem tibetischen Hochlande stehen die Weidgerechtsame unter strenger Regierungskontrolle.



31 Das flüchtigste Wild der tibetischen Hochsteppen ist die etwa rehgroße Tibetgazelle, deren Böcke lange, edelgeformte Gehörne tragen.
Wie alles tibetische Wild, so sind auch diese Tiere außerordentlich anspruchslos und leben in Höhenlagen von 4000 bis 5000 m

Echsen wimmelt, sonst aber kein wildes Getier zu erblicken ist. Es gibt nur Sand, gelben sterilen Sand, der mit spärlichen Hartgräsern untermischt ist. Dazu faucht ein kalter, bissiger Wind, daß einem Hören und Sehen vergeht.

Nach Stunden erreichen wir die kleine Siedlung Tanga, wo jeder mit allen fünf Sinnen und einem gesunden Menschenverstand begabte Zweibeiner getrost sein Lager aufgeschlagen hätte. Wir aber sind weder bei Sinnen, noch haben wir Verstand und reiten weiter. Das Trauerspiel beginnt damit, daß mich mein Pferd nach etwa fünf- bis sechsstündigem Ritt nicht mehr tragen kann und zusammenbricht. Um die Symphonie der Steppe klangvoller zu gestalten, setzt obendrein ein toller Regen ein und die Misere fängt an, von Minute zu Minute größer zu werden. Die Karawane verzettelt sich. Mein Pferd wird von Kaiser am Zaumzeug nachgeschleift. Die unausbleibliche Folge ist, daß Kaiser weit zurückbleibt und für diesen Tag von der Bühne des Geschehens verschwindet.

Es regnet stärker. Ich bin voran und führe, habe mir den Gummimantel über die Schultern geworfen und ziehe mit frischen Kräften der hängenden, dräuenden, bleischwarzen Wetterwand entgegen. Ich bin gewillt, ein gutes Tempo vorzulegen, um die anderen mitzureißen, darf aber nur so weit voraus, daß die Sicht mit der nachfolgenden Karawane nicht verlorengeht, sonst ist alles aus. Ab und zu rollt ein Donner durch die halbe Dunkelheit und echot dumpf, hohl und weltfern von den unsichtbaren Randbergen der Ebene zurück. Eine Wildgans, ein Rotschenkel und eine Seeschwalbe*) sehe ich im Dämmerlicht. Das ist alles an lebenden Kreaturen, was ich zu Gesicht bekomme. Es wird düster und immer düsterer. Ohne Zweifel nähern wir uns einem Sumpf oder dem großen See von Doptra, den ich seit vielen Stunden zur Linken erwarte. Nach Angabe der Karte hätten wir ihn längst erreichen sollen. Aber in Wirklichkeit liegt er ganz wo anders. Die Karte ist ungenau mit vielen weißen Klecksen darin. Keine Karte von Tibet kann allzu große Ansprüche auf Genauigkeit erheben! Der wüstenhafte Grund ist vermoort und aufgeweicht, daß ich trotz meiner leichten Schuhbekleidung bei jedem Schritt bis über die Knöchel einsinke. Böig und grausam peitscht mir der naßkalte Wind mitten ins Gesicht. Aber ich hoffe noch immer. Dieses siebenmal vermaledeite Doptra muß doch am Ende dieser maßlos weiten Ebene liegen. Wo aber ist dieses Ende? Manchesmal kommt es mir vor, als ob wir im Kreise herumtapsen, so uniform ist diese erdentrückte, sturmgepeitschte Landschaft, in der es weder Maß noch Ziel zu geben scheint. Trotz der großen Höhenlagen und der inzwischen völlig durchweichten Kleider fühle ich mich frisch und spüre nichts vom weiten Weg. Kilometer auf Kilometer stapfe ich einsam durch den weichen Trieb-

*) Der tibetische Rotschenkel und die Flußseeschwalbe sind Charakterarten der hochtibetischen Sümpfe. Beide Vogelarten kommen auch in Deutschland vor, doch handelt es sich um besondere geographische Rassen.



sand dahin, bis ich den immer sumpfiger werdenden Weg verlassen muß und abseits von Moorbülte zu Moorbülte voranspringe. Nur die langen Reihen der mit Wasser angefüllten Spurfade deuten noch an, daß hier ehemals ein „Weg“ durch die graue Einöde führte. Mir ist's, als ob diese gleisartigen Wasserspuren in der Unendlichkeit zusammenliefen und mit dem regenschweren Himmel vor uns verschmelzen würden.

Tiefenst, düster und schwer sind die weiten Ebenen des tibetischen Hochlandes, wenn der aschgraue Regenhimmel alles verdüstert und die Wolkenfetzen in kilometerlangen Schläuchen ihre kalten Wassermassen auf den sterilen Boden prasseln lassen. Es ist eine Welt, in der nur fahle Geister und rachsüchtige Dämonen ihr grausames Regiment entfalten, wo der Sturm zum Tanz aufspielt und der Mensch zum willenlosen Opfer der Naturgewalten wird. Man kommt sich vor wie ein Nichts, wie der flüchtige Schatten eines einzigen Augenblicks, wenn man solche Weiten schaut.

Die Augen können nur sehen, die Ohren nur das Brausen des Sturmwindes vernehmen, aber die Eindrücke wurzeln in der Seele fest. Und wenn man sich fragt, wie solch eine erdrückende allmächtige Stimmung zu beschreiben sei, dann scheidert man an der einfachen Tatsache, daß der Geist nicht folgen kann.

Wahrlich, ich kann die wetterharten, rothäutigen Tibeter nur zu gut verstehen, wenn sie ihr Land als die Hochburg der Götter beschreiben. Ohnmachtsnahe stehen wir Weißen solch elementarem Naturgeschehen gegenüber, und nur der nüchterne Wissenschaftler mag sich vermessen, solche Landschaft erfassen zu wollen. Aber was er da niederlegt, ist doch nur jämmerliches Stückwerk. Es ist wie eine Perle, deren Glanz erloschen ist. In solche Tiefen kann kein lebender Mensch vordringen und nur der Künstler mag auf seine Art versuchen, den Schatten und den Abglanz festzuhalten. Wirklich ergründen aber kann der Weiße die Seele dieses Landes nicht, ebensowenig wie er die in tausend magischen Gesichtern spiegelnde Seele des Tibeters ganz zu begreifen lernt. In ihr nämlich spielt das Licht und der Schatten einer überdimensionalen, urgewaltigen Natur, wie sie Tibet allein nur besitzt. Es ist kein Zufall, daß der Nimbus um Tibet in allen zivilisierten Ländern dieser Erde die Menschen in Erstauen setzt und das verbotene Land als etwas Übernatürliches, Rätselhaftes und Dämonisches erscheinen läßt.

In der Fülle und Formenmannigfaltigkeit der Tropen kann ich reine Forscherfreuden erleben, aber wenn ich das ganze tropische Asien in seiner kaum faßbaren Vielgestaltung mit diesem heroischen Lande vergleiche, dann verblaßt es. Auch diese Natur gibt dem Forscher viel, aber sie gibt dem Menschen viel mehr, weil die Erfolge einzeln alle hart errungen werden müssen.



Tafel 17. Geschmückte Halbblut-Yaks vor dem Pflug



Tafel 18. Teppichweberei auf dem Flachdach eines Hauses in Gyantse

Der Regen rauscht und schwillt, die Kräfte beginnen zu erlahmen; vom Wasser rund umgeben entschließen wir uns schließlich, bei stockdunkler Nacht ein Notlager zu schlagen. Es ist ein unangenehmes Unterfangen, denn es regnet und stürmt, daß einem die Zeltplanen aus den klammen Fingern gerissen werden. Es ist schon schwierig, die Tiere in der schwarzen Finsternis zusammenzutreiben und festzuhalten; schwieriger noch gestaltet sich das Abladen der Gepäckstücke, aber am sauersten wird uns schließlich das Aufrichten des tropfnassen Zeltes, das Einrammen der Pföcke und das Spannen der Seile.

Glücklich ist das Gefühl, als wir es endlich geschafft haben und mit dem Gefühl der Beruhigung in die feuchte Höhlung hineinkriechen, obwohl nicht viel Grund für diese Gemüthaltung vorhanden ist. Man ist jedenfalls fürs erste froh, ein Dach über dem Kopf zu haben. Wir ziehen uns aus und breiten die völlig durchnästen Kleider aus, so gut es geht.

Kaiser fehlt. — Das Abendmahl ist denkbar einfach: etwas Soja, ein paar Brocken stinkender Masse, die wir in Kampa einem schmutzigen Straßenhändler abgekauft hatten, ein klein wenig Schokolade und ein Schluck eiskalten, nach Yakdung schmeckenden Tees aus der einzigen Feldflasche — denn die anderen hatten wir dem Fortkommandanten von Kampa zum Geschenke gemacht. Die Pferde werden noch rasch zusammengekoppelt und in die Dunkelheit hinausgetrieben*). Pansy breitete seinen Schlafsack zwischen uns aus. Endlich finden wir das, wonach wir uns schon lange sehnen, einen festen und gerechten, durch nichts zu störenden Schlaf.

Als das erste Frühlicht des kommenden Morgens durch die Zeltritzen fällt, tropft der feine Nieselregen noch immer unaufhörlich auf das Zelt Dach nieder und singt ein monotones Lied. Einen Blick hinauswerfend, sehe ich nur eine griesgrämige Umhüllung von gräulich-grünen Nebelschwaden und weiß aus den Rufen der eben erwachten Wasservögel zu deuten, daß wir dicht am Seeufer Lager geschlagen haben. Eine weitere Orientierung ist unmöglich. Auch besteht einstweilen noch gar keine Hoffnung, die weit davongezogenen Tiere wieder auffinden zu können. Erst müssen wir abwarten, bis der Himmel sich klärt. Grund zur Beruhigung ist nicht vorhanden. Doptra kann bei allen guten Geistern nicht mehr allzu fern liegen und erreichen müssen wir die Residenz des Königs von Taring am heutigen Tage auf alle Fälle.

Da wir nichts Besseres zu tun haben und es obendrein kalt und ungemütlich ist, wir außerdem nicht genügend zu Essen haben, um ein opulentes Frühstück abhalten zu können, so rollen wir uns wieder in die weiten Schlafsäcke und schlafen weiter, bis wir gegen 8 Uhr endgültig

*) Die Tibeter pflegen ihre Karawanentiere wegen der Wolfsgefahr nachts in der Nähe der Zelte anzukoppeln. Hier handelt es sich um eine Ausnahme, da unsere Tiere in Doptra gehungert hatten.

tig erwachen und nun ernstlich Anstalten zu treffen beginnen, Doptra auch wirklich zu erreichen. Das Notlager wird abgerissen. Alles rüstet zum Endspurt über die große Ebene. Auch bin ich sicher, daß Kaiser in der gestrigen Nacht kein Unheil zugestoßen ist, zumal er die Ebene kennt und Doptra vielleicht schon erreicht hatte, wenn er die Nacht durchmarschiert sein sollte. Jedenfalls haben die Nachttemperaturen über null Grad gelegen, und wenn es auch anhaltend gegossen hat, so hat doch keine Gefahr des Erfrierens bestanden. Außerdem, denke ich mir, ist eine solche Erfahrung für einen einundzwanzigjährigen Bengel gerade das richtige. Während wir unsere Siebensachen zusammenpacken, geht Pänsey auf die Suche nach den Tieren.

Wer kann mein Erstaunen beschreiben, als Kaiser plötzlich mit seinen beiden völlig erledigten und abgedroschenen Gäulen vor mir steht, die Hand, wie immer, zum grüßenden „Salam“ an die Mütze legt und sich in korrekter Weise verneigt. Gerade so, als ob nicht das geringste vorgefallen sei. Auch in dieser Situation verläßt Kaiser das Ritual seiner Etikette nicht, er bleibt der feine Nepali aus vornehmer Kriegerkaste.

Kaiser war am gestrigen Abend noch zu später Stunde auf eine Maultierkarawane gestoßen, hatte im Zelt der Tiertreiber ohne Essen und Trinken eine kalte Nacht verbracht. Nun steht er wieder frisch und munter vor uns, lächelt und grient, als ob ihm großes Heil widerfahren wäre. Er ist eben ein Kerl, wie ich ihn gebrauchen kann. Es verstreicht nur eine kurze Zeit, bis Pänsey mit den Tieren ankommt. Aus reiner Freude, wieder zusammengefunden zu haben, entschließen wir uns, aus stickigem, unabgekochtem Seewasser und feuchtem Tsamba eine kalte, widerliche Suppe zu bereiten. Das Produkt ist ein schauriger Pamps, von dem ich mir wahrscheinlich zuviel in den leeren Magen pumpe. Auf alle Fälle bekommt mir diese „Mahlzeit“ schlecht, und die Wirkung ist etwa die gleiche, als wenn ich einen halben Liter Rizinusöl geschluckt hätte. Schon vor dem Aufbruch beginnen die Schmerzen, ein merkwürdiges Schwächegefühl ist in den Därmen festzustellen, und obendrein habe ich unter heftigen Schwindelanfällen zu leiden.

Da sich der Himmel mittlerweile aufgeklärt hat und die alten Burgruinen Doptras zum Greifen nahe vor uns liegen, fasse ich den Entschluß, trotz der wühlenden Schmerzen im Gedärm voranzumarschieren, um alles daran zu setzen, den Karawanenweg, von dem wir in der Dunkelheit der gestrigen Nacht kilometerweit abgewichen waren, wiederzufinden.

Die Entfernung bis Doptra schätzt Pänsey auf drei bis vier Meilen, und auch Krause und ich sind uns darin einig, daß wir unser langersehntes Endziel in eineinhalb Stunden unter allen Umständen erreichen müssen*). Mit dieser Vorstellung ziehe ich hoffnungsfreudig los, stapfe

*) Entfernungen werden in Tibet, der klaren Hochgebirgsluft wegen, meist unterschätzt.



33 Am Vorabend ehe wir Doptra, den Sitz des Königs von Taring, erreichen, zieht ein gewaltiger Sturm herauf. Wir werden an diesem Abend gezwungen, ein Notlager zu errichten

durch tiefen, weichen Sand, kletterte über hohe Dünen und muß, als ich mich nach einer Stunde langwierigen Marsches, von einer heftigen Darmkolik befallen, auf einen weithin ragenden Dünenkamm niederlasse, zu meinem Schrecken feststellen, daß sich die Entfernung nach Doptra auch um nichts verringert hat. Über mir wölbt sich blau und klar der strahlende tibetische Himmel, bedeckt von feinen Flöckchen unzähliger, elfenbeinschimmernder Zirkuswölkchen, die sich in breitem Bande von Horizont zu Horizont erstrecken und noch dazu beitragen, das unermeßliche Land weiter und unabsehbarer erscheinen zu lassen. Um mich ist nur Sand und Sumpf, Wasser und Moor, eine grauenhafte Wüste, über der die rasch erwärmte Luft zittert und wogt, daß mir alles, was ich sehe, wie die visionäre Erscheinung einer Fata Morgana erscheint. Ab und zu erklingt der metallisch wilde Schrei eines Seeadlers durch die Stille.

Wie sich die Eingeweide wieder zu beruhigen beginnen, streicht ein goldgehämmerter Lämmergeier dicht über mich hin. Ich sehe ihm nach, stehe auf und setze mich wieder in Marsch. Weit über den Mooren erklingt der Ruf der Steppenhühner und von der anderen Seite des Sees melden trompetend die Schwarzhalskraniche. Ich ziehe weiter durch den Triebsand, bis ich Kaiser erblicke, der mit meinem Tier im Schlepptau, so rasch es der moorige Grund erlaubt, hinter mir hergeritten kommt. Noch ehe ich aufs Pferd steigen kann, beginnt eine neue Kolik in meinen Därmen zu wühlen, und als ich endlich im Sattel sitze, da muß ich mich in den Mähnen festhalten, bis auch dies vorüber ist. Von Krause und der nachfolgenden Karawane ist noch nichts zu sehen.

Wir haben Glück, finden den verlorenen Weg wieder und wollen nun die beste Furt durchs Moor suchen. Eine schwierige Aufgabe. Je sumpfiger es wird, desto mehr verschwindet auch der noch über Wasser stehende Pfad, bis er gänzlich aufhört und die Blasen um uns zu quirlen und zu tanzen beginnen. Richtung halten ist unmöglich.

Leuchtende riesige Dünenkämme, die mit ihren weißen, vielgeriffelten Sandverwehungen an die Gobi erinnern, gilt's nun zu überqueren, und dann stehen wir vor einem 60—80 m breiten Fluß, der auf den ersten Blick leicht furtbar scheint. Also hinein! Die Strömung hämmert den Gäulen wie wild gegen die Bäuche. Sie ist so stark, daß wir mehrere 100 m weit abgetrieben werden und plötzlich wieder mitten drin stecken in der Patsche.

Als erstes bricht Kaisers starkes Maultier zusammen, dann — ich will gerade noch wenden — verliert auch mein Gaul das Gleichgewicht, stürzt nach vorn, rollt mit den Fluten und legt sich, in den todbringenden Triebsand eingebettet, ermattet auf die Seite.

Kaisers Tier dagegen ist mit einem Ruck wieder auf die Läufe gekommen und dringt, bis an den Sattel einsinkend, tapfer zurück. Dabei vollführt das zu Tode geängstigte Muli die toll-

sten Sprünge und Kapriolen, bis es mitsamt seinem Reiter wieder festen Boden unter sich hat. All das kann ich nur flüchtig beobachten, da mein Gaul zu ersaufen droht.

Ich bin seitlich vom Sattel geglitten, stehe bis über die Knie im Triebsand und sinke von Sekunde zu Sekunde tiefer und tiefer ein. Bei der nun folgenden schweren Arbeit muß ich mich dauernd umstellen und stehe im übrigen bis zu den Hüften im Wasser, das sich eiskalt um den Körper legt. Am Schweife heftig ziehend, kann ich endlich, zentimeterweise ruckend, die Hinterbeine des schon apathisch werdenden Pferdes aus dem Morast befreien. Kaiser eilt nun in raschen Sprüngen zu Hilfe. Wir ziehen und zerren zu zweit.

Kaum haben wir Zeit zu verpusten, da kommt die Reaktion der allzu großen Anstrengung rasend über mich. Ich habe selten solchen Schmerz verspürt und glaube, meine Därme müßten zerreißen.

In diesen verzweiflungsvollen Minuten ist mir, als wenn man mir mit Nadeln den Leib durchbohre. Zu schlapp, noch ein Glied zu rühren, sinke ich mitten im Fluß über dem Sattel meines Tieres zusammen.

Kalter Schweiß perlt nun von der Stirn, ich habe die Selbstkontrolle verloren. Stumpf dem Schicksal ergeben, ist mir alles gleich.

Erst als ich wieder zu mir komme, packt mich der Ekel, der Ekel vor mir selbst. Kaiser hilft mir in rührender Liebe, mich zu reinigen und dann geht's zurück, wo ich mich am Ufer niederlasse. Mit rasch erholten Kräften wird eine neue Furtrinne in Angriff genommen. Hier ist das Wasser zwar noch tiefer, die Strömung noch reißender, aber unsere Tiere haben wenigstens festen steinigen Boden unter den Hufen, und der Fluß wird mit Erfolg genommen.

Wieder kommt Sand und wieder dehnen sich weite Dünenhänge, über denen zitternde Luftwirbel aufsteigen, daß einem ganz wirr wird im Kopf.

Zu allem kommt die bittere Erkenntnis, daß Doptra noch immer nicht näher herangerückt ist. Verzweiflung packt mich. Ich könnte Schluß machen, toben, umkehren, in die Luft gehen, wenn das nicht so grenzenlos dumm und ein allzu menschliches Vorhaben wäre. Für unsere Lage würde das auch nicht die geringste Änderung bedeuten. Dieser kalten, nüchternen, unberechenbaren Natur gegenüber gibt's eben nur eins: Durchhauen, durchhalten — durchwaten. Und so peitschen wir unsere Tiere von neuem an, bis sie wieder in dem trügerischen Boden versinken und aufs neue herausgezogen werden müssen.

Dann aber kommt das Schlimmste, das große Schwemmoor, ein etwa 500 m breiter, seeartiger Morast, der sich links und rechts ins Unendliche dehnt. Im spiegelnden Sonnenglanze breitet er sich vor uns aus. Dahinter liegt, schon näher herangerückt, Doptra, unser Ziel. Jetzt geht's um Alles!



34 Kurz vor Erreichen unseres Zieles, da die Burg von Doptra schon herüberwinkt, geraten wir in den großen Sumpf.
Kaisers Muli ist zusammengebrochen



35 Schäfer versucht seinen im Sumpf zusammengebrochenen Gaul wieder auf die Beine zu stellen.

Um uns dehnt sich meilenweit die trügerische Fläche des Hochlandmoores

An mindestens zehn verschiedenen Stellen versuchen wir den Übergang und führen die Tiere, versinken aber immer wieder und müssen zurück. — Wieder versucht und wieder zurück, noch einmal dasselbe und immer wieder. — Kaisers Beschäftigung besteht fast ausschließlich darin, die Tiere mit voller Wucht in die einzig empfindlichen Weichen zu treten. Bei dieser Behandlung weigern sich die Gemarterten oft, auch nur noch einen Schritt voranzugehen.

Endlich, nach unzähligen Versuchen, als wir die Hoffnung schon fast aufgegeben haben, findet sich eine leidliche Furt. Viele Male brechen uns die Tiere zusammen. Vom Wasser rund umgeben waten wir durch den Sumpf und werden von großen Schwärmen neugieriger Seeschwalben schimpfend verhöhnt. Aber wir schaffen es!

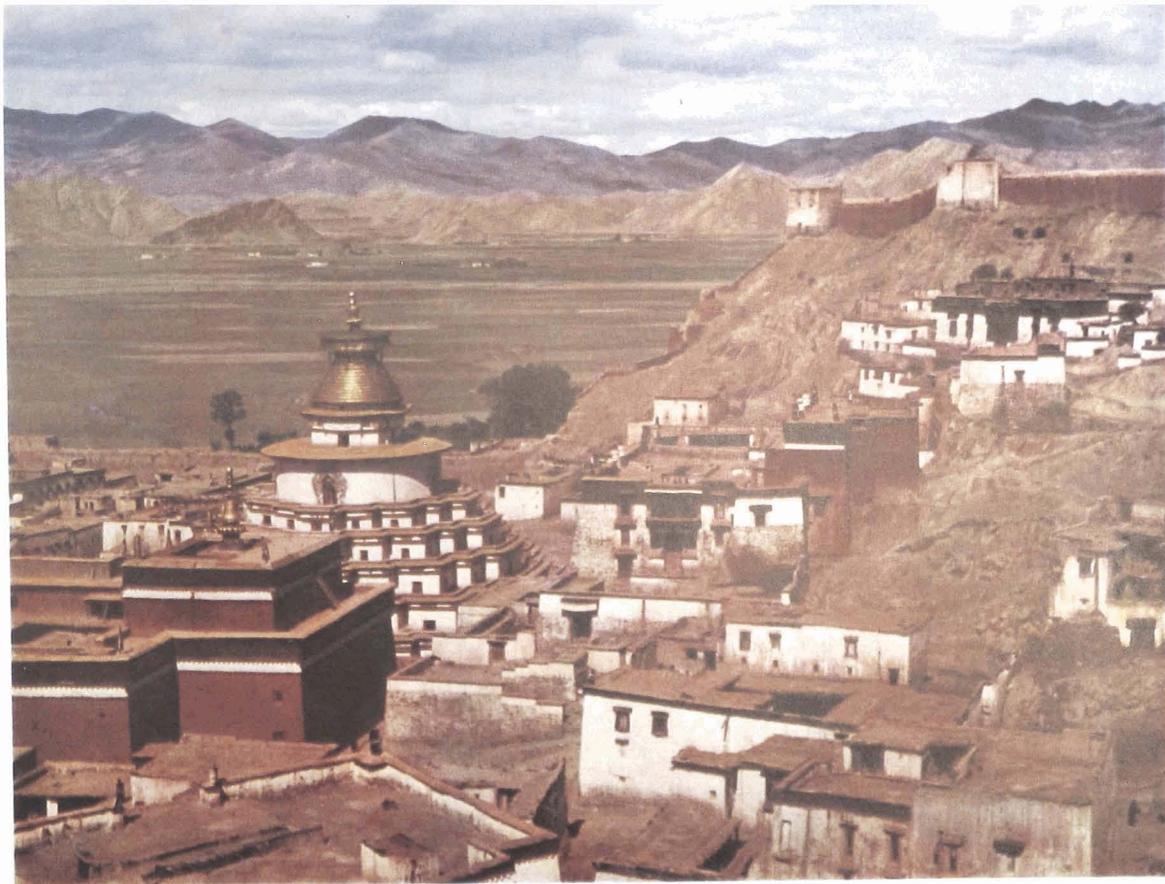
Nachdem der größte Teil des Überschwemmungsgebietes hinter uns liegt, erreichen wir eine kleine trockene Insel und sind nun in größter Sorge um Krause, dessen eines Packtier die wertvollen, feuchtigkeitsempfindlichen Filme trägt. Wir lassen die Tiere „grasen“ und als die Karawane als winziges Pünktchen sichtbar wird, muß Kaiser, der tapfere, treue, am ganzen Körper bebende, zu Tränen der Wut fast aufgelöste Nepali denselben furchtbaren Weg nochmals zurück, um die richtige Furt zu weisen. „Muß“ ist schon beinahe zuviel gesagt. Kaiser geht auf die erste Anregung hin fast freiwillig und löst seine Aufgabe, wie immer, ausgezeichnet.

Ich aber lege mich hin und schlafe trotz des feuchten Bodens augenblicklich ein. Ich bin so erschöpft, komme mir völlig wertlos vor. Memmenhaft habe ich regelrecht schlapp gemacht. Ich liege auf dem Rücken und fühle einschlafend die Linderung, die die Sonnenstrahlen verursachen, die mir auf den Bauch brennen.

Eine Stunde etwa mag vergangen sein. Erwachend gewahre ich dicht bei mir ein paar Kolkrahen und einen hellköpfigen Seeadler*), die wohl auf einen willkommenen Fraß gewartet haben, und dann erblickte ich glückstrahlend Krause, Pansy, Kaiser und alle Tiere, die soeben das Schwierigste hinter sich gebracht haben und hurtig voranziehen. Nun, als die Sonne etwa die zweite Nachmittagsstunde anzeigt, liegt Doptra tatsächlich nur noch eineinhalb Stunden vor uns.

Und so reiten wir und halten zusammen. Abscheulich sehen wir aus. Von den Stiefeln bis zum Kragen hinauf mit Schmutz besudelt und mit dicken Krusten zähen Schlicks bedeckt. Noch einmal brechen uns die Tiere zusammen. Nun, wo die Gefahr vorüber ist, können wir ein

*) Der tibetische Seeadler nährt sich im Gegensatz zum Steinadler mit Vorliebe von Aas. Desgleichen der Kolkrahe. Beides sind Charakterarten des Steppenlandes.



Tafel 19. Das Kloster Palkhor-Choide mit dem großen Tschorten in Gyantse



Tafel 20. Tibetische Bettlerin mit ihren Kindern

paar Aufnahmen machen. Das Filmen aber wollen wir uns für den Rückmarsch aufsparen. Wir reiten und reiten. Dann löst sich eine Gestalt von Doptra und kommt auf uns zu. Unser Freund, der Herr Minister ist's, den uns der König zu Hilfe schickt. Seit Stunden hatte Seine Hoheit, der König von Taring, unsere Kämpfe mit dem Moore durch den Feldstecher beobachtet. Nun kommt uns der „erste Mann seines Staates“ zu Hilfe. Das finden wir rührend. Barfuß kommt der Herr Minister durch das Moor gewandert und ist mit Schmutz besudelt wie wir. Freudestrahlend drücken wir uns die Hände. Es ist ein merkwürdiges Wiedersehen.

Dann eskortiert uns der Minister auf leidlich guten Pfaden zur Residenz, wo uns nicht nur der König und seine Familie, sondern die ganze Bevölkerung Doptras einen fürstlichen Empfang bereiten. Als wir der Burg immer näher kommen, die steilen Fassaden gewaltiger, das Kloster und die umliegenden Häuser deutlicher wahrnehmbar werden, da bemächtigt sich unser eine Unlust, vom König sogleich empfangen zu werden. Der Minister aber besteht darauf. Unter allen Umständen müssen wir zum König, denn seit gestern nachmittag, also seit vierundzwanzig Stunden nunmehr, habe Seine Hoheit mit größter Besorgnis auf unseren Anmarsch gewartet und habe den Feldstecher überhaupt nicht mehr aus der Hand gelegt. Überdies sei der ehrwürdige König daran gewöhnt, daß man schmutzig von der Reise käme. So müssen wir uns, wohl oder übel, in das Unvermeidliche fügen.

Mitten aus dem Sumpf und der Weite der Steppe nimmt uns plötzlich ein richtiger, etwa drei Meter breiter mit Steinen eingefasster Weg auf, der direkt zum Portal der Residenz führt. Unsere Tiere können nun nicht mehr, so wie sie gern wollen, nach rechts oder links ausweichen, und auch uns ist die Richtung plötzlich wieder vorgeschrieben. Wir sind nicht mehr Herren unser selbst, nehmen korrekten Reitsitz ein, drücken den ermatteten Tieren die Absätze in die Flanken und reiten mit Würde und Haltung in Doptra ein.

Zehn bis fünfzehn Diener haben sich vor dem Portal versammelt. Sie sind alle reinlicher gekleidet als wir selbst; sie helfen uns, rasch zuspringend und die Tiere am Zaumzeug haltend, aus den Sätteln und geben uns das Geleit durch die grünen, hübsch bepflanzten Gärten. Kaum finden wir Zeit, unserer Bewunderung über die Sauberkeit und Pflege der Gesamtanlage Ausdruck zu verleihen, kaum können wir uns über die üppig-grünen Haine, die das schmucke bungalowartige Schlößchen umgeben, freuen und promenieren auf einem mit hellem Kies bestreuten Weg dahin, als auch schon der König erscheint. Neben ihm steigen die seidenrauschende Königin mit einem riesenhaften Kopfschmuck und die rundliche Prinzessin, die die Robe einer hohen tibetischen Nonne trägt*), die Freitreppe hinab, um uns willkommen zu hei-

*) Im Gegensatz zu den tibetischen Bauern und Leibeigenen, wo die Frauen in der Wirtschaft schwer arbeiten müssen, werden in der tibetischen Adelskaste viele Mädchen dem Nonnenberufe geweiht.



36 Die Tragödie will kein Ende nehmen. Immer wieder brechen uns die Tiere zusammen und können nur unter Aufbietung aller Kräfte vorangetrieben werden



ßen. Ehrerbietig verneigen wir uns gegenseitig und schütteln uns dann allesamt in herzlicher Weise die Hände. Dabei legt mir der König einen weißen Seidenschleier, das Zeichen der Hochachtung und Gastfreundschaft, als erstes Gastgeschenk über beide Arme. Auch Kaiser, der sich in taktvoller Weise zurückhält, wird vom König auf das freundlichste begrüßt. Ein gutes Zeichen für uns und ihn. Unter vielen Komplimenten und noch mehr Verbeugungen, die in rascher Folge wechseln, schreiten wir sodann die Treppe hinauf in das große Speisezimmer, dem eigentlichen mit herrlichen Kostbarkeiten ausgestatteten Empfangsraum, wo wir uns alle in einer Nische versammeln und Tee nehmen.

Es gibt noch Menschen auf dieser Erde, die in einer völlig abgeschlossenen, von geographischen, geistigen und geistlichen Mauern umgebenen Kultur leben, die von den großen Problemen der Welt nichts wissen und nichts wissen wollen. Menschen, die geistig regsam sind, feinsinnig denken können, entzückende Manieren und sinnige Gebräuche haben und die doch in einer Welt für sich leben! Sie führen ein glückliches, wenn auch engumgrenztes Dasein und bekunden für die Ziele und Kämpfe der westlichen Kulturnationen weder Sympathie noch Antipathie, wenn sie selbst nur in Ruhe gelassen werden. Sie zwingen ihrer Umgebung etwas Magisches auf und verbreiten den Nimbus des Geheimnisvollen um sich. Es sind Menschen, die wir achten müssen, die stolz und herrisch, selbstbewußt und stark in einem Zeitgeist leben, der dem unsrigen vor vielen Jahrhunderten entspricht. Steht man als hartgeplagter, zielbewußter Mitteleuropäer plötzlich vor solchen tibetischen Potentaten, dann fühlt man sich sofort in den Bann der ganzen Atmosphäre gezogen, die solch starker Mann in der Ureinisamkeit seines abgeschlossenen Landes um sich zu verbreiten versteht. Das Eigenartigste aber an solchen Begegnungen, deren ich auf meinen Tibet-Expeditionen im Laufe der letzten zehn Jahre schon eine ganze Reihe hatte, ist die Tatsache, daß wir uns gleichsam menschlich angezogen fühlen und daß wir die ungezwungene Hochachtung, mit der wir als Wildfremde behandelt werden, in der gleichen Form erwidern.

Solche höchsten Würdenträger aus uralten tibetischen Adelsgeschlechtern sind zwar Könige im kleinen, aber sie haben allen Herrschern dieser Erde das eine voraus, daß sie wirkliche Könige sind; völlig unumschränkte, nur von ihrer fanatischen Kirche abhängige, oft gewalttätige, meist aber gerechte und wohl disziplinierte Führermenschen, denen kein anderer etwas in ihre Staatsgeschäfte hineinzureden hat. Diese freie Selbständigkeit, verbunden mit dem natürlichen Ansehen, das sie bei ihren Untertanen genießen, sind es wohl, die uns diese herrlichen Menschen sympathisch machen. Sie fragen nicht viel nach unseren Ländern, sie interessieren sich auch nicht für unsere Sitten und Gebräuche, sie haben an ihren eigenen vollauf genug und leben selbst nach Regeln und Gesetzen, die ihnen eine jahrtausendalte, in



sich abgeschlossene und für ihre Träger bewährte Kultur von Generation zu Generation in langer Geschlechterreihe übermittelt hat. Kurz, es gibt noch Menschen auf dieser Welt, die ein sorgenloses, friedliches und männlich-stolzes Eigenleben führen und am Nichtstun Freude haben, weil ihre Gedanken sich um eine andere Achse bewegen, als die unsrigen.

Das sind so die ersten starken, wenn auch völlig ungeordneten Eindrücke, die sich wie ein zähes, kaum wahrnehmbares Spinnweb um uns legen, als wir dem Märchenkönig von Taring gegenüber treten, um drei Tage lang seine Gäste und zugleich der Mittelpunkt des Hofstaates von Doptra*) zu sein.

Wenn die Tage in Doptra, abgesehen von den Verhandlungen, auch wenig eigentliche Arbeit für mich bringen, so erlebe ich doch die innige Befriedigung, das große Ziel, das in Deutschland und England, wie auch in Indien von allen Autoritäten immer als unerreichbar hingestellt war, richtig angegangen und mitten ins Schwarze getroffen zu haben. Am meisten freue ich mich aber über Krause, dem die Augen einfach übergehen und der nach Herzenslust filmen und schaffen kann, wobei ich ihm als Assistent und zuweilen als Regisseur willig zur Seite stehe. Nun aber zurück zum Empfangstee. Während die Königin nur ihre Gebete murmelt und sich an der eigentlichen Unterhaltung kaum beteiligt, zeigt sich der König von Anbeginn sehr heiter und aufgeschlossen, erzählt viel von Lhasa und läßt sich über unsere Ziele und Pläne genauestens unterrichten. Wohl eineinhalb Stunden dauert diese erste Audienz.

Dann endlich glauben wir uns entlassen, stellen aber draußen zu unserem größten Erstaunen fest, daß eine Reihe von Dienern nur darauf wartet, uns irgendwelche Gefälligkeiten zu erweisen. Sie führen uns zu einem eigens errichteten Zelte englischer Machart, dessen Inneneinrichtung darauf schließen läßt, daß es hygienischen Zwecken dienen soll. Da gibt es Wasser heiß und kalt, japanische Seifen, blütenweiße Handtücher (die uns nach Gebrauch durch dunkle Tönung sichtbar beschämten), ja, es ist sogar für alle möglichen Einrichtungen Sorge getragen, die zu beschreiben hier nicht am Platze ist. All dies sind Dinge, die uns fremdartig vorkommen, an die wir uns aber zum eigenen Ergötzen rasch wieder gewöhnen. Gerade haben wir die Dreckkrusten entfernt und sind eben dabei, uns im eigenen Zelte ein klein wenig von den Strapazen zu erholen, da werden wir schon zum Essen gebeten. Und diese lukullische Speisekarte des Königs verfolgt uns die ganzen Tage, die wir in Doptra verbringen. Der König hat von meinem kranken Magen gehört und wickelt mir, ehe wir uns zum königlichen Mahle niederlassen, eigenhändig eine wollene Decke um den Bauch, die ihre Wirkung auch nicht verfehlt. Ich kann, Gott sei Dank, über mangelnden Appetit in Doptra nicht klagen.

*) Doptra ist lediglich die Sommerresidenz des Königs von Taring. Im Winter wohnt er in Taring selbst, einer kleinen Ortschaft bei Gyantse.



39 Unser Freund der König von Taring mit der Königin im Festschmuck und der Prinzessin im Nonnengewand.

Der Stammsitz des Königs befindet sich in Taring in der Nähe von Gyantse

Es gibt chinesische Gerichte von feinsten Auswahl und bester Zusammenstellung, zehn bis fünfzehn Gänge, dazu herrliche Gurken, zarte Salate, wohlschmeckende Gemüse, Seegurken, Algen, Bohnenkäse, Hammelrippchen, Schweinefleisch und zum Abschluß den obligaten „Mien“, ein chinesisches Nudelgericht oder Reis. Wir speisen seit langer Zeit wieder von einem blütenweiß gedeckten Tisch und wischen uns die fett-triefenden Bärte mit richtigen Mundtüchern ab.

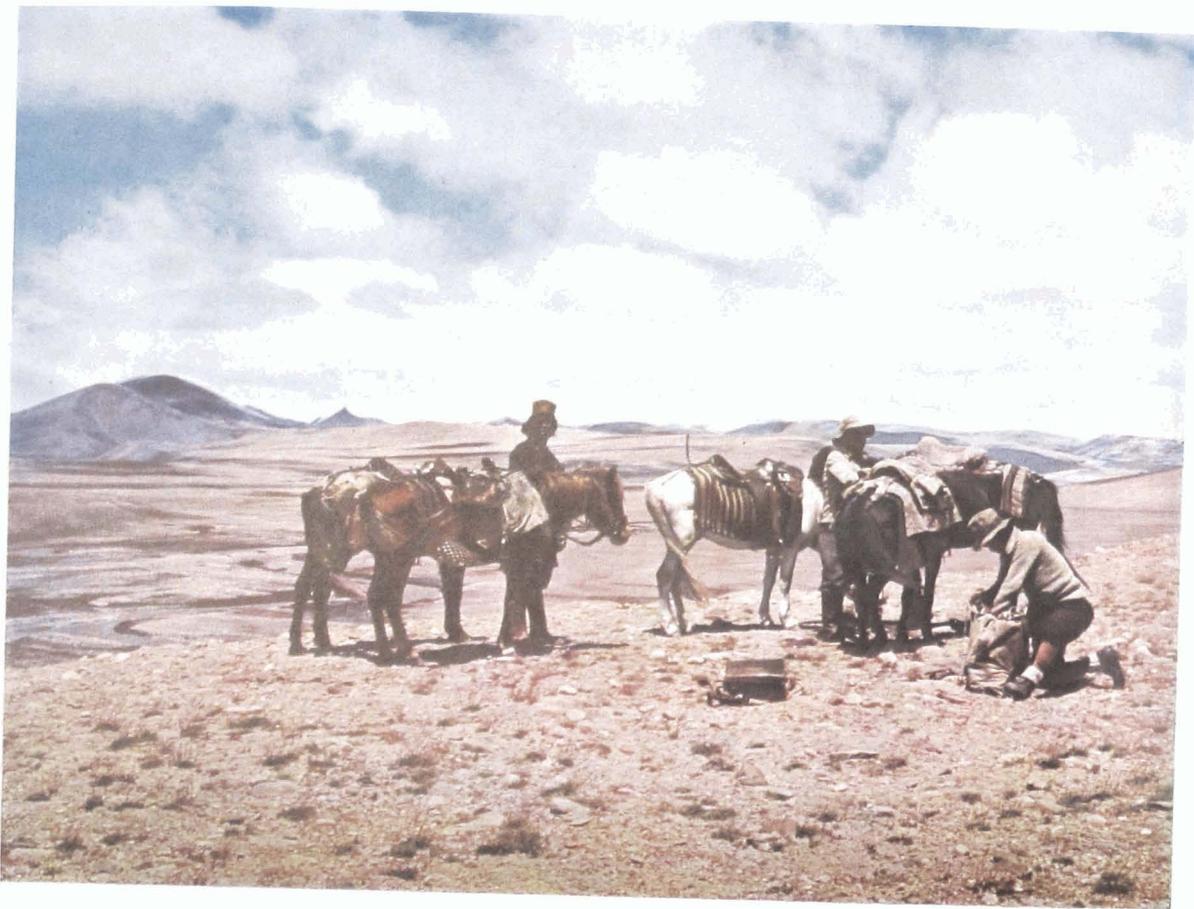
Später finde ich heraus, daß der König ein ganzes Heer von Gemüse- und Delikatessensammellern unterhält, die die Leckerbissen aus Schigatse, Lhasa, Gyantse, Kham, Westchina, Chiamdo, Nepal, Bhutan und Sikkim herbeischaffen. So erklärt sich die unglaubliche Tatsache, daß wir im wildesten Tibet mit derartigen Genüssen ergötzt werden; mit Speisen, die so zubereitet sind, daß sie den besten chinesischen Köchen alle Ehre angetan hätten*).

Erst bin ich der Meinung gewesen, dieses Empfangessen sei eine einmalige Angelegenheit. Später lasse ich mich belehren, daß wir diese Schwelgereien in immer neuer Form und Fülle dreimal am Tage über uns ergehen lassen müssen. Wenn draußen nicht die kalten Winde wehten, hätte man sich von Tibet hinweg in ein Schlaraffenland hineinträumen können. Ich habe meinem Magen selten soviel zutrauen müssen, und selten hat es mir so gut geschmeckt wie beim König von Taring. Krauses Magen fängt leider schon am zweiten Tag zu streiken an, und ich gebe unumwunden zu, daß es auch dem größten Schlemmer ohne vorheriges, jahrelanges Training wahrscheinlich schwer gefallen wäre, mehrere Stunden hintereinander derartige Delikatessen zu vertilgen. Nach jeder Mahlzeit gibt es leicht moussierenden, klaren, wundervollen „Tsang“, dem besonders Krause mit wachsender Begeisterung zuspricht. Aber auch ich kann nicht verhehlen, daß mir dieses köstliche, tibetische Bier von Mal zu Mal besser mundet. So geraten wir eines Abends, bei vorgerückter Stunde, ohne es zu wollen, in eine lustige, ausgelassene Stimmung. Es wird viel gelacht und gescherzt, und dann mache ich Seiner Hoheit den Vorschlag, ein paar deutsche Lieder zum besten zu geben. Der König ist begeistert. Da Krause die bessere, ich die lautere Stimme habe, so gibt es ein wunderbares Konzert. Anschließend trägt Kaiser mit jungenhafter Schüchternheit, aber klarer, und an die „Regensburger Domspatzen“ erinnernder Stimme, ein nepalisches Liebeslied vor, und ich bin drauf und dran, nun auch den König um einen kleinen Sangesbeitrag zu bitten, nehme aber im Hinblick auf das todernste Gesicht der würdigen Königin, die meine Teufelei wohl ahnen mag, von dem Vorhaben wieder Abstand. Als wir Arm in Arm unseren Zelten und den darin

*) Die tibetischen Familien von Rang haben allesamt die chinesische Eßkultur übernommen. Chinesische Leibköche sind bei den hohen Familien von Lhasa, Gyantse und Schigatse besonders häufig anzutreffen. Sie werden oft zwischen den Adelsfamilien ausgetauscht.



Tafel 21. Bernsteingeschmückte Pilgerin aus Osttibet in Lhasa



Tafel 22. Rast auf der tibetischen Hochsteppe

enthaltenen Schlafsäcken zustreben, gibt uns der König das Geleit. Da erblicken wir den Mond und singen abschiednehmend: „Guter Mond, du gehst so stille . . .“, worauf sich Seine Hoheit sichtlich geehrt in seine Gemächer zurückzieht.

Die Tage streichen im Fluge dahin. Wenn wir zum See gehen oder in der Umgebung Film-aufnahmen machen, folgen uns Diener mit Thermosflaschen mit heißem Tee, wenn wir den umliegenden Klöstern Besuche abstatten, werden unsere Kameras von jungen adligen Tibern getragen. Jeder leibliche Wunsch wird erfüllt. Nur eine harte Nuß gibt es zu knacken. So lieb und nett, fürsorglich und auf unser Wohl bedacht der König auch sonst ist, meine Bitte, Empfehlungsschreiben nach Lhasa zu schicken, scheint ihm doch weniger sympathisch und bedarf einiger weiterer Geschenke in Form eines zehnfachen Zeißglases, einer Reiseapotheke und eines großen Metallspiegels für die Königin.

Nach altem, diplomatischem Rezept werden die Verhandlungen immer nach dem Essen geführt, denn auf einen gefüllten Magen läßt sich so etwas meist besser vertragen. Störend wirkt nur, daß die energische, an Leibesfülle stattliche und daher achtungsgebietende Königin mir dauernd einen Strich durch die Rechnung zu machen versucht, indem sie ihrem Gatten die Stichworte zuwirft. Worauf mit prompter Regelmäßigkeit ein Rückzieher erfolgt. Es ist ein gar zu neckisches Spiel, wie es die mit allen Salben gesalbte alte Dame geradezu meisterhaft versteht, ihre Vetos und Einwendungen in das stereotype Gebetsmurmeln einzuflechten.

Wenn der verstorbene englische Dichter Kipling auch gerade kein Deutschenfreund war, so hat er neben anderen unvergänglichen Dichtungen doch einmal ein sehr wahres Wort geprägt, das nämlich vom: „Female of the species“ oder auf gut Deutsch und dieser Situation angepaßt: „Die Weiber seien schlechter als die Männer.“ Die Damen mögen entschuldigen, denn ich weiß, daß es viele, sehr viele Ausnahmen gibt; auf die Maharani und Königin von Taring jedoch trifft dieses große Dichterwort in allen Einzelheiten zu. So schlagen wir eine andere Taktik ein und wechseln uns daher ab, der würdigen Matrone den Hof zu machen. Der Erfolg bleibt nicht aus, und so schmeicheln wir uns zum erstenmal im Leben in die Gunst einer Königin ein.

Am Vorabend des großen Abmarsches überrascht uns die ganze königliche Familie noch mit fürstlichen Geschenken in Form von Teppichen und Silberwaren, die eine wertvolle Bereicherung unserer ethnologischen Sammlung bedeuten. Als wir im Frühlicht des folgenden Tages von unserem reizenden Gastgeber Abschied nehmen, wird uns allerhöchste Ehrung zuteil. Der König selbst begleitet uns zu den Pferden hinaus und wirft jedem von uns eine blütenweiße, breite Seidenschärpe um den Hals.

DIE ENTDECKUNG DES SCHAPI

Es folgen nun einige Monate, die uns kreuz und quer durch tiefe Täler und über hohe Pässe der himalajanischen Hochgebirge führen, bis die diplomatischen Verhandlungen, die über Lhasa, London, Simla und Gangtok laufen, endlich soweit vorgetrieben sind, daß wir in gespanntester Erwartung der Antwort des Regenten und Königs von Tibet, dem ich ein langes Gesuch eingereicht habe, entgegensehen. Reiche Geschenke an den hohen Ministerrat in Lhasa und an Seine Heiligkeit den Regenten, Hutuktu-Rimpoché selbst, sind zur Absendung gebracht worden.

Warum sollen wir uns nicht in den abendlichen Erzählungen am flackernden Lagerfeuer den größten und freudigsten Erwartungen hingeben?

Wissenschaftlich schwelgen wir im Hochgenuß unserer täglichen Erfolge dahin, haben schwierige und schwierigste Aufgaben zu lösen und kennen weder Kummer noch Sorgen. Im Süden ragen die Giganten des Himalaja und im Norden, unabsehbar, fließt der Ozean des hohen Steppenlandes ins Unendliche hinaus.

Die Nahrungsmittel werden knapp, der ewige Reis will keinem mehr so recht schmecken, und so habe ich, um die Stimmung wieder einmal zu heben, auf gemeinsamen Wunsch, einen Läufer nach Süden geschickt, um Geld und Eßbares herbeizuschaffen.

Obwohl wir es gänzlich versäumt hatten, ihr einen Höflichkeitsbesuch abzustatten, hatte die gute finnische Missionstante von Lachen von unseren leiblichen Nöten gehört und schickt uns ihren besten eingeborenen Glaubensgenossen mit vielen lukullischen Genüssen an selbstgezo-gem Gemüse und frischgebackenem Brot. Welch köstliche Gaben! Unsere Gaumen laufen vor Genußsucht und unsere Herzen vor Dankbarkeit beinahe über, so daß wir uns in unserer prinzipiellen Ablehnung des Missionsgedankens beinahe wie bitterböse Buben vorkommen. Miß K., die Gute, hat mir ein nettes, liebevolles Briefchen dazu geschrieben und gemeint, daß wir „in Eis und Schnee“ doch sicherlich nicht abgeneigt seien, die kleine Liebesgabensendung mit Gottes Segen anzunehmen. Wir nehmen erstere an, lassen letzteren über uns ergehen und antworten der treuen Seele ebenso munter wie herzlich.

Es geht uns nun wieder einmal wie dem sprichwörtlichen „Gott in Frankreich“. Fürwahr, man kann über die Missionare und ihre mehr oder minder segensreiche Arbeit denken, wie man Lust und Liebe hat: Die Inland- und Wildnismissionare, das darf nicht verkannt werden, sind den einsamen Forschern von jeher von großer, ja größter Hilfe gewesen und wir wären töricht, wenn wir diesen Idealisten eigener Art den Rücken kehren und in höchstem Grade undankbar, wenn wir ihre Verdienste um die Forschung nicht vorurteilslos anerkennen wollten.

Für uns aber hat sich die Tätigkeit der finnischen Missionarin in Lachen zu einem weit über den Rahmen des Alltäglichen hinausgehenden Segen entwickelt, zu einem mehr als unerschämten Glück, von dem ich nun berichten will. Der Unbefangene, wie ich mit Recht annehmen will, vorurteilslose Leser wird bei diesen Zeilen gewiß ein gütiges, sogar mitleidiges Lächeln nicht ohne Grund unterdrücken können, daß in uns plötzlich der leibhaftige Teufel gefahren sein soll? Aber es ist so, und was ich hier erzähle, ist nichts mehr und nichts weniger als die lautere Wahrheit. Ob die Sache mit rechten Dingen zugeht oder nicht, soll der Leser im Verlaufe der Erzählung selbst entscheiden. Ich lehne die Verantwortung wegen Befangtheit ab und muß mich als Wissenschaftler an die unwiderlegbaren Tatsachen halten, und die will ich nun aufzählen.

Also, da kommt der beste eingeborene Christenmensch, gleichzeitig der Held der Handlung, mit Knusperdingen und einem verwegenen Hut auf dem intelligenten Kopf zu uns heraufgestiegen, spricht etwas englisch, heißt Lopeh auf tibetisch und wurde von den Verkünderinnen des Heils mit dem ebenso heiligen wie klangvollen Namen Thimothee geehrt. Weil das ganze nun folgende Abenteuer um den „schwarzen Berggeist“ sehr viel mit Religion und auch ein Erkleckliches mit wahren Glauben zu tun hat, so wollen wir für den Hauptakteur unserer Handlung den Namen Thimothee mit gutem und gläubigem Gewissen beibehalten und ihn kurz Thimo nennen.

An dem denkwürdigen Abend im Juli 1938 treffe ich, von einem beschwerlichen Tage harter Bergarbeit zurückkommend, Thimo im Hauptlager an, und da mir der Kerl vom ersten Augenblick an gefällt, setze ich mich zu ihm ans offene, schwelende Yacklungfeuer. Wie das so meine Art ist, befrage ich den zoologisch und jagdlich stark interessierten Jungen über alles Mögliche, was ich schon weiß, und alles Unmögliche, was ich noch gerne wissen möchte. So nämlich findet man bei den Eingeborenen am ehesten heraus, ob einer in Voraussicht eines guten „Bakschisch“*) lügt oder ob er es mit der Wahrheit genau nimmt. Trotz oder

*) „Bakschisch“ ist der in Indien und dem unter englischem Einfluß stehenden Tibet gebräuchliche Terminus technicus für Trinkgeld.

wegen seiner Zugehörigkeit zur christlichen Glaubensgemeinschaft bestätigt sich das letzere in überraschender Weise und deshalb auch haben wir Thimo als Ersatz für einen untauglichen Vagabunden zu uns gezogen. Thimo ist nun einer unserer besten Männer, ein witziger, widerstandsfähiger und immer zu guten Dingen aufgelegter Bursche von 29 Jahren und der glückliche Vater zweier strammer Jungen christlichen Glaubensbekenntnisses.

Während unserer abendlichen Unterhaltung springen unsere Themen beim blutroten Schein des Feuers weit im Lande umher. Beim königlichen Argali fängt es an, dann kommen Kiang, die blauen Schafe und Gazellen und schließlich frage ich Thimo, ob er, dessen Vorfahren aus Bhutan eingewandert sind, den ungestümen Takin (*Budorcas*) kenne. Das ist ein wildes, sagenhaftes Tier der Hochalpen; halb Rind, halb Antilope, langhaarig und düster im Erscheinungsbild — und der Wissenschaft nur in ganz wenigen Exemplaren bekannt. Nein, vom Takin hat Thimo noch nichts gehört. Trotzdem gelingt es mir später, die westliche Verbreitungsgrenze der sonst nur aus Bhutan, Mishmi, Ostt Tibet und Schensi bekannten Gattung *Budorcas* bei Lachung im östlichen Sikkim endgültig festzulegen.

Aber — nun tut Thimo sehr geheimnisvoll — es gäbe noch ein anderes, unerhört seltenes büffel- oder yakähnliches Tier in Sikkim. Unten bei Tsungtang im Leptschagebiete auf etwa 4000 m Höhe im schroffsten und unzugänglichsten Felsengebirge käme es vor. Dorthin habe sich ein weißer Mann noch nie getraut. „Schapi“ heiße dieses Fabelwesen, über das die Leptschas und die wenigen Lachenesen strengstes Stillschweigen bewahren würden, da es auf einem heiligen Berge lebe und selbst heilig sei, selbst ein Gott: Schapi, der schwarze Berggeist, dem niemand ein Leid zufügen dürfe. Es gäbe nur vier oder fünf Leptschas, die das Tier je lebend zu Gesicht bekommen hätten. Das will etwas heißen für diejenigen, die einmal mit dem scheuen zurückgezogenen Dschungelvolk der Leptschas, die alle Schliche ihrer wilden Berge kennen und sich ohne die Notwendigkeit eines Feuers monatelang im Dschungel ernähren können, in nähere Berührung gekommen sind. Er, Thimo, aber sei der einzige Lachnese, der das Glück gehabt habe, des Schapi mit eigenen Augen ansichtig zu werden.

Nun bin ich wild vor Begeisterung, brenne lichterloh — wie Feuer, so rast es in mir. Schapi — Schapi — Schapi — brülle ich wie ein Stier, rase wie besessen auf und ab, trommele alle Sahibs in einem Zelt zusammen, rufe Thimo herein und dann muß er erzählen, immer und immer wieder das gleiche erzählen, und mir ist's, als ob alle magischen Geister des Himalaja um unseren hohen Rat versammelt wären.

„Kinder“, springe ich auf, „ich glaube dem Kerl, alles kann nicht erfunden sein. So viel Phantasie traue ich diesem Kerl gar nicht zu. — Meine Herren, das wird — das muß der größte wissenschaftliche Erfolg der Expedition werden. — Und wenn das Tier überhaupt existiert,



40 Um die Steilwände mit den schweren Lasten bewältigen zu können, haben wir Bambusseile geflochten und über die Felsen geworfen.
So geht es unbeeindruckt dem Zauberreich der sagenhaften Schapis entgegen

dann müssen, dann wollen wir es bekommen — und wenn die Schwierigkeiten noch so groß sein werden. Denn ich vermute schon seit langer Zeit in den mittleren Gebirgslagen ein neues Großtier. Alle biologischen Befunde deuten mit Bestimmtheit in diese Richtung.“

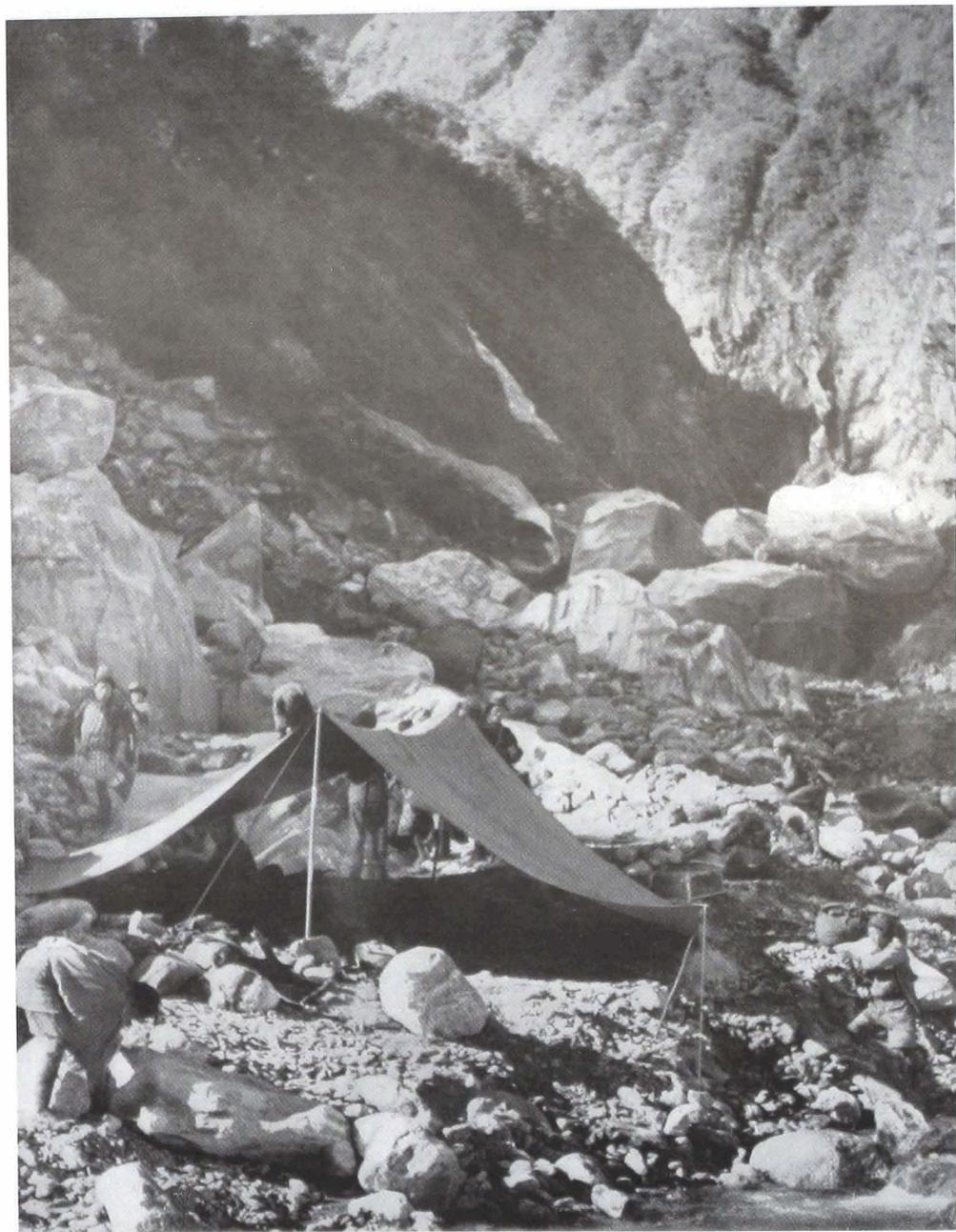
Wir sind uns alle einig. Ich sehe flammende Augen, und alles ist erstarrt in Energie. „Teufel, Teufel, das wird eine Sache, versteht ihr, ein Erfolg für Deutschland, der sich sehen lassen kann.“ — Was werden aber die Herren Engländer dazu sagen, die doch glauben, das Prioritätsrecht der Forschung in Zentralasien, ja auf der ganzen runden Erde gehöre ihnen, die die Weisheit mit Löffeln gefressen haben und meinen, niemand kenne Tibet und den Himalaja besser als sie?

Ja, Himmel sakra, wenn das wahr sein sollte, wenn der Schapi kein Spukbild asiatischer Phantasie, kein „Migü“*), wie die Tibeter den sagenhaften Schneemenschen nennen, kein rückwärts laufender Riesenaffe sein sollte. Es wäre wunderbar.

Vor vier Jahren also will Thimo die Schapis tatsächlich mit eigenen Augen gesehen haben. Feuerrote Bartflechten, die hierzulande die Frauen dazu verwenden, um ihre Kleider hübsch zu färben, und Birkenholz zur Anfertigung von Haushaltsgegenständen wollte er holen. Er hatte sich weg- und steglos mit einem Säckchen Tsambamehl und einem langen Haumeser bewaffnet, zwei Tage lang fast senkrecht durch den tropischen Dschungel nach oben geschlagen, bis er den Standort der gesuchten Pflanzen und damit die paläarktische Region erreicht hatte. Dann am dritten Tage, als er noch immer dichte Waldbestände, die nicht mehr aus lianenverschlungenen Riesebäumen, sondern aus krüppeligen Fichten, knorrigen Tannen und wildwuchernden, undurchdringlichen Rhododendren bestanden, durchquerte, stieß er auf die erste Spur des sagenhaften Schapis. Über sich erblickte er weißleuchtende Schneezinnen und war gerade dabei, einen lebensgefährlichen Bergrutsch zu überqueren, da stand Thimo zum ersten und zum letzten Male den rätselhaften Tieren Aug in Aug gegenüber, ehe sie im Wust der Alpenrosenwildnis verschwanden. Eine ganze Herde war's gewesen, geisterhafte Gesellen: So groß wie „kleine Yaks“, ungeheuer wild hatten sie ausgesehen in ihrem struppigen Pelzwerk von langen wallenden Haaren.

Viel mehr kann Thimo nicht erzählen. Er weiß auch nicht, ob sie heute noch dort leben, die Schapis. Nur betont er immer wieder, daß der Ort gefährlich sei, sehr gefährlich, und daß er allergrößte Bedenken habe, ob man mit Kulis und Zelten dorthin vordringen könne. Es gäbe in dieser Bergwildnis keinen ebenen Platz, der groß genug sei, um eines unserer Zweimannzelte absturz-, steinschlag- und lawinensicher aufzuschlagen.

*) Der „Migü“ oder Schneemensch, ein Fabelwesen, das in der gesamten tibetischen Mythologie eine große Rolle spielt.



41 Das Felsenlager beim Anstieg ins Schapirevier

Als ich ihm schließlich auf den Kopf zusage, daß er mit uns ziehen und uns zu den Schapis führen müsse, ist Thimo Feuer und Flamme. Anschließend nehme ich ihm noch das Versprechen ab, mit niemanden über unseren Plan zu reden und fange wieder von vorne an, so lange, bis ich Thimos Worte über den Schapi auswendig weiß und sie mich noch monatelang im Traume verfolgen.

Nun lassen wir alle unsere Leute kommen und fragen sie, ob sie jemals von einem Tier, das in der Leptschasprache „Schapi“ heiße, irgend etwas gehört hätten. Alle verneinen, nur Akhey, unser Oberwildieb aus Gangtok, spitzt die Ohren, überlegt lange und antwortet: „Ja.“ Ihm sei der Name bekannt. Aber daß der Schapi ein lebendes Tier sein könne, das hätte er sich im Traum nicht einreden lassen. In einigen, von aller Welt abgeschlossenen Leptschadörfern habe er vernommen, daß sich die Leute gegenseitig „Schapi“ geschimpft hätten, wenn sie sehr ärgerlich miteinander seien, und daß wohl auch über besonders häßliche Menschen die Äußerung gefallen sei, der eine oder andere habe ein Gesicht wie ein Schapi*). Also anscheinend ein „Epitethon ornans“, wie auch wir „Zivilisierten“ je nach Temperament, Bildungsgrad und Aufenthaltsort eine ganze Reihe gebrauchsfertig auf der Zunge haben, um unsere besonderen Lieblinge oder erbittertsten Feinde mit einem aus tiefstem Herzen kommenden Tiernamen zu belegen.

Nach diesen reizenden Feststellungen ist unsere Begeisterung wieder zu normalen Schwingungen abgeebbt, und alle haben sich wieder soweit in der Hand, daß jeder Sahib nun auch das innige Bedürfnis verspürt, seine eigene gewichtige Meinung zur Sachlage hinzuzufügen. Erst einmal kommen wir darin überein, daß die Schapis noch eine ganze Weile auf uns warten müssen; denn einmal ist es unsere Art nicht, eine angefangene Arbeit unfertig liegen zu lassen, und zum anderen müssen wir unter allen Umständen auf das längst ersehnte Ende des teuflischen Monsuns warten, um das immerhin gewagte Unternehmen nicht von vornherein scheitern zu lassen und dem sicheren Untergang zu weihen. So wird das Schapiunternehmen auf das Spätjahr festgesetzt, auf einen Zeitpunkt, wo wir nicht nur hoffen, daß sich die Witterungsverhältnisse weitaus günstiger gestalten, sondern auch die Gewähr haben, daß die bis dahin um vieles größeren wissenschaftlichen Erfolge ein solches Wagnis rechtfertigen. Auch auf die Gefahr hin, daß wir einen Mißerfolg erleben könnten, oder mit Bergsteigerworten: „Immer dann erst einen Schritt voran, wenn der Vorhergehende gesichert ist.“

Als dann werden Karten gezeichnet und an Hand der uns zur Verfügung stehenden die mut-

*) Die Leptschasage erzählt, daß das Töten eines Schapi Unglück bringe. Das Tier gehört zu den Tabuwesen, dessen Name man auch nicht gern ausspricht; es sei denn, man benutzt ihn als Schimpfwort, um jemand gröblich zu beleidigen.



Tafel 23. Blick vom Khampa-la auf das Brahmaputratal und Hedengebirge (Transhimalaja)



Tafel 24. Tschorten bei Tsetang. Am Berghang im Hintergrund heilige Inschriften aus Quarzitsteinen

maßliche Gestaltung des Schapigebietes umrissen. Dabei fällt Beger ein, daß er, von schwindelnder Felswand herabblickend, auf dem nördlich gerichteten Marsche im Juni zwei seltene Tiere erblickt hatte, die nun nochmals eifrigst diskutiert werden (wahrscheinlich handelte es sich um Seraus, hirschgroße Bergantilopen, die ich später an der gleichen Stelle in reichlicher Menge fährtete), und schließlich landen wir bei der Annahme; daß die rätselhaften Tiere auf den schier unerreichbaren Gebirgsketten zwischen Talung- und Lachtal, also in von Weißen noch nie zuvor betretenen Gebieten, vorkommen müßten — wenn überhaupt. Wir tun so sicher wie Bergsteiger, die irgendeine längst bekannte Wand in den Alpen bezwingen wollen, und sich nur über das „Wie“ noch nicht recht im klaren sind.

Nach Thimos Beschreibung kann es sich, wie ich damals mit Bestimmtheit anzunehmen berechtigt war, nur um eine neue Takinrasse handeln. Ich male daher ein solches Tier im Stil alter Höhlenzeichnungen auf eine Tagebuchseite und beschreibe meinerseits das Rätselwesen, so wie ich es mir vorstelle, worauf Thimo die Zeichnung wie auch die taxonomische Beschreibung der Bestie mit lebhafter Zufriedenheit bestätigt.

Krause meint noch, ob nicht auch der Bambusbär vorkommen könne und träumt sich schon nach Osttibet. Wienert dagegen, unser nüchterner Zahlenmensch, der der ganzen Unterhaltung erst mit skeptischen, dann mit sehr zuversichtlichen Bewegungen seines bärtigen, an einen Mähnenlöwen erinnernden Kopfes gefolgt ist, nach ostpreußischer Art um ein geeignetes Wort nie verlegen, mit gewichtiger Stimme anhebt: „Nu denn aber ran — Ihr wißt's ja, der Glaube vermag Berge zu versetzen.“ — Geer ist wie immer der größte und gläubigste Optimist, er ist halt Bayer und einer von denjenigen, denen das Wörtchen Angst unbekannt ist. Und so kommt es auch, daß er mein Begleiter wird, als die Zeit zum Handeln gekommen ist.

In den nächsten Monaten leben wir alle in dem festen Glauben, daß der Schapi eine Art der Gattung Budorcas sei und nähren große Hoffnungen. Es vergeht kaum ein Tag, da wir nicht an das sagenhafte Bergtier denken und abends, wenn die Lagerfeuer Rotglut in den wettergebräunten Gesichtern widerstrahlen, werden Pläne geschmiedet, mit einer Begeisterung, die einfach keine Grenzen kennt.

Monate später kommen wir nach Lachen. Da bringt mir Thimo das uralte, völlig abgeschabte Fell eines jungen Schapi, der sich vor Jahren ins Tal verirrt hatte und von einem nun schon in die seligen Jagdgründe hinübergewechselten Leptscha mit Steinen und Buschmesser ins Jenseits befördert worden war. Nun hebt das große Rätselraten an. Ich mache mich von der Vorstellung, daß es ein Budorcas sei, frei und glaube von dieser Zeit an mehr an eine Verwandtschaft mit dem aus Kaschmir, Nepal, Garwhal und den Simlabergen bekannten Thar,

der, seines penetranten und nichts weniger als widerwärtigen Geruches wegen, bei den englischen Sportsleuten, die seiner habhaft werden können, berühmt und im wahrsten Sinne des Wortes berüchtigt ist. Das abgeschabte Fell nämlich riecht noch immer! Meinem empfindlichen Geruchsorgan verdanke ich den ersten Hinweis auf die richtige Spur*).

Langsam schleichen die Tage dahin, bis wir endlich an dieses größte, zoologische Unternehmen mit vollster Berechtigung und flammender Begeisterung herangehen können. Auf den Bergen ist inzwischen meterhoher Schnee gefallen. Zehn Tage lang sind wir am Kangchendzönga eingeschneit, daß selbst von unserem größten Zelt, der „Deutschlandhalle“, nicht mehr viel zu sehen ist. Unsere Kopfhaut ist auf nahezu 60 Mäuler angewachsen und mit der leidigen Verpflegung haben wir wieder einmal unsere liebe Not. Wenn uns Hubertus nicht eine Reihe feister Blauschafe beschert hätte, bei Gott, es wäre böß geworden in diesen eisigen Hochlagen mit allnächtlichen Kältegraden zwischen minus 12 und minus 18 Grad Celsius. Morgens sind unsere Vollbärte, inzwischen zu richtigen „Fußsäcken“ gediehen, weiß bereift.

Als die Wolken endlich in alle Winde verwehen und die tropische Hochgebirgssonne mit aller Macht zu brennen und zu sengen beginnt, kommt zum Überdruß die leidige Schneeblindheit dazu, die eine ganze Reihe unserer Kulis und auch zwei von uns, trotz dunkler Brillen, zeitweise außer Gefecht setzt, bis auch das vorüber ist und wir alles erreichen, was wir uns vorgenommen haben.

Erfolgbeladen kehren wir siegreich auf 2700 m zurück, können wieder richtig schlafen und bereiten uns mit allem Bedacht auf den Kampf mit den Schapi vor. Nachdem die „Route“ ganz roh besprochen ist, die Eingeborenen uns aber weder eine genaue Richtung, noch irgendwelche sicheren Angaben geben wollen oder können, da rücken die Schapis, nun, wo es ihnen tatsächlich auf Hauen und Stechen zu Leibe gehen soll, noch einmal in weite, unsichtbare Fernen. Zudem beschreiben die wenigen Lachenesen, die nach verlaufenen Yaks fahndend schon einmal in das fragliche Gebiet vorgedrungen, das Gelände als dermaßen teuflisch schwierig, daß Krause wohl kaum hoffen kann, auch nur die geringste Aussicht zu haben, den lebenden Schapi auf den Filmstreifen zu bannen. So beschließt er, sich in der Zwischenzeit den wilden Dschungeln um Lachen zu widmen. Beger geht weiterhin seinen anthropologischen und ethnologischen Aufgaben nach, und Wienert wagt einen Angriff auf die östlichen Ketten, die er irgendwo zu überschreiten hofft, wenn es die Schneeverhältnisse zulassen werden. Zu guter Letzt wird die Mannschaft noch in zweckentsprechender Weise aufgeteilt und die Ver-

*) Der Schapi wurde von Prof. Dr. Pohle, Zool. Museum der Universität Berlin, als *Hemitragus jemlaicus schäferi* beschrieben.

proviantierung zweckentsprechend verteilt. Am Abend vor dem großen Aufbruch klopfte ich meinem treuen Kampfgefährten Geer auf die Schulter: „Alter Junge, jetzt geht's los.“ — Geer ist, wie immer, wenn wir eine Sache gemeinsam anpacken, felsenfest davon überzeugt, daß es klappen muß.

Am folgenden Morgen drücken wir unseren zurückbleibenden Kameraden noch einmal die Hand; die rufen uns ein letztes „Hals- und Beinbruch“ zu, und dann setzt sich unsere kleine Marschkolonne in südlicher Richtung in Bewegung. Wegen des hohen, alle Gebirgskämme und auch die Rhododendronschungel bedeckenden Schnees haben wir den Plan, kammwärts vorzustoßen, fallen lassen. Nun wollen wir den gefährlichen Aufstieg direkt vom subtropischen Tale aus wagen. Wieder einmal sagen wir der paläarktischen Region Lebewohl und steigen bis Manshitang, einer kleinen, mitten im Dschungel gelegenen Ebene, in die temperierten Subtropen hinab. Hier entlassen wir die meisten Lachenkulis, die sich in den Hochalpen, im Kangchendzönga- und Siniolchugebiet wohl glänzend bewährt haben, die aber dem Schapigebiet sicherlich nicht gewachsen sind und schlapp machen würden, ehe wir dem Ziele nahegerückt sein würden. Nur Thimo und drei der stämmigsten Wilddiebe bleiben in unserer Gefolgschaft.

Geer zieht mit Thimo nach Tsungtang weiter, um vierzehn derbe Leptschakulis, die zäh wie wilde Katzen, im Fels begabt wie Gorals, auf Bäumen geschickt wie Affen, die einzigen sein werden, die den unerhörten Anforderungen, die uns nun bevorstehen, genügen werden, anzuheuern und zu mir heraufzubringen.

In der Zwischenzeit will ich das Tal ornithologisch bearbeiten und die gegenüberliegenden, fast senkrecht sich erhebenden Dschungelmauern auf eine Anstiegsmöglichkeit untersuchen lassen. Diese Aufgabe fällt den drei wilden Lachenesen zu, die nicht nur die nahebei über den Wildfluß führende Lianenhängebrücke ausbessern, sondern auch, mit Haumessern bewaffnet, sich den ganzen folgenden Tag parallel zum Fluß bis zur Mündung einer schroffen Felsenklamm hindurchschlagen, um den „Weg“ vorzubereiten. In zwölfstündiger harter Arbeit bahnen sie auf diese Weise nur drei bis dreieinhalb Kilometer Pfad: Eine ganz unerhörte Leistung, die wir ihnen nicht hoch genug anrechnen können, denn was uns jenseits des Flusses erwartet, ist das tollste, was sich die beschwingtste Phantasie an ewig wucherndem in drei Etagen ansteigendem Urwalddschungel auszumalen imstande ist. Als die drei am Abend schachmatt und völlig ausgepumpt, voller Dornen und Stacheln wieder im Ausgangslager ankommen, kann ich sie nur beglückwünschen und jedem der armen, halbohnmächtigen Gesellen fünf Extrazigaretten in die schwieligen Hände drücken. Dann fällt die Nacht.

Noch ehe die düsteren Schatten der Dämmerung ganz aus dem schroffen Engtale gewichen

sind, stehe ich wieder draußen und sehe gerade, wie die ersten goldenen Sonnenstrahlen dreitausendfünfhundert Meter über mir die phantastisch übereinander geschobenen, übersteilen Felsendome mit Rotglut überhauchen*). Da wollen wir also hinauf, dort, wo die Zaken und Grate im spitzen Winkel in den azurblauen Himmel stoßen, sollen die Fabelwesen ihren Einstand haben. Unmöglich! Kein vierfüßiges Tier kann dort nach menschlichem Ermessen einen festen Halt finden. Diese Wände, diese Schroffen, über denen die Schneewächten in blauem Schattenglanze vor meinen Augen zu flimmern beginnen, mögen allenfalls dem königlichen Steinadler in Rissen und Spalten einen idealen Horstplatz sichern, aber wie bei allen guten Geistern soll da ein großes Säugetier ein Fortkommen finden? Wie in Gottes Namen sollen wir da hinaufgelangen? Mir schwindelt bei diesem Anblick, und der Nacken schmerzt vom steilen Lugen und Schauen, im Hoffen, Bangen und Rätselraten.

Zum Teufel, wir müssen's schaffen, mag's kosten, was immer es wolle. Besser es graust und schwindelt einem hier unten in sicherer Ausgangslage, als oben bei der Arbeit. Es gibt keine Wahl, in drei bis vier Tagen müssen wir da oben stehen. Und was soll uns dann die ganze jämmerliche Erde, die unter uns zurückbleibt.

Ich lasse mir eine Decke bringen und sie ausbreiten. Auf dem Rücken liegend, sieht die Sache dann ganz anders aus, alles im Leben kommt eben darauf an, wie und von welcher Seite man es betrachtet, wie und mit welchem Geist man seine Aufgabe anpackt und bewältigt.

Bis der Koch zum Frühstück bittet, eine geschlagene Stunde also, habe ich so gelegen, dann rufe ich die Mannschaft zusammen: Lezor, den Küchenchef, einen Leptscha; Mandoy, den ersten Präparator, einen Nepali; und Akhey, den Headman, einen Bhutia. „Schaut da rauf, Kinder, seht Ihr, wo die Sonne jetzt gerade die abstürzende Wand berührt, da wo die spitze Felsnase frei in den Himmel stößt, dort oben werden wir in ein paar Tagen Lager schlagen — freut Ihr Euch?“

„Sehr gefährlich“, meint der Koch, stimmt aber zu; Mandoy sagt gar nichts, er lächelt nur; Akhey aber reißt mir das Glas aus der Hand, schaut lange hindurch, tritt einen Schritt zurück, als ob er sein verlorenes Gleichgewicht wieder einfangen wolle und schaut mich fragend an. „Na, alter Junge, was meinst Du?“ frage ich ihn. Gedeht, gleichsam wiederfragend kommt es zurück: „Wenn Barasahib meint.“

Da nicke ich, und als ich ihm lachend meinen Arm um die Schulter lege, sagt Akhey nur: „Ah,

*) Folgende Vegetationszonen staffeln sich im Schapirevier übereinander: Regenwald von tropischem Charakter etwa 1700 m, subtropisches Bambusdschungel etwa 2200 m, subtropisches Rieserhododendronschungel etwa 2700 m, paläarktischer Fichtenwald etwa 3500 m, Feinholzone von Rhododendren und Zwergbambus etwa 4000 m, Almenmatten und Gesteinsfluren etwa 5000 m.



ja, ja!“ Die Bengels sind in Ordnung, mit denen kann man Pferde stehlen oder sogar Schapis jagen gehen!

Das Frühstück hat mir selten so gut geschmeckt.

Obwohl wir während der beiden Tage über sechzig Vögel der Sammlung einverleiben*) und keine freie Minute haben, ist's mir wie eine Weihestimmung, wie ein schweres, tiefes Atemholen der Natur — oder sollte es die ahnungsvoll prickelnde Ruhe sein, die dem Sturm vorausgeht? Gott nur mag es wissen. Ich bin allein am Fuße der wilden Schapifelsen, und meine Gedanken sind frei — eine himmlische Sehnsucht packt mich, wenn ich da hinaufschaue.

Die Pappeln am Karawanenwege sind schon entlaubt, doch grün und wuchtig dämmert der Dschungel. Es ist totenstill ringsum, nur ab und zu raschelt's im Laub, wenn ein großes lederhartes Blatt zu Boden fällt, um wieder zu Erde zu werden. Fadenscheinig zirpen noch Zikaden. Es ist Herbst: milder Herbst der Tropen, ohne die leuchtenden Flammenfarben des Nordens, aber von der gleichen heimlichen Stille. — Es ist schön, allein zu sein in solchen Tagen.

Morgen wird Geer wieder bei mir sein. Dann geht es hoffentlich gleich los. Zu langes Warten ist nicht gut in solchen Situationen! Leise wirbeln Distelsamen durch die gläsern klare Luft — fallen zur Erde — diese Tage kommen mir wie die Ewigkeit vor und die Nächte wie Folterqualen. Langsam rollt Stunde um Stunde und versinkt im Meer der Zeit. — Es muß — es muß gelingen! Wenn wir Menschen die Hoffnung nicht hätten, was wäre das Leben dann? Webt es sich im Innersten nicht zusammen aus Hoffnung und Sehnsucht, aus Wehmut und der Erfüllung rauher, männlicher Pflichten, die dann bleiben, an denen wir uns halten können, um neue Hoffnung zu schöpfen?

Ehe der Abend sinkt und die großen Dschungelfledermäuse auf leisen Flughäuten durch den Urwald zu geistern beginnen, schmettert ein Pnoepyga, ein großer tropischer Zaunkönig, sein lebenbejahendes Liedchen durch die Stille, als wolle er das wilde Getier des Dschungels aus tiefem Tageschlaf erwecken. Und dann beginnen die großen Streifenlachdrosseln ein infernalisches Gezeter und die Affen schreien, bis sich die griesgrämige Eule meldet und die nächtlichen Schatten über die wilden Schluchten niederfallen.

Tag; darauf wird's lebhaft auf der Urwaldebene von Manshitang. Die Tibeter haben nun ihre Herden von den Hochsteppen getrieben und die große Reisezeit auf dem Dach der Erde hat mit rauhen Frösten begonnen. Da wandern die rothäutigen Söhne des Hochlandes mit ihren Pferden über den Himalaja hinweg nach Gangtok, Kalimpong und Darjeeling, um Wolle, Felle, Medizinen, Teppiche und andere Habseligkeiten zu verkaufen. Eine ganze

*) Die Vögel werden „gebalgt“, d. h. abgehäutet, alle Fleischteile entfernt, vergiftet und mit Watte ausgestopft.

Rotte von Tibetern lagert mit Kind und Kegel dicht bei meinem Zelt, während ihre Pferde zur Weide laufen. Hoch oben leuchten zackig weiß die schroffen Kulmen der Berge, nur der Ruf des Bussards und dann und wann das helle Pfeifen des ängstlichen Dschungelfasans unterbrechen die erhabene Stille des sonnendurchglänzten Tages. In ihrer violetten Farbenpracht an unsere Herbstzeitlosen erinnernd, blühen Orchideen auf bemoosten alten Urwaldstämmen. Es wimmelt von bunten Vögeln, die der frühe Winter aus den eisigen Gebirgslagen herniedergedrückt hat. Spechte mit grellroten Köpfen, schillernde Sonnenvögelchen, die in allen Farben leuchten, scheue Drosseln und das Heer der Laubsänger, Baumläufer und rotbrüstigen Kleiber machen die Landschaft bunt. Blau ist der Himmel; tiefdunkel wuchtet der Dschungel; schimmernd weiß ziehen die hellen Wolken an den türmenden Felsenwänden vorüber; in der Tiefe aber gischtet glasklar und blaugrün das ewig wandernde Wasser des Flusses. Wochen könnte man hier verträumen, wenn nicht der mächtig schlagende Akkord der Tat uns vorantriebe.

Am Nachmittag kommt Geer, der in Tsungtang die Kulis angeworben und die Lasten verteilt hat, im Lager an und bringt die freudige Kunde, daß die Kulis morgen früh um 8 Uhr zur Stelle sein werden, und daß es dann gleich losgehen könne. Herrjeh, was es da nicht noch zu ordnen gibt, damit bei Tagesgrauen alles marschfertig sei. Selbst die Büchsen werden einer nochmaligen eingehenden Kontrolle unterzogen und das Schuhwerk geölt. — Dann sind wir bereit.

Am nächsten Morgen: „Auf! Auf!“ Und schon packen die Kulis ihre Lasten zusammen, schweigend geht's den donnernden Wassern entgegen, wo eine zwischen hohen Urwaldriesen leicht im Winde schwankende Lianenbrücke zwei Welten voneinander scheidet. Wir gehören dort hinüber, wo die wilden, scheuen Leptschas wohnen, die Hab und Gut im Stiche lassen und im Dschungel verschwinden, wenn sie einen weißen Mann erblicken. Handelsstraße leb wohl, laß die anderen auf dir weiterziehen, die zittern, wenn die Felswand einmal unter dir zu weichen scheint und der Fluß senkrecht da unten sein brausend wildes Lied singt! Wir haben andere Dinge vor — aber wenn wir dich wieder betreten, haben wir auch den Schapi — oder . . . Aber das liegt bei Gott! — und nicht bei jenen finsternen Dämonen dieser rauhen Bergwelt, wie unsere Leptschakulis glauben.

Der Übergang über den weißgischenden Fluß ist ungestüm und wild. Die Brücke schwingt gefährlich hin und her. Da tasten wir uns einzeln auf den morschen, längsgelegten Bambusstöcken, die als Bodenbelag dienen, zwischen zähen Lianenschlangen eingekeilt hinüber. Alles schaukelt, alles schwingt, und unter unseren Füßen tost der wilde Schaum in Wirbeln und Schnellen vorüber. Die meisten Europäer lassen sich von Kulis über solche Brücken

tragen, weil ihnen schwindelt. Unsere Eingeborenen fassen um so mehr Vertrauen, da wir ihnen lachend und mit gutem Beispiel vorausgehen. Der Koch macht sogar tolle Kapriolen und auch der kleine Mandhoy kommt, ohne eine Miene zu verziehen, glatt drüben an. Nur bei den Kulis, die die schwersten Bürden zu tragen haben, gibt es etwas Aufenthalt: Die Lasten sind zu breit und müssen, da sie sich in den Lianenseilen verhaken, einige Male umgepackt werden. In einer halben Stunde aber ist alles geschafft und der eigentliche Kampf mit dem Dschungel kann beginnen. Also Haumesser*) raus und frisch drauf los, daß es kracht und splittert unter den blanken, blitzenden Stahlklingen. Verdammt gut war's doch, daß wir die Lachenkulis vor Tagen vorausgeschickt hatten, um den Pfad zu hauen. Wir wären wohl kaum 500 m weit gekommen an diesem harten Tage, der unter dem Zeichen der Dornen und Nesseln steht. Aber trotzdem fallen uns die dreieinhalb Kilometer schwer genug und machen uns das Leben in einer ungeahnten Weise sauer. Gräßlich sind die Klettereien durch steilabfallende, schlüpfrige Dschungelwände, obwohl sie nur am Fluß entlangführen. Auf und ab geht's im tollen Reigen, mal brüllt uns der Fluß seinen tosenden Atem auf Meterhöhe in die Ohren, mal sehen wir ihn hundert Meter senkrecht unter uns dahinstürmen. Kulis fallen kopfüber, wenn es über morsche Urwaldstämme geht und werden an den Steilhängen unter ihren eigenen Lasten begraben. Im modernden, faulig riechenden Halbdunkel kann man keine zwanzig Schritt weit sehen, und noch immer und immer nicht will das unheimliche Labyrinth des Dschungels enden. Man sieht weder den Himmel noch den Boden, nur dumpfe, graue und grüne Farben. Dazu herrscht Treibhauschwüle und treibt den Schweiß aus den Poren, daß die Tropfen über Gesicht und Wangen laufen.

Thimo und ich sind den anderen bald weit voraus. Wenn ihm die Hand müde wird, dann schwinde ich das Messer für eine Weile, bis wir beide wieder, tiefend vor Schweiß und Nässe, erschöpft stehen bleiben und mit gespannten Sinnen in die Wildnis lauschen oder zurückschauen, ob die Kulis nicht bald kämen. Erst wenn wir dann den hauenden Takt der langen Messer oder wohl auch einen aus tiefstem Herzen kommenden Fluch vernehmen, reißen wir uns zusammen und ziehen wieder weiter.

Aber der Urwald ist tot. Eine Waldschnecke, die plötzlich meterdicht vor mir aufspringt und im gleichen Augenblick verschwindet, erschreckt mich beinahe. Sonst sehen wir nur ein paar längst bekannte Lachdrosseln, Fächerschwanzfliegenschnäpper und hören das lustige Lied der Wasseramsel, das selbst die tosende Brandung nicht zu übertönen vermag. So geht der Tanz weiter. Kräuter, Bärlappgewächse und Farne bedecken den Boden, Büsche und widerlich lianendurchsetztes Dornengezwirre schlagen uns in die Gesichter. Es folgen Dickichte

*) Jeder Leptscha trägt ein solches, etwa 60 cm langes Haumesser zeitlebens mit sich herum.

und Dschungel nach oben, und über allem erheben sich noch sechzig und achtzig Meter höher die Urwaldriesen, von denen senkrechte Luftwurzeln und stachlige Lianen wie Drahtseile bis auf den Boden herabhängen. Kein Vogel, meint man, könne geraden Fluges durch diesen, im Durchschnitt 50 m hohen Gespensterwald gleiten, ohne nicht irgendwo anzuschlagen oder hängen zu bleiben. Zu allem Übel folgen noch versumpfte und vermoorte Stellen, an denen man bis zur Mitte der Waden einbricht, und zur weiteren Abwechslung gibt's Gesteinsfelder, wo die übermannshohen Brocken in großen Trümmerhalden wirr und wild durcheinander liegen. Mit Moos und Flechtwerk überzogen, lassen sie jeden Schritt oder Sprung zum Wagnis werden. Selten nur treten kurze, zwanzig bis dreißig Meter lange offene Strecken auf, wo wir dicht am Fluß aus dem Dschungel heraustreten und von magischer Lichtfülle geblendet durch tiefen, weichen Sand stapfen und eine Menge Fährten von Goral und Serau*) finden, bis uns das Halbdunkel der Urwaldwildnis wieder verschluckt. Vom Dröhnen des Wassers begleitet, dauert dieser Weg der tausend Gesichte und wunderspiegelnden Reflexe eine Ewigkeit. Wilder, voller, unheimlicher kann ein Urwald wahrhaftig nicht sein. Dieses setzt fürwahr allem bisher Gesehenen die Krone auf. Würden wir Jacken oder Oberkleidung als Schutz gegen die Dornen und Nesseln tragen, so müßten wir im eigenen Schweiß ersticken. Unbekleidet und nur mit dünnen Khakihemden angetan aber sind wir nur auf unsere Geschicklichkeit angewiesen oder werden jammernde Opfer der eigenen Ungeschicklichkeit. Denn überall stehen, zwei bis drei Meter hoch, wahre Wälder im kleinen darstellend, die tropischen Brennesseln; die rutscht man, fällt man, schlägt man hin, das bißchen Leben zur Folterqual gestalten. Diese tropischen Riesennesseln sind stachelbewehrt und brennen wie das Fegefeuer. Ein leibhaftiges Satansgezücht. Sie sind in keiner Weise mit den harmlosen, kleinen Brennesselchen unserer Heimat zu vergleichen. Weiß der Teufel, ich würde mich lieber splitternackt in einen ganzen Büschel deutscher Brennesseln und noch zwei Ameisenhaufen obendrein legen, als von diesem Hexenkraut auch nur ein einziges Mal gebrannt zu werden. Was hilft's uns aber? Der Dschungel höhnt nur. Wir müssen hindurch!

Nachdem die ersten Kilometer grauenhafter Wüstenei in stundenlanger Arbeit hinter uns liegen und sich endlich der breite Geröllfächer eines Klammausganges zu unseren Füßen breitet, sinken wir erschöpft zusammen und warten auf die Kulis. Es dauert lange, bis sie sich alle aus dem Duster des Urwaldes herausgearbeitet haben und schließlich erscheint auch Geers schweißstriefendes Gesicht. Pflichtbewußt hat er selbst die Nachhut gebildet und hinten ebensoviel geschoben und geholfen, wie ich vorn gezogen und geflucht. Obwohl die Kulis beson-

*) Goral und Serau sind Ziegenantilopen, unserer Gemse vergleichbar. Ersterer wird 80, letzterer 250 Pfund schwer.

ders leichte Lasten haben und sich bei ein wenig gutem Willen wirklich nicht zu beklagen brauchen, droht schon hier die erste Revolte auszubrechen. Die Träger wollen nicht mehr weiter, sie haben die Nase schon mehr als voll und möchten uns allzu gern dazu bewegen, das Lager aufzuschlagen. Also hebt der Häuptling an zu reden: „Die ehrenwerten Herren möchten gütig sein und ein Einsehen haben. Die Kulis seien ja so müde. Dort droben aber, und damit zeigt er in die Wände hinauf, wo es noch viel wilder würde, könnten wir für die Nacht keinen Lagerplatz finden und müßten alle erbärmlich frieren. Morgen in aller Frühe wollten wir dann aufbrechen und sicherlich bis zur Schapiregion in einem Tage vordringen.“

Mittlerweile hat sich der Himmel hinter uns wie mit einem Schlage geöffnet. Was wir da sehen, jagt uns fürwahr kalte Schauern über den Rücken. Dort erhebt sich eine Wand von so unermeßlichen Ausmaßen, von solch unheimlichem Aussehen, solch finsterner Gewalt, daß es auf den ersten Blick in der Tat völlig unmöglich erscheint, dort hinzugelangen. Die Klamm aber führt direkt darauf zu. Sie mag am Fuße dieser Satanswand ihren Ursprung nehmen. So scheint es und so ist es auch. — „Mir tun die armen Kerle leid, aber ich glaube, wir müssen, was meinst Du?“, sage ich zu Geer.

„Klar, die Brüder wollen bloß einen Tag mehr rausschinden. Einen Lagerplatz müssen wir halt finden!“ — Wenn die Kulis nur gewußt hätten, daß uns jeder Tag einen Haufen Geld kostet, daß wir hinten und vorn mit unserem heiligsten Gut, den Devisen*) sparen und jede Rupie erst dreimal umwenden müssen, ehe wir sie ausgeben können. Wenn die jemals etwas von höheren Finanzen und der löblichen Devisengesetzgebung gehört hätten, dann wäre es mit dem Weitermarsch wahrscheinlich schneller gegangen. So aber bleibt uns nichts übrig, als die Magie zur Hilfe zu rufen, die den einfachen Naturkindern in der Tat mehr einleuchtet, als ein fein ausgeklügeltes Rechenexempel.

Und so fahre ich fort: „Wenn Ihr glaubt, wir würden keinen Lagerplatz finden, dann seid Ihr aber ganz gefährlich auf dem Holzwege. Seht diesen Stock an!“ und damit deute ich auf Geers kleinen Bambusstecken, „Ihr habt doch alle davon gehört, daß Storesahib einen todbringenden Steinschlag damit beschwichtigt hat — na also!“ — Tatsächlich werden über Geer und seinen Stock die phantastischsten Wunderdinge im ganzen Lande erzählt. Überall, wo wir hinkommen, ist die Kunde von seiner Macht als „großer Lama“ schon bekannt. Im Zemu nämlich, da, wo der zwanzig Kilometer lange Riesengletscher sich vom Kangchendzönga wie ein Vorweltdrache aus dem Chaos der großen Berge hervorwälzt, wurden wir an gefähr-

*) Auf Grund sparsamsten Umganges und einfachsten Lebens aller Teilnehmer der Expedition, konnte ich über ein Drittel der mir zur Verfügung gestellten Devisen in der über 2000 Exemplare umfassenden völkerkundlichen Sammlung anlegen.



43 Ein kapitaler Schapibock mit seiner langen weißen Mähne

lich steiler Halde von nichts weniger als angenehmen Lawinen und einem scheußlichen Stein-
schlag überrascht. Die Kulikarawane wäre dort ums Haar vernichtet worden, wenn Geer nicht
die Situation durch einen ebenso männlichen Entschluß, wie tollkühnen Einsatz gerettet hätte.
Eben war die ganze Karawane unter Storesahibs Führung bis an den mehr als 500 m hohen
senkrecht abfallenden Erdrutsch herangekommen, als der Steinschlag plötzlich losbrach und
einen Regen von Felsbrocken auf das erbärmliche Menschenhäuflein niederprasseln ließ. Die
Kulis, im meterhohen Schnee festgekeilt und gefangen und von wahnsinniger Angst gepeinigt,
verloren den Kopf und waren drauf und dran, sich wie eine Herde blöder Schafe in den schäu-
menden Gletscherfluß zu werfen. Dort wären sie ohne Zweifel alle umgekommen. Geer über-
sah instinktmäßig die Situation und wußte, daß hier nur der Einsatz seiner eigenen Person
schweres Unheil verhüten konnte. So schrie er Akhey zu: „Haltet die Kulis! Ich gehe hinüber,
paßt jetzt auf!“ Schon war er mitten drin, die tödlichen Geschosse sausten um ihn herum,
schlugen dicht neben ihm auf und zerplatzten unter donnerndem Getöse. Ein guter Engel
stand ihm bei — wie ein Wunder war das alles, denn nur ein Steinsplitter traf ihn am Knie.
Aber er hielt stand. Als gerade ein großer Brocken heruntergesaut kam, anschlug und an ihm
vorbei wollte, da hob Geer mit der Geste eines Zauberers seine nun so berühmte Bambusgerte
und deutete auf den rollenden Felsbrocken. Im gleichen Augenblick aber schlug dieser gegen
einen größeren — und blieb liegen. Das Wunder war geschehen; alle Kulis hatten dem wag-
halsigen Unterfangen mit eigenen Augen zugesehen, und es stand von nun an fest: Storesahib
hatte den schweren Steinschlag zum Halten gebracht. Sofort zogen sie alle die Köpfe ein, und
ohne sich umzusehen, rumpelten die 45 Kulis „wie die Yaks“ über den 60 bis 80 m breiten
Steinschlag, ohne daß auch nur das geringste passiert wäre. Sie hatten ja das felsenfeste Ver-
trauen zu ihrem Storesahib, der soeben vor ihren Augen ein gewaltigeres Wunder bewirkt
hatte, als die größten Lamas des Götterlandes. Geer aber war es mit seinem wie Feuer schmer-
zenden Knie ganz und gar nicht gemütlich zu Mute, denn der Steinschlag hatte beileibe noch
nicht aufgehört, und die todbringenden Geschosse sausten den Kulis mit wahnsinniger Gewalt
über die Köpfe weg, daß es wohl manchem himmelangst geworden ist.

Von Stund an hingen die Eingeborenen wie Kletten an Geer. Als er dann nach Tsungtang
kam, um die Kulis für das Schapiunternehmen anzuheuern, da wollten sie gleich alle mit, denn
wunderbare Dinge wurden von der großen deutschen Expedition erzählt.

Das also ist die wunderbare Geschichte, an die ich nun mit vollstem und sichtbarlichem Er-
folg appelliere, mit so viel Erfolg, daß die Kulis anstandslos ihre Lasten wieder aufbuckeln und
folgen. Ich habe einfach gesagt, daß „unser großer Lama“ mit seinem Stock schon einen Lager-
platz herbeizaubern werde.

Ohne Murren formieren sich die braven Leptschas wieder zu einer Reihe und nehmen die gewaltige Steigung, die nun kommt.

Alles in allem ist diese Klamm eine imponierende Steigerung des zuerst Erlebten. Das Engtal, das uns aufnimmt und über dessen Felsen und Kaskaden wir, einander auf die Schultern steigend und die Lasten der Kulis als willkommene Treppenstufen benutzend, wie die Affen nach oben klettern, ist verlassen und wild. Es ist so kalt und schaurig öde, daß es nur dem grimmen Serau als Wohnort genügt. Wir finden eine Unzahl von zum Teil frischen, zum Teil älteren Fährteneingriffen dieser scheuen Bergantilope. Über uns aber leuchten wirklickeitsfern und dämonenhaft die schroffen Hänge und die Tausende von Metern steil abfallenden Wände des Schapireviers. Mit magnetischer Gewalt ziehen sie uns an!

Wenn wir nicht just im Sinne hätten, diesen geheimnisvollen Fabelwesen zu Leibe zu rücken und diese Klamm als erste Etappe zum Erfolg nicht unter allen Umständen nehmen müßten, dann hätten wir als vernünftige Menschen diese Phantasterei einer Talbeziehung schon bald aufgegeben. Wir hätten dann einfach gesagt: „Es geht nicht, andere haben das ja auch noch nicht gemacht. Warum sollen wir die ersten sein, die ein solches Wagnis unternehmen.“

Aber gibt es nicht auch hier einen köstlicheren Preis? — Irgendwie wissen wir es: „Ja.“ Und das genügt uns.

Hei, da sind die glatten Wände nichts, dieser Satanszirkus von Schründen und Blockaden, von Stemmkaminen, Schroffen und Zacken macht uns nur Freude. In teuflischer Lust geht's barfuß über die gefährlichsten Abstürze hinweg. Viele Male wird der Fluß durchwatet und die Kulis krabbeln wie die Eichhörnchen hinter uns drein.

Schwierigkeiten über Schwierigkeiten wollen uns den Weg verlegen. Es ist das Wildeste vom Wilden, was wir da in überschwenglicher, ja leichtsinniger Freude erleben dürfen.

Hätten nicht auch schon andere den Schapi erbeutet, wenn er nicht da oben hauste? Und deshalb ist uns alles recht. Je wilder, desto besser. Je mehr Wasserfälle, je mehr Kaskaden, je toller die Runsen, je unergründlicher die lavaähnlichen Muren und Schlammströme, desto größer wird unsere Begeisterung. Je schlüpfriger die aalglaten, algenbedeckten Wände, je gewaltiger die Felsbastionen und Wälle, die eine heilige Gottesnatur um das Gebiet dieses seltsamen Geschöpfes erbaut hat, desto lieber ist es uns. Desto höher steigt „der schwarze Berggeist“*) in unserer Achtung.

Und so klettern wir weiter und immer höher hinauf. Die schwer arbeitenden Kulis sind schon lange zurückgeblieben, und das ferne Donnern des Flusses dringt nur noch in gedämpften Rhythmen an unser Ohr. Auf einem halb trockenen Schlammstrom habe ich mich niederge-

*) Die Bezeichnung „Der schwarze Berggeist“ stammt von uns.

lich steiler Halde von nichts weniger als angenehmen Lawinen und einem scheußlichen Steinschlag überrascht. Die Kulikarawane wäre dort ums Haar vernichtet worden, wenn Geer nicht die Situation durch einen ebenso männlichen Entschluß, wie tollkühnen Einsatz gerettet hätte. Eben war die ganze Karawane unter Storesahibs Führung bis an den mehr als 500 m hohen senkrecht abfallenden Erdrutsch herangekommen, als der Steinschlag plötzlich losbrach und einen Regen von Felsbrocken auf das erbärmliche Menschenhäuflein niederprasseln ließ. Die Kulis, im meterhohen Schnee festgekeilt und gefangen und von wahnsinniger Angst gepeinigt, verloren den Kopf und waren drauf und dran, sich wie eine Herde blöder Schafe in den schäumenden Gletscherfluß zu werfen. Dort wären sie ohne Zweifel alle umgekommen. Geer übersah instinktmäßig die Situation und wußte, daß hier nur der Einsatz seiner eigenen Person schweres Unheil verhüten konnte. So schrie er Akhey zu: „Haltet die Kulis! Ich gehe hinüber, paßt jetzt auf!“ Schon war er mitten drin, die tödlichen Geschosse sausten um ihn herum, schlugen dicht neben ihm auf und zerplatzten unter donnerndem Getöse. Ein guter Engel stand ihm bei — wie ein Wunder war das alles, denn nur ein Steinsplitter traf ihn am Knie. Aber er hielt stand. Als gerade ein großer Brocken heruntergesaut kam, anschlug und an ihm vorbei wollte, da hob Geer mit der Geste eines Zauberers seine nun so berühmte Bambusgerte und deutete auf den rollenden Felsbrocken. Im gleichen Augenblick aber schlug dieser gegen einen größeren — und blieb liegen. Das Wunder war geschehen; alle Kulis hatten dem waghalsigen Unterfangen mit eigenen Augen zugesehen, und es stand von nun an fest: Storesahib hatte den schweren Steinschlag zum Halten gebracht. Sofort zogen sie alle die Köpfe ein, und ohne sich umzusehen, rumpelten die 45 Kulis „wie die Yaks“ über den 60 bis 80 m breiten Steinschlag, ohne daß auch nur das geringste passiert wäre. Sie hatten ja das felsenfeste Vertrauen zu ihrem Storesahib, der soeben vor ihren Augen ein gewaltigeres Wunder bewirkt hatte, als die größten Lamas des Götterlandes. Geer aber war es mit seinem wie Feuer schmerzenden Knie ganz und gar nicht gemächlich zu Mute, denn der Steinschlag hatte beileibe noch nicht aufgehört, und die todbringenden Geschosse sausten den Kulis mit wahnsinniger Gewalt über die Köpfe weg, daß es wohl manchem himmelangst geworden ist.

Von Stund an hingen die Eingeborenen wie Kletten an Geer. Als er dann nach Tsungtang kam, um die Kulis für das Schapiunternehmen anzuheuern, da wollten sie gleich alle mit, denn wunderbare Dinge wurden von der großen deutschen Expedition erzählt.

Das also ist die wunderbare Geschichte, an die ich nun mit vollstem und sichtbarlichem Erfolg appelliere, mit so viel Erfolg, daß die Kulis anstandslos ihre Lasten wieder aufbuckeln und folgen. Ich habe einfach gesagt, daß „unser großer Lama“ mit seinem Stock schon einen Lagerplatz herbeizaubern werde.

Ohne Murren formieren sich die braven Leptschas wieder zu einer Reihe und nehmen die gewaltige Steigung, die nun kommt.

Alles in allem ist diese Klamm eine imponierende Steigerung des zuerst Erlebten. Das Engtal, das uns aufnimmt und über dessen Felsen und Kaskaden wir, einander auf die Schultern steigend und die Lasten der Kulis als willkommene Treppenstufen benutzend, wie die Affen nach oben klettern, ist verlassen und wild. Es ist so kalt und schaurig öde, daß es nur dem grimmen Serau als Wohnort genügt. Wir finden eine Unzahl von zum Teil frischen, zum Teil älteren Fährteneingriffen dieser scheuen Bergantilope. Über uns aber leuchten wirklickeitsfern und dämonenhaft die schroffen Hänge und die Tausende von Metern steil abfallenden Wände des Schapireviers. Mit magnetischer Gewalt ziehen sie uns an!

Wenn wir nicht just im Sinne hätten, diesen geheimnisvollen Fabelwesen zu Leibe zu rücken und diese Klamm als erste Etappe zum Erfolg nicht unter allen Umständen nehmen müßten, dann hätten wir als vernünftige Menschen diese Phantasterei einer Talbeziehung schon bald aufgegeben. Wir hätten dann einfach gesagt: „Es geht nicht, andere haben das ja auch noch nicht gemacht. Warum sollen wir die ersten sein, die ein solches Wagnis unternehmen.“

Aber gibt es nicht auch hier einen köstlicheren Preis? — Irgendwie wissen wir es: „Ja.“ Und das genügt uns.

Hei, da sind die glatten Wände nichts, dieser Satanszirkus von Schründen und Blockaden, von Stemmkaminen, Schroffen und Zacken macht uns nur Freude. In teuflischer Lust geht's barfuß über die gefährlichsten Abstürze hinweg. Viele Male wird der Fluß durchwatet und die Kulis krabbeln wie die Eichhörnchen hinter uns drein.

Schwierigkeiten über Schwierigkeiten wollen uns den Weg verlegen. Es ist das Wildeste vom Wilden, was wir da in überschwenglicher, ja leichtsinniger Freude erleben dürfen.

Hätten nicht auch schon andere den Schapi erbeutet, wenn er nicht da oben hauste? Und deshalb ist uns alles recht. Je wilder, desto besser. Je mehr Wasserfälle, je mehr Kaskaden, je toller die Runsen, je unergründlicher die lavaähnlichen Muren und Schlammströme, desto größer wird unsere Begeisterung. Je schlüpfriger die aalglatten, algenbedeckten Wände, je gewaltiger die Felsbastionen und Wälle, die eine heilige Gottesnatur um das Gebiet dieses seltsamen Geschöpfes erbaut hat, desto lieber ist es uns. Desto höher steigt „der schwarze Berggeist“*) in unserer Achtung.

Und so klettern wir weiter und immer höher hinauf. Die schwer arbeitenden Kulis sind schon lange zurückgeblieben, und das ferne Donnern des Flusses dringt nur noch in gedämpften Rhythmen an unser Ohr. Auf einem halb trockenen Schlammstrom habe ich mich niederge-

*) Die Bezeichnung „Der schwarze Berggeist“ stammt von uns.

lassen und warte auf Geer, der mit gewagten Sätzen von Felsblock zu Felsblock heraufgesprungen kommt. Die Sonne, die den zerrissenen Boden dieses Engtales wohl nur im Hochsommer erreicht, ist schon hoch hinaufgeklettert. Nur die höchsten Zinnen erstrahlen noch in feinstem Purpur, und an den Wänden ziehen sich die jagenden Wolkenschleier zu dichten Massen zusammen.

„Eigentlich“, so fährt es uns beinahe gleichzeitig aus dem Munde, „können wir jetzt daran denken, einen Zeltplatz ausfindig zu machen!“

Wir blicken in die Runde, an den Hängen hinauf, nach oben und nach unten. Fragend sehen wir uns an. Ganz so einfach ist das doch nicht. Aber dort drüben am Wasser, unterhalb der Felswand, müßte es eigentlich gehen.

„Was meinst Du?“ — „Ja“, gibt Geer nachdenklich zurück, „wenn wir die abschüssige Felsplatte mit Steinen untermauern, mögen wir klar kommen.“

Doch als wir uns gerade dazu entschließen wollen, über den schäumenden Wildbach hinüberzuturnen, um den Ort einer näheren Begutachtung zu unterziehen, da wirft uns die Felswand ein paar mächtige Steinblöcke direkt vor die Nase. Genau auf der Steinplatte, wo ein Stunde später unser Zelt gestanden hätte, zerplatzen die Steine, daß der weiße Staub rundum fliegt. — „So eine Gemeinheit!“ „Hast dich ein bißchen zu früh gefreut, alte, hinterlistige Wand! Jetzt schlägst du uns die Knochen nimmermehr kaputt.“

„Auf, wir müssen noch hundert bis zweihundert Meter höher hinauf; dort über dem nächsten Wasserfall sieht's so aus als ob.“

Und richtig, dort finden wir, frei von der ständig drohenden Gefahr des Steinschlages, einen mehrere Quadratmeter großen, freien und sogar fast ebenen Fleck.

„Da will ich's schon schaffen“, meint Geer.

„Wenn alle Kulis mit anpacken, haben wir das Geröll rundum bald abgeräumt. Brennholz bringen wir dort oben vom Dschungel — also wieder einmal alles in bester Ordnung.“

Thimo bleibt bei Geer, will ihm beim Herrichten des Lagerplatzes behilflich sein, während ich mit dem Leptschajäger noch 500 m höher hinaufsteige, um das morgige Gelände einzusehen und auf Gorals oder Seraus zu passen.

Zu allem Unglück fängt es auch noch an, wie Bindfäden zu regnen. Trotzdem gelingt es uns, bis zu einem Standort vorzudringen, wo ich zu meiner Schande gestehen muß, daß wir mit unserem Latein nun restlos zu Ende sind. In der Klamm weiter vorzudringen, ist unter allen Umständen unmöglich, denn da scheint die Welt vernagelt, vielmehr mit Felswänden derart hoffnungslos verbarrikadiert zu sein, daß der Einstieg mit größter Gefahr verbunden sein wird. Der Gießbach fällt hundert bis hundertfünfzig Meter frei durch die Luft und hüllt die

ganze Klamm in einen einzigen, schaurigen Sprühregen ein. Links die glatten Wände, rechts ein Erdbeben, den zu überwinden mit den Lasten ein ebenfalls hoffnungsloses Unterfangen darstellen würde.

Also schieben wir uns erst einmal in eine Felshöhle ein, stecken uns eine halbnasse Zigarette an und betrachten das Ungeheuerliche mit den Augen zweier Fatalisten. Es gilt reiflich zu überlegen, wie die Sache morgen anzupacken ist, ohne die Götter zu sehr zu versuchen. Durch Zeichensprache — denn ein Wort ist bei dem tosenden Gebrülle des Wasserfalles nicht zu verstehen — versuche ich, dem Leptscha mit allen Regeln der Kunst verständlich zu machen, daß wir nun restlos in der Klemme sitzen. Ich habe den, wie sich später herausstellt, nicht unberechtigten Verdacht, daß uns diese abergläubischen Leptschas nur in die Irre führen wollen. Denn der Schapi ist letzten Endes ihr Tier, ihr ureigenstes Tier, ein heiliges Wesen, das diese verdammten Weißen mit ihrer teuflischen Hast nie und nimmer bekommen sollen.

Als Antwort streckt der spitzbübische, alte Geselle mit dem Fuchsgesicht nur seinen Arm zur Höhle hinaus, gleichsam den Wind prüfend, und schüttelt überlegen lächelnd seine Hand hin und her, als ob er sagen wolle: „Was kannst' da machen, die Götter sind halt doch stärker als ihr!“ Ich weiß gleich, daß hier nur einer helfen kann, und der heißt Thimo. Was soll ich mich lange mit diesem Filou herumärgern.

Jedenfalls weiß ich, daß wir morgen Abend um diese Zeit wieder ein gut Stück weiter sein werden, vielleicht schon mitten im Schapigelände, denn daß uns Thimo angelogen hat, kann ich niemals glauben.

Auf dem Rückmarsch in der Dämmerung finden wir noch ein paar salzig schmeckende Mineralquellen, deren Sinterfelder über und über mit Serau- und Goralfährten bedeckt sind, und an einer Stelle in der Steinwand gewahre ich im salzführenden Boden sogar ein meter-tiefes, kreisrundes Loch, das die wilden Bergantilopen da hineingeschlagen haben, um an das köstliche Labsal zu gelangen. An anderen Stellen treten schleimige, milchweiße Quellen aus dem granitenen Urgestein hervor, und da entdecke ich in einer Höhlung der Wand uralte verschimmelte Schalenwildlosung, von eigenartig komprimierter Form, wie ich sie zuvor noch nie gesehen habe*). Genau wie es die Eingeborenen in solchen Fällen zu tun pflegen, hebe ich eine Handvoll auf, zerreiße die Exkremente zwischen den Fingern und prüfe sie. Kein Zweifel, die stammt noch vom letzten Winter her.

„Hier, was ist das?“ fahre ich den Leptscha an. Der setzt seine undurchdringlichste Maske auf und glotzt mich an. Der alte Wildlieb verzieht keine Miene dabei. Am liebsten möchte ich

*) Der geübte Jäger ist instande, die eingeborenen Wildarten auf Grund der Verschiedenartigkeit ihrer Losung zu unterscheiden.

dem Kerl eins ins Gesicht schlagen, und dann brülle ich ihn an: „Von welchem Tiere stammt diese Losung?“

Jetzt merkt er wohl, daß die Verweigerung der Antwort für ihn eine nicht gerade angenehme Folge haben würde und gibt zu, daß es Schapilosing sei.

Im Nu habe ich mir die Taschen voll dieser köstlichen Exkreme gestopft. Dann geht es Hals über Kopf durch die Stemmkamine nach unten, wo ich einen geradezu ideal angelegten Lagerplatz vorfinde: Geer hat mit seinen Leptschakulis wieder mal ein wahres Meisterstück vollbracht. Das Zelt steht beinahe eben. Die Gesteinslücken unter ihm sind mit Sand so ausgefüllt, daß wir die Nacht im seligsten Schlaf verbringen, um neue Kraft zu sammeln für den kommenden Tag, einen Großtag der Expedition, der keinem von uns so leicht aus dem Gedächtnis entswinden wird. Wenn er auch nicht der erfolgreichste wurde, so doch einer der interessantesten und ereignisreichsten, die ich je erleben durfte.

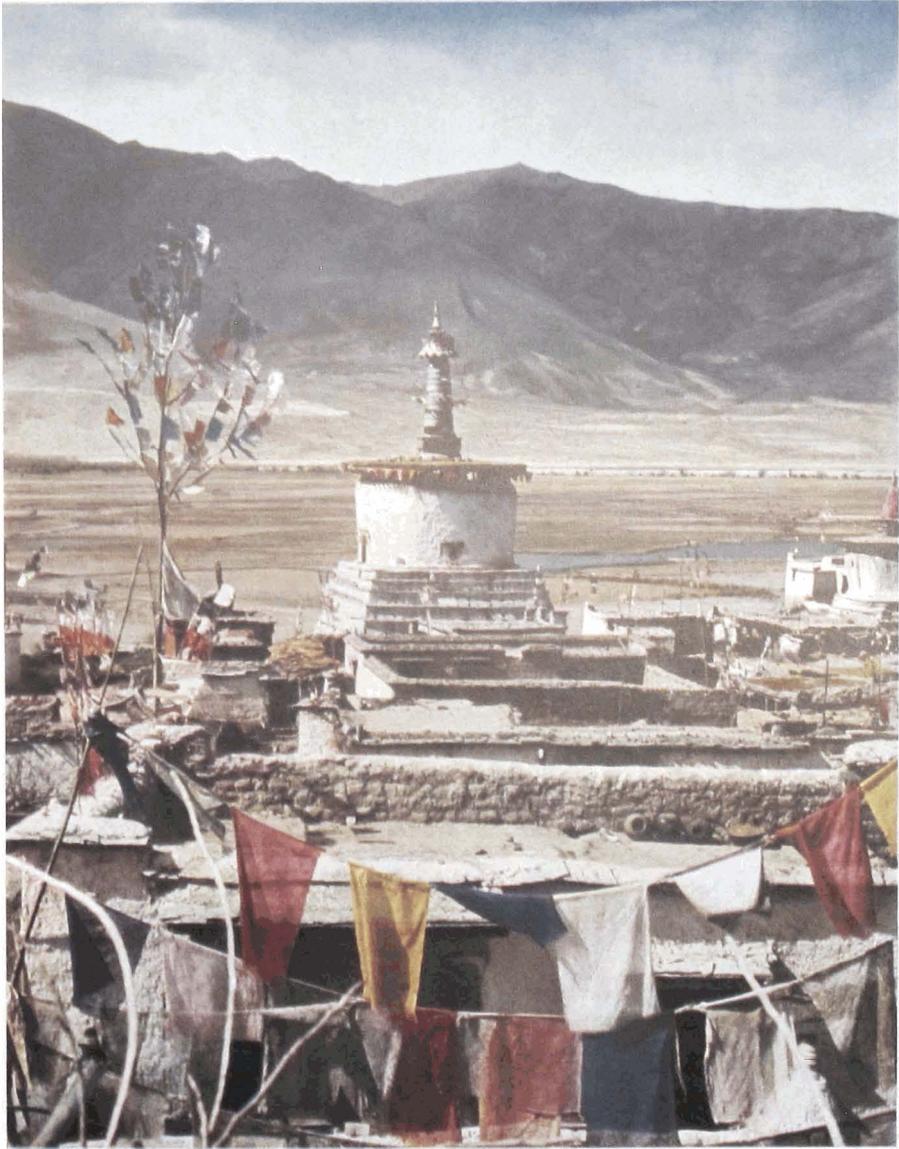
Mit einem duftig klaren Himmel beginnt er. Die Felswände über uns sprühen wie Feuer, als die Sonne Rotglut über sie wirft. Noch im halben Dämmer sitzend, hören wir freudig und hell das Tosen des nahen Wasserfalles und sehen, wie die schwarzen Schatten weichen. Die grüne Wildnis des Dschungels tief unter uns dampft auf und wird von zarten Nebelschleiern verhüllt.

Wir beeilen uns mit dem Frühstück und packen auf. Noch einmal nimmt Thimo die Leptschas, zugleich drohend und hohe Belohnungen versprechend, ins Gebet, um ihren unberechenbaren Aberglauben zu zerstreuen. Denn, daß die Schapis da sind, darüber kann nach dem gestrigen Funde eigentlich kein Zweifel mehr bestehen. Nur finden müssen wir sie, und dafür brauchen wir die Leptschas, wenn wir uns nicht hoffnungslos versteigen wollen. Denn das Labyrinth dieser Berge ist gewaltig. Wie in einer gigantischen Mausefalle eingeklemmt liegt unser Felsenlager in dieser wilden Steinschlucht.

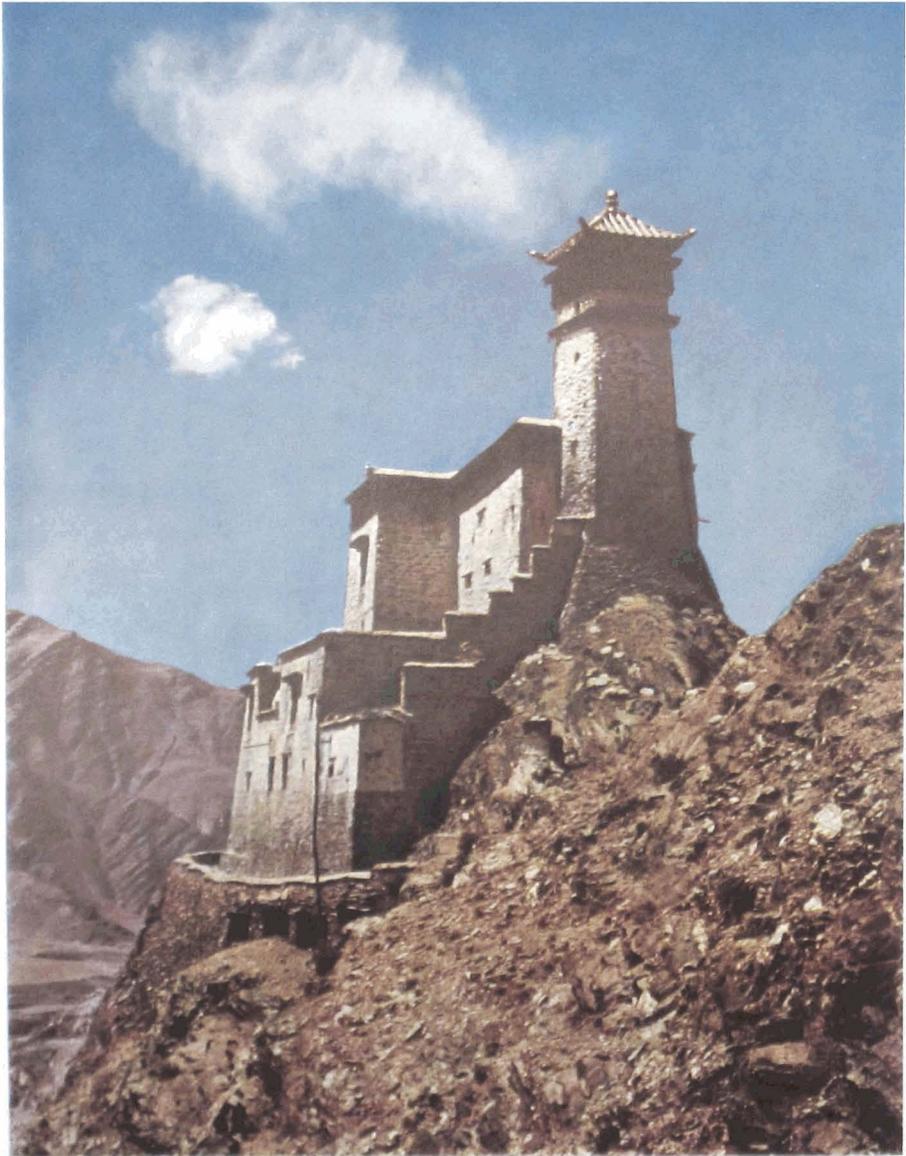
Guter Rat ist teuer. Wir aber fragen nicht viel, drängen nur zum Abmarsch und feuern die Mannschaft an, guten Mutes zu sein. Die Leptschas schlagen sich die Bäuche voll gerösteten Reises*), krabbeln wie die Akrobaten in den Felsen herum und suchen nach einem Einstieg, während wir in getrennten Richtungen losklettern, um das Gelände noch einmal mit den Gläsern abzusuchen und zu überprüfen. Eine ziemlich aussichtslose Sache, aber wir wissen und fühlen, daß uns irgend etwas Großes bevorsteht. Man hat das einfach im Gefühl. So kehren wir schon bald wieder zum inzwischen abgerissenen Lager zurück, wo der blaue Rauch senkrecht aus der Klamm emporsteigt und in alle Winde verweht.

Rasch werden die letzten Anweisungen gegeben. Dann ziehen Thimo, der inzwischen ver-

*) Reis, Mais und Hirse sind neben den Produkten des Urwaldes die Hauptnahrungsmittel der Leptschas.



Tafel 25. Blick auf das gebetsfahnen geschmückte Tsetang mit Brahmaputratal im Hintergrund



Tafel 26. Der Ombulhakang, das älteste Haus Tibets, bei Yarlung-Podrang

söhnlicher gestimmte Leptschajäger, ein im wahrsten Sinne unverwüstlicher Kerl, und ich los, denselben Weg klammauf, den wir gestern Abend schon einmal zu zweit geklettert waren. Wieder nähern wir uns, mehrere Male den Wildbach überquerend, dem großen Wasserfall, wo es meiner Meinung nach kein Weiterkommen gibt. So lasse ich Thimo und den Leptscha ruhig allein klettern und versuche links im hohen Murenschutt, etwa 50 m über dem brausenden Wasser, einen Vorstoß, der mißlingt, bis ich wieder mit den beiden zusammentreffe und mich über die Ruhe und Besonnenheit dieser Naturkinder wundern muß. Ganz behutsam, ohne eine Spur von Aufregung zu verraten, nehmen sie einen Felsblock nach dem anderen, als ob sie es täglich täten. Ich schließe mich nun an und überlasse alles weitere dem sechsten Sinne dieser wunderlichen Dschungelmenschen, denen immer ein leichtes Lächeln um die Mundwinkel spielt. Ihre Falkenaugen wandern unausgesetzt die Wände hinauf, deren Anblick einem schon das Wasser aus den Poren treiben könnte.

Als der Leptscha endlich innehält und mir Zeit läßt, einmal richtig Atem zu schöpfen, denke ich: „Na, nun ist's aus, jetzt weiß er selbst nicht weiter.“ Aber dann bückt er sich, stemmt die Beine gegen einen Felszacken und springt wie eine wilde Katze, federnd und krallend in die Wand, wo er jeden Griff und jeden Anhaltspunkt zu kennen scheint. Als Thimo nachspringt, halte ich die Kerls für wahnsinnig geworden, und wie sie Anstalten treffen, sich gegenseitig stützend den nächsten Zacken zu gewinnen, klimme ich hinterher. Ich trage schwere Stiefel und kann keinen rechten Eingriff finden. Daher zaudere ich noch einen kurzen Augenblick, ehe ich den Stand wechsle. Schon packen mich die beiden an den Armen und ziehen mich zu sich hinauf, wo wir wie Fliegen an einer Stubenwand aneinanderkleben.

Barfuß voranspürend und sich oft nur mit den breiten, platten Zehen haltend, turmt der Leptscha höher und höher, Thimo folgt ihm völlig ergeben, und dann komme ich hinterher. Und es geht — wenn auch so manches Mal haarscharf am Absturz vorbei. Ich verfluche mein Schuhwerk, dessen ich mich nun, wo ein Rutschen von nur vier bis fünf Zentimetern den sicheren Tod bedeuten würde, nicht mehr entledigen kann, aber ich beiße die Zähne zusammen, bis wir schon 40 bis 50 m hoch über dem Flußbett stehen und der rettende Steildschungel über uns greifbar nahegerückt ist. Jetzt aber haben alle Zacken und Risse völlig aufgehört, wir stehen vor einem neuen Rätsel.

Selbst dem Leptscha scheint die aalglatte Wand über uns, wenn sie auch kaum zehn Meter hoch ist, nicht ganz geheuer zu sein.

Zwischen den beiden eingekeilt, wage ich nun einen Blick nach unten und sehe die Kulis, von Geer angetrieben, wie kleine schwarze Punkte über die Felsen klettern. Richtung auf uns!

Wenn das nur gut geht, ist mein einziger Gedanke!

Unsere Finger greifen in die Wand, rutschen ab, finden keinen Halt. Ich habe das prickelnde Gefühl rettungsloser Hilflosigkeit, wie ich's bisher nur aus Traumbildern kannte.

Da schauen wir uns an und müssen lachen. So haben wir alle drei die alte Kraft wiedergefunden. Also los!

Thimo und ich krallen die Hände ineinander, der Leptscha klemmt sich mit beiden Füßen fest hinein, langsam heben wir den leichten Kerl nach oben, er tritt auf unsere Schultern, Köpfe und dann ein Ruck, und er klebt mit allen Vieren in der Wand wie ein Kleiber am glatten Buchenstamm. Der Leptscha hält die Beine weit gespreizt: noch einen Meter. Er ruckt an; noch einen halben Meter. Dann einen Schwung, und er hat den nächsten Bambusstengel erreicht. Der hat's geschafft.

Nun gebe ich Thimo Hilfe von unten; der Leptscha reicht ihm von oben eine zähe Bambusgerte, und in wenigen Minuten hat auch Thimo wieder gesicherten Boden unter den Füßen. Rasch schlagen die beiden ein paar lange Bambusstöcke, an denen ich mich halten kann, und so werde auch ich beinahe gefahrlos nach oben gelotst.

Wir hätten also das Schwierigste hinter uns gebracht, aber was sind wir? Geer, die Kulis, die Lasten?

Wird es gelingen?

Zum Teufel, warum ließen wir nur das Seil in Lachen, dann wäre alles halb so schlimm. Aber dieses Reduzieren an Gewicht, dieses ängstliche nur sparen, nur die Zahl der Kulis nicht zu groß werden lassen, kann uns nun Kopf und Kragen kosten*). Es kann bedeuten, daß wir die Knochen da unten einzeln aufsammeln können.

Also rasch Haumesser heraus und die längsten Bambusrohre geschlagen, gespalten, verflochten, an Felsen und Baumwurzeln verankert und über die Wand hinuntergeworfen. Darauf folgt eine Belastungsprobe mit dem Erfolg, daß Thimo und der Leptscha zweimal hinunter- und heraufklettern, ohne daß das zähe Flechtwerk nachgibt. So erwarten wir mit hilfsbereiten Händen die Kulis, die eine wahre Wunderleistung vollbringen.

Es ist eine aufregende Sache. So mancher Träger will nicht recht, sträubt sich, aber es hilft ihm nichts, bis er das Seil gepackt hat und seine Last hinaufwuchtet. Das ganze Schauspiel dauert wohl eine geschlagene Stunde, bis alle Kulis, alle Diener und Geer wohlbehalten im Dschungel angekommen sind. Die abenteuerliche Bergfahrt geht weiter.

Während uns gestern die dichten Urwalddschungel mit ihren tropischen Nesseln und dem Wust von Lianen hinterhältig den Weg verlegen wollten, treten wir nunmehr in die subtro-

*) Im allgemeinen muß eine Expedition so beweglich wie irgend möglich sein, deshalb wird die Ausrüstung nach Möglichkeit beschränkt, um Ballast zu vermeiden.



44 Die Ortschaften im tiefeingeschnittenen Chumbital, das sich als Keil tibetischen Landschaftscharakters tief in den Himalaja schiebt, erinnern an Tiroler Bergdörfer

pische Region der Bambusdschungel ein, die man am besten mit einem dichten, steilen Kornfeld von riesenhaften Dimensionen vergleichen kann. Es ist ein Wald von tausend Dolchen, durch den wir uns nun sechs bis sieben Stunden lang steil nach oben schlagen. Überall, verborgen unter Laub und Moder, stecken die eisenharten Spitzen abgestorbener Bambusstöcke und bohren sich den Kulis in die nackten Fußsohlen.

Wirklich gefährlich sind aber nur die Überquerungen der aalglatten, mit schleimigen Algen bedeckten Wasserrinnen, die Hunderte von Metern in die Tiefe stürzen.

Rundum ist alles sumpfig; der Bambusstock, an den ich mich bei einem solchen Übergang anklammern will, reißt mit all seinen Wurzeln aus: ein wahnsinniger Schreck fährt mir durch die Glieder, ich verliere das Gleichgewicht. Verdammt, wie wird das enden. Da springt der beherzte Leptschajäger zu, packt mich am Arm und reißt mich zurück. Ich hätte sonst die schönste Rutschpartie meines Lebens angetreten, und wohl auch die letzte.

Wir merken nichts von der strahlenden Sonne. Im Halbdunkel arbeiten wir uns hangauf und sehen nur die vielen grellen Reflexe auf den langen Fahnen wehender Bambusblätter, die sich zu einem dichten Dach über uns zusammenschließen. Gesprochen wird so gut wie gar nicht. Nur die Haumesser kreischen durch den Bambus, und das Wasser gurgelt und quillt uns unter den Füßen. Der Leptscha vor mir schlägt mit fast traumwandlerischer Sicherheit seinen Weg, und ich bin baß erstaunt, als ich hier und dort einen alten braunen Bambusstengel finde, dessen scharfe Schnittfläche Kunde davon gibt, daß hier schon einmal Menschen gewesen sind. Unser Jäger vielleicht, der sich vor Jahren einmal da hinaufwagte, um seinen Schapis nachzuspüren oder um Moschustiere zu schlingen. Wer weiß es?

Der alte Fuchs hüllt sich in Schweigen und lacht nur immer sein verschmitztes Lächeln, wenn ich ihm einen solchen vor Jahren abgeschlagenen Bambusstock unter die Nase halte.

Alles scheint mir schleierhaft. Ganz sonderbar ist's mir zu Mute, daß ich nicht weiß, was ich mehr bewundern soll, die unglaubliche Spursicherheit dieses hingebungsvollen, beinahe raubtierhaften Menschen oder die zähe, verbissene Art, mit der uns die Kulis auf der für einen Europäer kaum sichtbaren und nur schwer zu erkennenden Fährte bleiben. Jedesmal, wenn wir ermattet niedersinken, um Atem zu schöpfen und die müden Glieder ein wenig auszurecken, dauert es kaum fünf oder zehn Minuten, bis der erste schwerbepackte Lastenträger bei uns anlangt. Dann schieben sich alle hinterdrein, lächeln uns an, werfen sich und ihre Lasten zu Boden und sind mehr als dankbar, wenn wir ein paar Zigaretten austeilen, die dann reihum gehen, bis auch der letzte Stummel in Rauch verwandelt ist. Ohne zu murren, ohne zu klagen, hocken sie sich wie ein Rudel großer Affen zusammen, reinigen ihre von den eisenharten Bambusdolchen blutenden Fußwunden und packen willig wieder auf.

Geer und ich kommen aus dem Staunen und Bewundern einfach nicht heraus. Es will uns nicht in den Sinn, daß diese Menschen sich so willig in unseren Dienst stellten, daß sie allen unseren Befehlen mit fatalistischen Duldermienen Folge leisten. Dabei sind sie zäh wie Katzen. Sogar unser Koch, selbst ein Leptscha, und Mandhoy, der Nepali, versichern uns, solches nie erlebt zu haben. Obwohl die beiden keine Lasten zu tragen brauchen, können sie sich kaum mehr auf den Beinen halten und sind ganz still geworden.

Am späten Nachmittag gibt es mit dem Erreichen einer neuen Vegetationszone wieder Abwechslung im Vegetationsbilde. Die Bambuswildnis, die bis dahin das Blickfeld in weiter Runde beherrschte, wird dürrtiger und spärlicher. An ihre Stelle treten nun 8—10 Meter hohe, gewaltige Rhododendronbäume*) mit Blättern bis zu 40 cm Länge und 25 cm Breite. Sie verbreiten eine unheimliche, düstere Atmosphäre. Ihre Stämme sind halbmeterdick und so verschroben und nach allen Richtungen gewunden, daß man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, in einen Märchenwald geraten zu sein. Das Ganze erinnert an die verwunschenen Forste unserer Kindergeschichten, wo nur listige Kobolde und tückische Gnommen unter Flechtwerk und Wurzeln ihr heimlich stilles Wesen treiben.

Wie die Sonne schon tief steht und nur mehr die höchsten Baumkronen beleuchtet, wächst ein mächtiger Felsklotz empor und schiebt sich mitten in unseren Pfad. Eine dunkle Höhle befindet sich darunter. Das verkohlte Astwerk im Höhlenausgang verrät mir den alten Schlafplatz des Leptschajägers.

Hier wollen wir Lager schlagen. Deshalb lassen wir alle überflüssigen Kleidungsstücke einfach liegen und pirschen unter Beachtung aller Vorsichtsmaßregeln parallel zum steilen Hange noch weiter voraus, um Bäume zu erklettern und nach Blickfeldern zu suchen.

Drüben auf der anderen Schluchtseite leuchten uns schon die karstigen, offenen Wände entgegen. Hoch überm Blätterdach schimmert der rein weiße Schnee. Das Erstaunlichste aber ist, daß wir fast senkrecht auf unser altes Lager hinabschauen können. Rund 3000 m Höhe sind nun erreicht. Morgen müssen wir nur noch fast 1000 bis 1300 m steil nach oben steigen, um die 2000 m höher als in den Alpen gelegene Baumgrenze zu erreichen.

Um mir einige Sicherheit zu verschaffen, am kommenden Tage auch noch bis zu den über der Riesenrhododendronzone gelegenen Koniferenwäldern vorzustößen, entschieße ich mich, noch höher hinaufzuklettern. Dort bleibt der Dschungel tatsächlich in scharfer Linie zurück, und ein unerhört wildes und extrem zerrissenes Gelände tut sich vor meinen erstaunten Blicken auf. Links unten die Fortsetzung der in einem großen Kar auslaufenden Klamm von

*) Im ganzen gibt es in Sikkim nicht weniger als dreißig verschiedene Arten von Rhododendren, die zwischen 1000 und 5000 m, nach Höhenlagen gestaffelt, vorkommen.

gestern, darüber die mindestens 2000 m sich erhebende Riesenwand, die von einer wunderbar schön geformten Gipfelpyramide heraldisch gekrönt wird. Das ist er, der heilige Berg: Pimpu Kangchen*).

Die rechte Talseite stellt einen einzigen kahlen, übersteilen, von wenigen zerrissenen Granitkämmen unterbrochenen Erdrutsch dar, eine weit über 1000 m hohe Steinschlaghalde, von der in ununterbrochenem Dröhnen und Donnern das Rollen der Felstrümmer hörbar ist. Über dem berstenden Berge werden wieder anstehendes Gestein und mächtige Felsenpaläste sichtbar, wo, wie ich hoffe, die Schapis ihren herbstlichen Einstand gewählt haben. Denn noch liegt der Schnee dort oben an den blanken Wällen der Sonnenseite nicht hoch genug, um die Tiere veranlaßt zu haben, die tiefer liegenden, schützenden Dschungelregionen aufzusuchen. Auf einem der mit quadratischen, nur im labilen Gleichgewicht sich befindenden, Felsbrocken übersäten Kämmen finden wir dann auch alte Schapilosung in reichlicher Menge, so daß meine soeben ausgesprochene Vermutung nur noch bekräftigt wird. Im Dämmerlicht des scheidenden Tages lege ich mir den Schlachtplan für den kommenden bis in alle Einzelheiten zurecht.

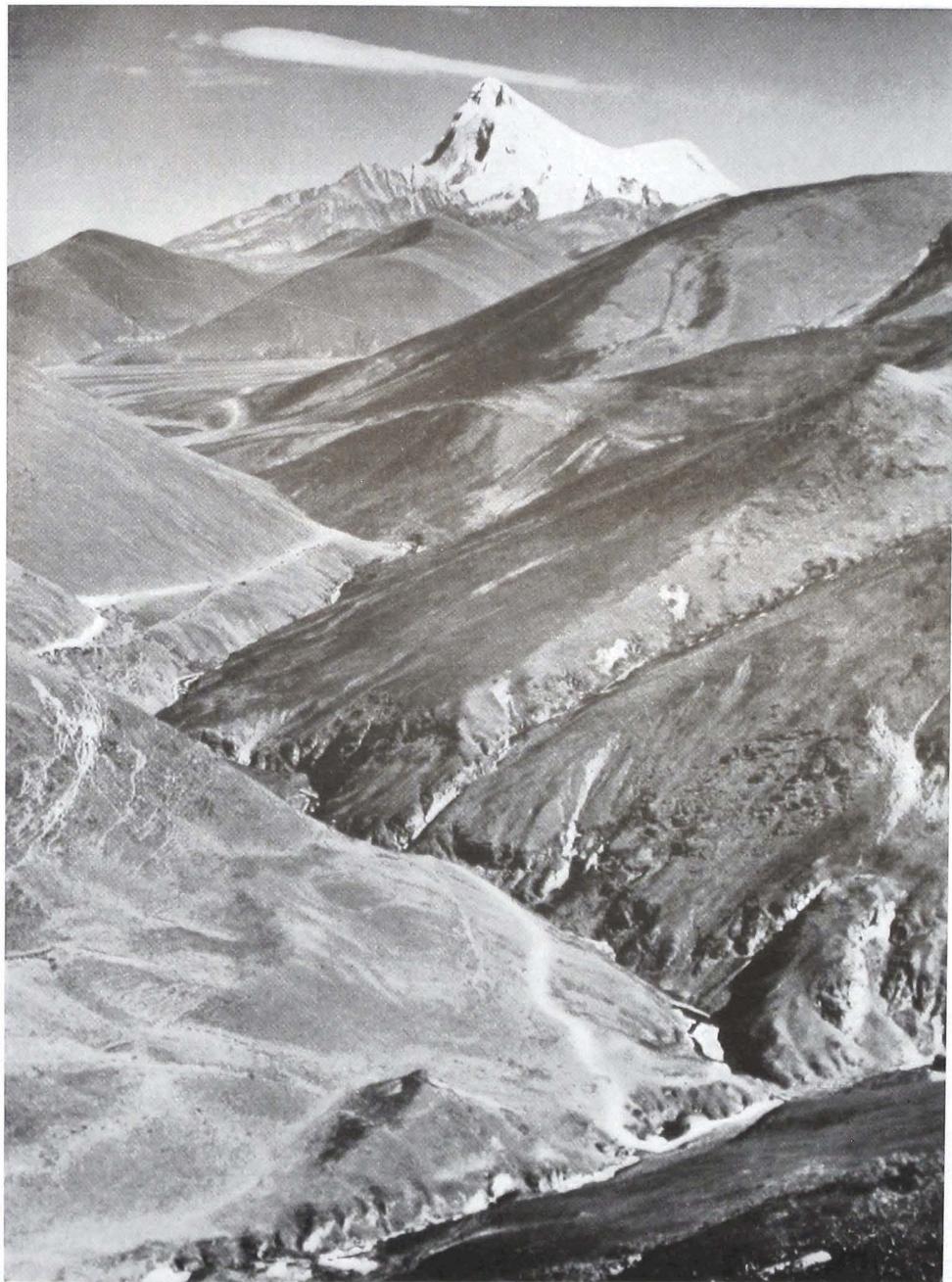
Es ist ein waghalsiger Plan, aber er wird uns die Gewähr bieten, die Standorte des gesuchten Wildes in kürzester Zeit ausfindig zu machen. Denn länger als vierzehn Tage werden wir es hier oben, von den Schwierigkeiten der Verproviantierung ganz abgesehen, kaum aushalten können.

Geers Aufgabe wird es sein, sich mit den Kulis bis zum 1000 m höher gelegenen Kamm durch den Dschungel und anschließenden Koniferenwald hindurchzuschlagen, um in der Nähe der Baumgrenze am Rande der Schneelinie das Lager so anzulegen, daß es von den sich hoch darüber türmenden Felsenwirrnissen sichtbar sein muß. Irgendwie hat er einen ebenen Platz zu finden, wo ich dann mit Thimo und dem Leptschajäger am Abend zu ihm stoßen will. Mir selbst bleibt keine andere Wahl, als den nun schon im grauen Schatten verschwimmenden Erdrutsch in Angriff zu nehmen und zu überwinden. Ihn muß ich, nach Westen weit ausgreifend, bezwingen und abfahren, um dann vom Kamme herab auf das Lager zu stoßen.

All dies ist fürwahr leicht erdacht, aber unglaublich schwierig durchzuführen. Denn keiner von uns hat auch nur die leiseste Ahnung, ob es überhaupt möglich sein wird, dort oben voranzukommen und die Zelte am steinschlagsicheren Ort zu errichten.

Der bedächtige Leptscha rät entschieden ab und möchte mich gern mit seinem Redeschwall davon überzeugen, daß es am ratsamsten sei, einige Tage vom Höhenlager aus zu arbeiten. Anscheinend fürchtet er, daß wir seinen Schapis nun wirklich etwas zu Leide tun können und

*) „Pimpu Kangchen“ ist der Leptschaname des Berges.



45 Der Ausgang des Dschumbitales mit der großen nach Lhasa führenden Karawanenstrasse.
Im Hintergrund der 7100 m hohe Chomolari

will dies mit allen Mitteln verhindern. Andererseits steht er wohl schon zu stark unter meinem Einfluß, um es zu wagen, uns völlig an der Nase herumzuführen, was ihm auch, wo ich nun zum ersten Male Einblick in unser Tätigkeitsfeld gewonnen habe, verteufelt schwer fallen würde. Thimo dagegen ist Feuer und Flamme für den Plan und schlägt alle Einwände des Leptscha, daß es zu gefährlich sei, und daß wir weder Wasser finden noch zur Schneelinie vordringen könnten, mit bewunderungswürdiger Einsatzbereitschaft nieder.

Dann geht's bei hereinbrechender Nacht bis zum Höhlenlager zurück, wo es Geer fertiggebracht hat, unsere Zelte mitten im steilen Dschungel aufschlagen zu lassen. Anheimelnd wie ein Puppenhäuschen mutet die kleine luftige Behausung unter dem schirmenden Dach der Alpenrosenbäume im Widerschein des krachend sprühenden Lagerfeuers an. Die karge Abendmahlzeit ist schon gerichtet, und wir lassen es uns wieder einmal nach harter Tagesarbeit ganz vorzüglich munden. Nachdem die Tagebücher nachgetragen sind und der treue Koch gemeldet hat, daß das Frühstück für den kommenden Morgen fertig gekocht sei, legen wir uns beruhigt schlafen. Es wird nicht nur einen weiteren strammen Tag, sondern auch einen verdammt frühen Aufbruch geben, wenn wir überhaupt damit rechnen wollen, das Tagesziel zu erreichen. Die Nacht ist totenstill.

Der rauhe Lockruf eines Tragopanhahnes*), der ganz in der Nähe des Lagers genächtigt haben muß, weckt uns beim ersten Morgengrauen zu neuer Tat. Vorsorglich packe ich eine große Thermosflasche mit gedämpftem Reis und obendrein noch zwei Pullover ein. Diesmal sind die Chancen für mich größer denn je, die nächstkommende Nacht im feuchten Dschungel, im kalten Schnee oder in einer eisigen Felshöhle zu verbringen. Nette Aussichten zwar, die uns die Laune jedoch nicht verdrießen und den Tag nicht verderben sollen.

Überdies haben wir nun beide das Gefühl der absoluten Sicherheit und können uns mit bestem Gewissen und ohne hemmende Rücksichtnahme unseren getrennten, gleichschwierigen Aufgaben widmen.

Mein sehnlichster Wunsch ist es, mir heute unter allen Umständen Klarheit über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein der Schapis zu verschaffen. Von diesem Willen beseelt, ziehen wir frohen Mutes, die ausgeruhten Lungen voll frischer Bergluft saugend, in den blendend schönen Hochgebirgsmorgen hinein. Wie ich dann nach stundenlanger, vergeblicher Kraxelei mitten im großen Erdrutschrevier auf einem Steine sitze und das wilde Chaos um mich in Ruhe und Gelassenheit betrachte, kommt mir's zum ersten Male ganz zum Bewußtsein, daß es fürwahr kein Wunder ist, wenn diese edelste Wildart Sikkims, der Schapi, dem Scharfblick

*) Der Tragopan oder das Satyrhuhn hat etwa die Größe einer Auerhenne. Der Vogel kommt in den subtropischen Gebirgslagen des Himalajas und Südasiens, bis China, in verschiedenen Arten vor.



Tafel 27. Wachtürme und Ruinen des Königspalastes von Yarlung-Podrang



Tafel 28. Die Versandung des Brahmaputratales bei Samyeh

unserer englischen Vorgänger bis zum heutigen Tage völlig entging. Diese Tatsache allein gibt schon ein gutes Bild vom ganzen sikkimesischen Lande. Seine wilden Täler wurden noch niemals von weißen Menschen begangen. Und doch könnte ein Adler in kaum einer Stunde von hier bis zum Goldenen Tempel der Hauptstadt fliegen.

So ist dieses Ländchen der erhabensten Naturschönheiten und der größten Extreme noch immer ein Land der Rätsel geblieben. Wie ein Schemen streift der scheue Leptscha durch den Dschungel und hütet ängstlich seine Geheimnisse, als ginge es darum, ein Königreich zu verteidigen. Ich träume vor mich hin und lausche meinem Leptschajäger, der in Ehrfurcht zum Eisgipfel des Pimpu Kangchen hinaufschaut. Er ist sein Gott und ist ihm heilig.

Er beschützt auch die Schapis, das Nebelwild im Reiche der berstenden Berge, der gähnenden Schründe und der unabsehbaren Alpenrosenpracht, wo die blauen Primeln ungesehen über jähen Abgründen auch im November noch ihren himmelfarbenen Zauber entfalten. Hier haben die Riesenrhododendren unförmige Ausmaße, hier jagen die Wolkenfetzen in tollem Wirbeltanz, und die kalten Wände klingen vom Tosen des Wassers und dem Dröhnen des Steinschlags wider. Hoch über uns zieht ein goldgelber Lämmergeier seine erhabenen Kreise. Wir müssen weiter, hinauf über Muren, Steinschlag und Erdrutsch. Tief zu unseren Füßen die gähnende Schlucht entschwindet unseren Blicken. Wir steigen über abschüssige Halden, sehen tonnenschwere Steinblöcke unter unseren Füßen kippen und sausend in die Tiefe der unsichtbaren Klamm hinunterpoltern. Felsbastionen und Nadelkämme wechseln mit überhängenden Wänden und kurzen Strecken grasiger Matten, von wo wir das fürchterliche Schauspiel der abstürzenden Steintrümmer in aller Ruhe genießen. So sitzen wir, kriechen, klettern und suchen wir den Boden ab, bis ich endlich glückstrahlend das erste dunkle Schapihaar in der Hand halte. Neue Hoffnungen wallen auf. Je höher wir steigen, desto wunderbarer offenbart sich die grandioseste Felslandschaft, die man sich denken kann.

Hier also sollen zwischen schimmernden Schneefeldern und hängenden Steinen mitten im ständig berstenden Gefels die Schapis ihren Einstand haben? Es ist nicht zu fassen, und doch muß es so sein, denn die keilförmig in dem harten Boden stehenden Fährten, die wir nun auf den Trümmerhalden finden, sind uns untrügliche Beweise. Also weiter, immer weiter und höher hinauf.

Den Kamm dort drüben müssen wir erreichen, und wenn man hinaufschaut, glaubt man, der ganze Berg müsse jeden Augenblick herabstürzen.

Ich habe das Gefühl für alle Proportionen verloren. Weder Anfang noch Ende scheint es zu geben. Aber wir müssen hinauf und steigen an der am günstigsten erscheinenden Stelle in den Haupteinschlag hinein.

Eigentlich muß ich mich wundern, daß wir nach einer Viertelstunde den Hals noch immer nicht gebrochen haben.

Wir sind, ständig Pausen einlegend, um das sich immer neu gestaltende Gelände abzusuchen, kaum 600 m höher gestiegen — man könnte rückblickend das Grausen bekommen — da stemme ich mich gerade mit meinen genagelten Schuhen in einem Kamin nach oben. Meine Begleiter dagegen, die barfuß und wie die Geckos*) klettern, haben der aalglatten Schrägwand den Vorzug gegeben. Plötzlich fliegen die beiden, als wenn ein böser Geist sie verfolge, zu mir herüber. Sie atmen schwer, können kaum ein Wort herausbringen, starren nur steil nach oben und zeigen mit bebenden Händen dahin, wo nahe der Schneegrenze eine kleine Quelle offensichtlich aus dem toten Gefels hervorbricht.

Ein Blick genügt. Dann sinken wir alle in uns zusammen, kriechen tiefer in den Spalt des Kamins. Dort oben bewegen sich tatsächlich schwarze Punkte und ziehen in langer Reihe, einer Perlenschnur vergleichbar, von der Wasserstelle in den Fels.

„Schapi — Schapi!“ fährt es den beiden, wie Espenlaub zitternden, Jägern aus dem Munde. Dann stützen sie mich, Thimo von unten und der Leptscha von der Seite, bis ich das Glas gefahrlos mit beiden Händen heben und die Sagentiere zum ersten Male in ihren ungeschlachten Umrissen erkennen kann. Neun Tiere zähle ich, und nach einer Weile noch einmal fünf, die nun allesamt in den Rissen und Falten einer anstehenden Felswand verschwinden.

Uns entgegen aber rollen die unter ihren Schalen gelösten Steine und reißen immer mehr Geröll mit sich, bis sie unter explosionsartigem Donnern zerplatzen und zerstäuben. Vom Poltern und Dröhnen der niedergehenden Steinlawinen, die sie selbst lösten, erschreckt, springen die Schapis nun mit märchenhaft anmutender Geschicklichkeit auf die höchsten Zacken und Zinnen, steigen wie toll durcheinander und richten sich in gerader Linie aus. Unverwandt starren die tiefschwarzen Tiere allesamt in die Tiefe, direkt auf uns herab.

Ein Bild für Götter! Unvergeßlich imponierender Anblick, diese herrlichsten Wesen Sikkims: unbezwungener Bergwelt in ihrer instinktnahen Scheu zum ersten, zum allerersten Male vor Augen zu haben.

Mehrere mittelalte Böcke sind's anscheinend mit geschweiften, knuffigen Hörnern und langen Mähnen, die den Eindruck erwecken, als ob der Kopf dieser gedrungenen Tiere ohne Hals direkt in den pechschwarzen muskelstarken Körper überginge. Dann sehe ich Muttertiere mit ihren halb erwachsenen Kälbchen, und alle sichern sie nach unten, um ihren Feind zu entdecken. Schließlich hüpfen die über 200 Pfund wiegenden Tiere leicht wie Gummibälle durch

*) Geckos sind kleine Mauereidechsen, die in Indien sehr häufig sind. Sie leben in Häusern und kommen abends allenthalben hinter den Bildern hervor. Sie sind gern gesehene Gäste, da sie die Moskitos vertilgen.



46 Die Ebene von Gyantse gehört zu den größten zusammenhängenden Ackerbauflächen Tibets. Was das wilde Hochland an Formen-
mannigfaltigkeit der Vegetation entbehrt, ersetzen die Farbenfülle und die grandiosen Stimmungsbilder um ein Vielfaches

die Felswand davon. — Als ich sie, angestrengt suchend, nach wenigen Minuten wiederfinde, da stehen diese Meisterkletterer schon mehrere hundert Meter höher im Fels. Sie haben diese Entfernung in einer unwahrscheinlich kurzen Zeitspanne durchmessen und sichern nun auf einem durch wilde Zacken jäh unterbrochenen Felskamm. Unerreichbar für uns.

Bei der näheren Überprüfung des Geländes muß ich erkennen, daß es anscheinend überhaupt keine Möglichkeit gibt, den scheuen Tieren auf Schußweite nahezukommen. Es wäre ein Wahnwitz gewesen, die Pirsch über das trügerisch glatte Felsengelände zu wagen. So bleibt nur die Möglichkeit, das Rudel zu übersteigen, was immerhin ein Überwinden von 600 bis 800 m Höhendifferenz bedeuten würde, um dann von oben herab durch die Wände dem Wilde nachzuspüren. Obwohl auch diese Gelegenheit nicht günstig ist, müssen wir sie unverzüglich wahrnehmen.

Höchste Eile ist geboten, in den tiefen Tälern, zwanzig bis dreißig Kilometer entfernt, sehe ich nämlich, wie sich die Wolken schon ballen. In drei bis vier Stunden werden sie uns erreicht haben! Dann werden wir die Schapis kaum mehr packen können. Also los, was die Knochen herhalten wollen! Und wir steigen nun rascher als zuvor, ohne Zeit zu haben, einmal gründlich Atem zu schöpfen. Hinter uns aber jagen schon die Gespenster der Wolken in langen, undurchsichtigen Geschwadern heran. Ein ungleicher Wettkampf beginnt.

Eben haben wir wieder eine gefährliche Stelle überwunden, als es über uns zu prasseln beginnt. Ein Schapi wird sichtbar und zieht langsam hinter den anderen her. Ich kann in diesem teuflischen Gelände die Entfernung nicht schätzen, weiß nicht einmal, wie groß solch ein schwarzes Bergungeheuer ist und lasse mich im Feuer der Begeisterung zu viel zu weitem Schießen verleiten. Es ist zum Verrücktwerden! Nachdem sechs Kugeln wirkungslos in den Felsen zerschellt sind, fragen wir uns allen Ernstes, ob der Teufel da nicht seine Hand im Spiele hat. Wie der Leptscha schon vorher wissen wollte, scheinen die Schapis gegen alle Kugeln gefeit zu sein.

Niedergeschlagen setzen wir unsere Kletterei fort und erreichen nach vielen Stunden auch glücklich den Kamm. In wenigen Augenblicken aber sitzen wir dick und dicht in den Wolken. Mit Windeseile jagen sie senkrecht empor und nebeln uns ein. Keine zwanzig Schritt weit kann man sehen. Dazu bläst ein eiskalter Sturm. Die Sicht ist uns für den ganzen Tag genommen.

Wir sitzen jenseits des Kammes im verfilzten Alpenrosendickicht und frieren und warten, bis wir uns endlich entschließen, gratwärts weiter vorzustoßen. Mit Haumessern gegen den Wust der doppelmannshohen Rhododendren anzukämpfen, scheint uns allzu zeitraubend und beschwerlich. Deshalb gleiten wir wieder aus der Dichtung heraus, über den Kamm hinab und

pirschen nun frei auf übersteiler Steinschlaghalde. Der Fels unter den eigenen Füßen hält nicht! Dauernd fahren große Brocken tausend Meter in die Tiefe. Eine gruselige Angelegenheit.

Bald kommt eine teuflisch unangenehme Stelle mit einer fast senkrecht abgleitenden Wand, die wir kammwärts umklettern müssen. Also geht's mit gezückten Buschmessern wieder hinein in die verschrobenen Massen wirt durcheinanderlaufender, eisenharter Alpenrosenstämme, daß die langen Klingen krachend in das splitternde Kernholz sausen, bis uns der Weg frei wird. Dann schleichen wir wieder auf dem überhängenden Kamm dahin, rechts das Meer der Rhododendren, links die ins Unabsehbare abfallende Wand. Es ist ein herrliches Gehen und waghalsiges Springen über große mit Moos bedeckte Steinblöcke, auf denen wir weich und federnd vorangleiten, ohne uns der tödlichen Gefahr, die unter jedem Schritt lauert, überhaupt bewußt zu werden.

Plötzlich sinkt die Scholle unter Thimo, der vor mir geht, zusammen. Es kracht und splittert. Berstend lösen sich vieltonnenschwere Quader und fahren tosend über die Wand in die Tiefe. Thimo sinkt vor meinen Augen nach unten. Ich werfe mich vor, reiße ihn, am Kopf mit beiden Händen zupackend, zurück, kann ihn gerade über dem Abgrund halten, während Stück für Stück der Erde unter ihm in die Tiefe stürzt und, in eine einzige stäubende Lawine gehüllt, verschwindet. Rasch stemme ich die Beine in den Boden, um Thimo bis zur Rhododendronlinie zurückzureißen, aber da fühle ich — grauenhafte Erkenntnis —, wie auch mir der Grund weicht, höre, wie die Wurzeln krachen und weiß, daß es nur das zähe Flechtwerk dieser Rhododendronwurzeln ist, das uns noch hält.

Der Leptscha hinter mir stößt einen furchtbaren Schrei aus, meinen Ohren unvergeßlich, wie der Todesschrei eines Menschenaffen, schauerlich und jammernd, daß es mir den Atem verschlagen will. Gleichzeitig aber werden alle Lebensgeister in dieser Sekunde akuter Gefahr zum letzten angespornt.

In heller Verzweiflung schmeiße ich Thimo, der fast frei schwebt, unter Anspannung aller Kräfte zurück. — Was weiter geschieht weiß ich kaum mehr. Alles geht auch zu schnell. Jedenfalls fühle ich plötzlich, wie der Leptscha meinen Arm packt, weiß, daß wir eine Kette bilden. Dann werfen wir uns, alle drei ineinander verkrallt, über den verräterischen Kamm hinweg in die schützende Dichtung. Wir sind gerettet.

Mir liegt ein dumpfes Gefühl auf den Schläfen. Thimo verzieht seinen Mund zu einem merkwürdigen Lächeln. Der Leptscha aber schüttelt nur seinen Kopf, stemmt seine nackten Füße in den Schnee und haut den Weg. Für ihn ist das alles selbstverständlich.

Später sitzen wir auf einsamen Felsen und lauschen durch die Nebel. Ab und zu genießen wir

noch einmal den schaurig wilden Blick in die gähnende Tiefe, aber immer wieder hüllen uns die Wolken, die nun fünf Tage nicht weichen sollen, in kalte, dichte Watteschwaden ein. Wir verkriechen uns in eine Höhle und machen Anstalten, unser Nachtlager herzurichten.

Ab und zu horchen wir gespannt nach unten und vermeinen nach geraumer Zeit gedämpfte Stimmen zu hören. Minutenlang zweifeln wir noch, dann aber bringt uns der bergwärts stehende Wind den scharfen Klang der Äxte unserer Kulis. Wir sehen uns an und jubeln. Wir wissen alle genau, was dieses bedeutet: Nichts mehr und nichts weniger nämlich, als einen warmen, wohligen Schlafsack, statt einer kalten, eisumrahmten Felshöhle. Nichts hält uns mehr. So rasch es die müden Knochen erlauben, geht's über Felsblockaden und knietiefen Schnee nach unten, bis wir mit den beiden Kulis zusammentreffen, die Geer ausgesandt hat, uns zu suchen. Als wir dann am Lager eintreffen und Geer mir freudestrahlend aus dem Zelt entgegenkommt, ist's mir, als ob das alles so sein müßte.

Leicht machen es uns die Schapis bestimmt nicht. Feucht und schwer schlägt der Nebel nun fünf volle Tage um die beiden kleinen Zelte und verdammt uns zur Untätigkeit, die uns die Nerven zerreißen will.

Im Innern der kalten Behausung sieht's wieder einmal toll aus. Die Tropfen fallen von der Decke und treiben uns noch tiefer in die Schlafsäcke hinein, denn den ganzen Tag lang kann man unmöglich Tagebuch schreiben. Heilfroh bin ich, Geer als Begleiter zu haben. Der Junge ist tatsächlich die Ruhe selbst, und seine fatalistische Philosophie ist in solchen unvermeidlichen Situationen mehr als Gold wert. Eingemummt wie ein Bär schläft er die ganze Nacht seelenruhig und schnarchend. Ich dagegen kann vor lauter Gedanken und Lhasasorgen so gut wie keinen Schlaf finden, namentlich wenn ich mich körperlich nicht ausgetobt habe.

Morgens trifft Geer mit gewohnter Routine seine Lagerdispositionen, hält mir lachend einen Vortrag über die Vorzüge der Geduld und über Dinge, an denen weder etwas zu machen noch zu ändern ist; rollt sich wieder in seinen Schlafsack und schläft weiter. Später am Tag deklamiere ich aus dem „Faust“, worauf sich an die Walpurgisnacht eine Debatte über rachsüchtige Berggeister anschließt. Aber ehe wir zum eigentlichen Punkt gekommen sind, schläft mein Kamerad schon wieder den Schlaf des Gerechten. Erwachend meint er dann, daß das, was er täte, bestimmt das Allerbeste sei. Dann würde man nicht nervös und könnte auch keine schlechte Laune kriegen.

Spontan brüllen wir nach dem Essen. Es kommt: Reissuppe mit Zwiebelblättern als erster, Reis mit Äpfeln als zweiter Gang. Kein Fleisch, aber das Zeug wird hinuntergeschlungen, denn wir haben ja nichts anderes außer dem Tee, der nach Holzäsche schmeckt und den es immer zum Nachttisch gibt. Täglich das gleiche, nur manchmal in umgekehrter Reihenfolge.



47 Zu den wenigen Blütenpflanzen, die in den großen Ebenen des zentralen Tibets ihre prächtigen Blütenstände entfalten, gehört eine wunderbare, zartblaue Schwertlilie

So vergehen fünf grauenvolle Tage, bis die Zelte wieder einmal meterhoch eingeschneit sind und wir uns kaum bewegen können.

Abends sitzen wir dann lange mit den Leptschas am prasselnden Lagerfeuer und erfahren, daß der Gott Kangchendzönga dem Gotte Pimpu Kangchen seine einzige Tochter zur Frau gegeben habe und als Brautgeschenk den Schapi dazu. Deshalb sei der Schapi besonders heilig und käme nur in unmittelbarer Nähe des Pimpu Kangchen vor. Im übrigen aber brauchten wir uns gar keine Mühe mehr zu machen und sollten ruhig unsere Kräfte sparen, denn Pimpu Kangchen würde uns den Schapi niemals freiwillig geben, er würde höchstens unser Leben fordern.

Am fünften Tage wagen wir den ersten Vorstoß durch die tief verschneiten Alpenrosendickungen zum großen Erdbeben. Nun sieht auch Geer seine ersten Schapis, wie sie an der gleichen lebensgefährlichen Stelle, wo ich sie schon einmal gesehen habe, ins Gewand ziehen. Als ich sie ihm durch einen Wolkenriß auf Kilometerentfernung zeige, ruft er begeistert: „Wie Bären sehen die ja aus!“ Der Vergleich ist gar nicht so übel, denn diese vorweltlichen Bergtiere, obwohl Wiederkäuer, erinnern in ihren langen, dunklen Pelzen mit den bei den Böcken bis auf die Knie herabfallenden hellen Mähnen in der Tat an bärenähnliche Tiere und beileibe nicht an Pflanzenfresser. Ihre Jagd gestaltet sich, wie wir in den nächsten zehn Tagen zur Genüge kennenlernen, weitaus schwieriger als jede Jagd auf Bären. Die Erlegung eines Bären ist oft ein wahres Kinderspiel, verglichen mit dem, was uns nun bevorsteht.

Zwar hat der hohe Schnee die Tiere zeitweilig in tiefere Regionen hinabgedrückt, aber das kann an der Tatsache, daß jede nun folgende Pirsch eine lebensgefährliche Angelegenheit ist, nichts ändern.

Einmal wird Geer, als er abgleitet und schon in die Tiefe stürzt, von einem der affenartig geschickten Leptschas im allerletzten Augenblick am Schlips gepackt.

Tagelang kriechen wir in verzweifelter Laune durch Dschungel und über abbrüchige Felsen. Tagelang führen wir einen vergeblich erscheinenden, aber unverzagten Kampf, und die Schapis ihrerseits führen uns an der Nase herum, daß es beinahe hoffnungslos erscheint und wir fast den Leptschaspuk zu glauben beginnen. Die Leptschas machen zwar mit, aber innerlich lachen sie uns wohl aus, bis mir mein alter Jäger eines Morgens mit gewichtiger Miene erklärt, er habe in letzter Nacht geträumt, daß der alte Pimpu Kangchen uns wohl einen Schapi zur Belohnung für unsere Anstrengungen ablassen würde.

An diesem Morgen bin ich beinahe so weit, dem alten Kerl mit dem Fuchsgesicht Glauben zu schenken und rase mir den ganzen Tag die Lungen aus dem Halse. Doch wie ich am Abend im Lager zusammensinke und zu meiner größten Schande bekennen muß, daß ich

abermals ein wildes Ungetüm von einem kohlschwarzen Schapi auf Meilenweite vorbeigeschossen habe, da bin ich nahe daran, den Leptscha ob seiner Prophezeiung gründlich zu verprügeln. Aber ich schwöre mir, nun erst einmal die Größe des Schapis festzustellen, damit solch rätselhafte Fehlschläge nicht mehr vorkommen können.

Schließlich wird das Eis doch gebrochen, und als der erste kapitale Schapibock mit der Kugel am rechten Fleck Hunderte von Metern frei durch die Luft nach unten stürzt, um mit dumpf hallendem Aufschlag liegen zu bleiben, jubelt das Herz. Vielstündige harte und gefährliche Arbeit kostet es, bis wir das zweihundertfünfzig Pfund schwere Tier endlich geborgen haben. Wie wir dann im scheidenden Tageslicht vor dem ungestümen „schwarzen Berggeist“ stehen und das schwere Haupt emporwuchten, da kann ich voll inniger Freude und beispielloser Genugtuung sagen, daß mir ein solch merkwürdiges und zugleich gewaltiges Tier noch nie im Leben vor die Augen gekommen ist. Es kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß das seltsame, tharähnliche Tier mit den geschweiften Hörnern etwas völlig Neues ist.

Es folgen köstliche Stunden voll inniger Befriedigung, voll Glück und Dankbarkeit, bis uns der nächste Tag mit glorreichem Sonnenschein zu neuer Tat in die hohen Felsen lockt. Viele halsbrecherische Touren, Gratpirschen und Gipelfahrten schließen sich an, noch viele erfolggekürzte, harte, aber herrliche Tage, und immer sausen die Schapis, genau wie der erste, senkrecht frei durch die Luft nach unten in grausige Klüfte und die tiefen Schründe. Furchtbare, herrliche Bilder in unserem Geiste zurücklassend. Oft bangt uns, wenn unsere tapferen Leptschas durch die schwindelnden Felswände klettern, wenn der Steinschlag um sie tobt, sie sich aber nie beirren lassen und die wertvollen Beutestücke eines nach dem anderen bergen. Oder wenn sie stundenlang, manchmal sogar tagelang in den gräßlichen Wänden nach im Todessturz abgebrochenen Hörnern suchen, bis sie ihre blanken, silbernen Rupien, die wir ihnen für den Fund gern bezahlen, unter Einsatz ihres Lebens mehr als redlich verdient haben.

Wir können zufrieden sein und dem Berggott danken. Nach fünfzehntägigem Aufenthalt ist die wissenschaftlich notwendige Serie*) beisammen. Glücklich und zufrieden können wir das Schapilager abrechnen und schwer mit köstlichster Beute beladen den gleichen halsbrecherischen, gefährlichen Rückmarsch antreten. Unsere Herzen sind geschwellt von Stolz und unbändiger Siegesfreude.

*) Es gelang uns, drei starke alte Männchen und die entsprechende Anzahl von weiblichen Tieren, halbwüchsigen und Kälbern zu erbeuten.

UNSER MARSCH NACH LHASA

Nie werde ich den Tag vergessen, da ich das wilde Siegesgeheul meines Kameraden Geer vernehme, und er mit Riesensprüngen in atemloser Hetze ankommt, mir das so sehnsüchtig erwartete, fünffach versiegelte Schreiben zu überreichen. Bald darauf halte ich die offizielle Mitteilung der Tibetischen Regierung in Händen. Ich will sie in wörtlicher Übersetzung wiedergeben:

„Mit der Bitte um Kenntnisnahme ergebenst überreicht:

An den

Deutschen Herrn

Dr. S c h ä f e r ,

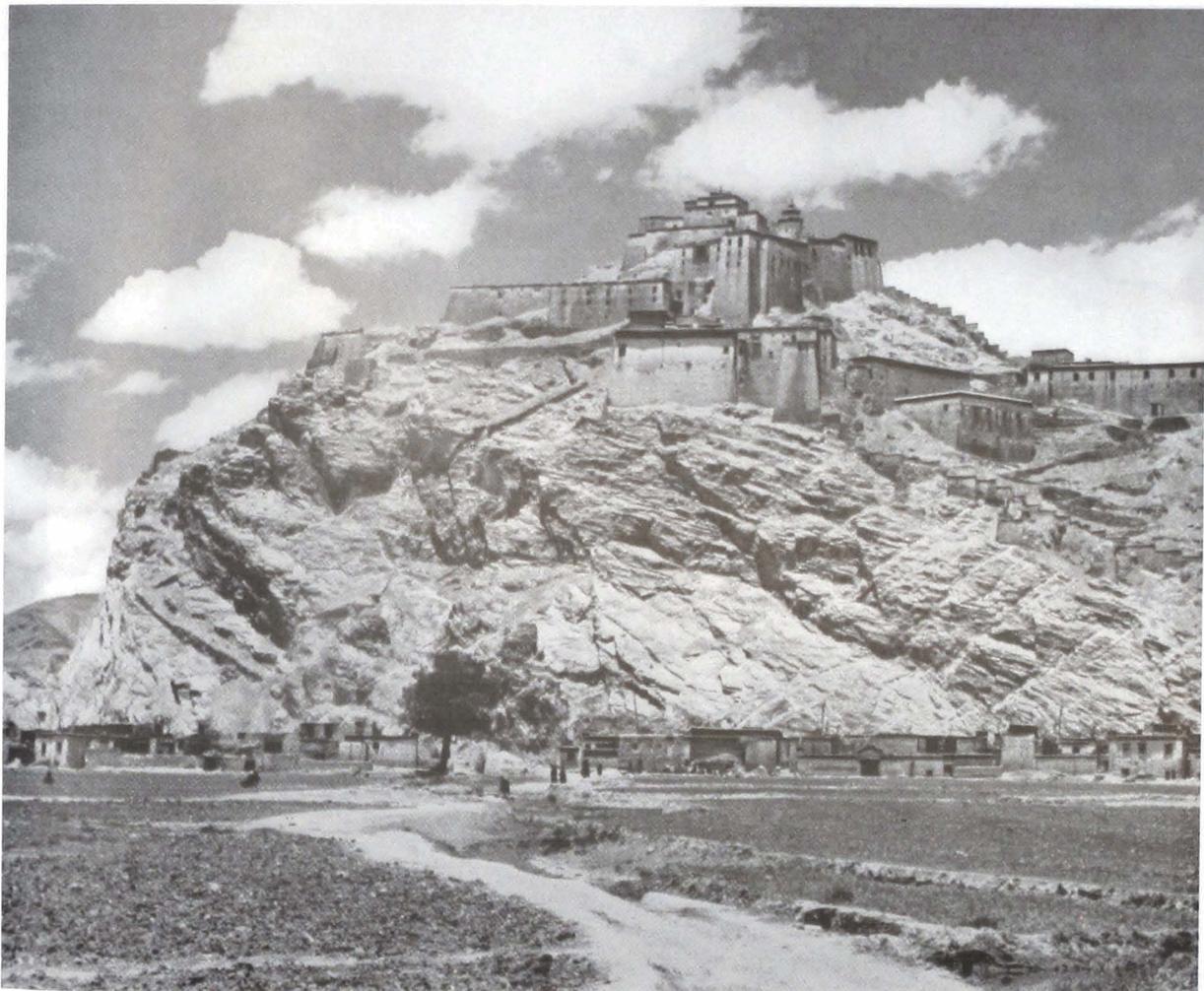
Meister der hundert Wissenschaften.

Dank von Herzen für Ihren Brief vom 12. Tage des 9. englischen Monats mit zwei Kisten, die je eine Grammophonmaschine, Gesangsplatten und zwei Feldstecher enthielten.

Was Sie selbst und die anderen Deutschen in Ihrer Begleitung Herrn Wienert, Herrn Geer, Herrn Krause und Herrn Beger (zusammen also nicht mehr als 5 Personen) betrifft, die Sie als erste Deutsche Lhasa zu besuchen und die heiligen tibetischen Klöster zu besichtigen gedenken, so geben wir Ihnen zu hören, daß allen Fremden der Eintritt nach Tibet prinzipiell und ein für allemal verboten ist.

Obgleich wir aus Erfahrung wissen, daß es nicht schwierig ist, aus einer Angelegenheit zwei zu machen, so glauben wir aus Ihren Ausführungen trotzdem zu verstehen, daß Ihr Besuch nur den einen Zweck verfolgt, Freundschaft zu schließen, das heilige Land zu sehen und seine religiösen Einrichtungen kennenzulernen.

In Kenntnisnahme dieses, geruhen wir Ihnen hiermit die Erlaubnis zu erteilen, Lhasa zu betreten und dort 14 Tage zu verbleiben, allerdings nur unter der Bedingung, daß Sie sich verpflichten, der tibetischen Bevölkerung keinerlei Leid anzutun und sich bereit erklären,



48 Auf hohem Zeugenberge nimmt die Burg von Gyantse eine dominierende Stellung über die weite Ackerbauebene ein

keine Vögel und Säugetiere zu töten, was die religiösen Gefühle der tibetischen Bevölkerung, und zwar nicht nur der Angehörigen der Priesterschaft, sondern auch diejenigen der Bürger zutiefst verletzen würde.

Nehmen Sie sich dies gütigst zu Herzen!

Abgesandt von Kashag,
dem tibetischen Ministerrat,
am 3. Tage des 10. Monats
des Feuer-Tiger-Jahres.“

Das ist der große Sieg.

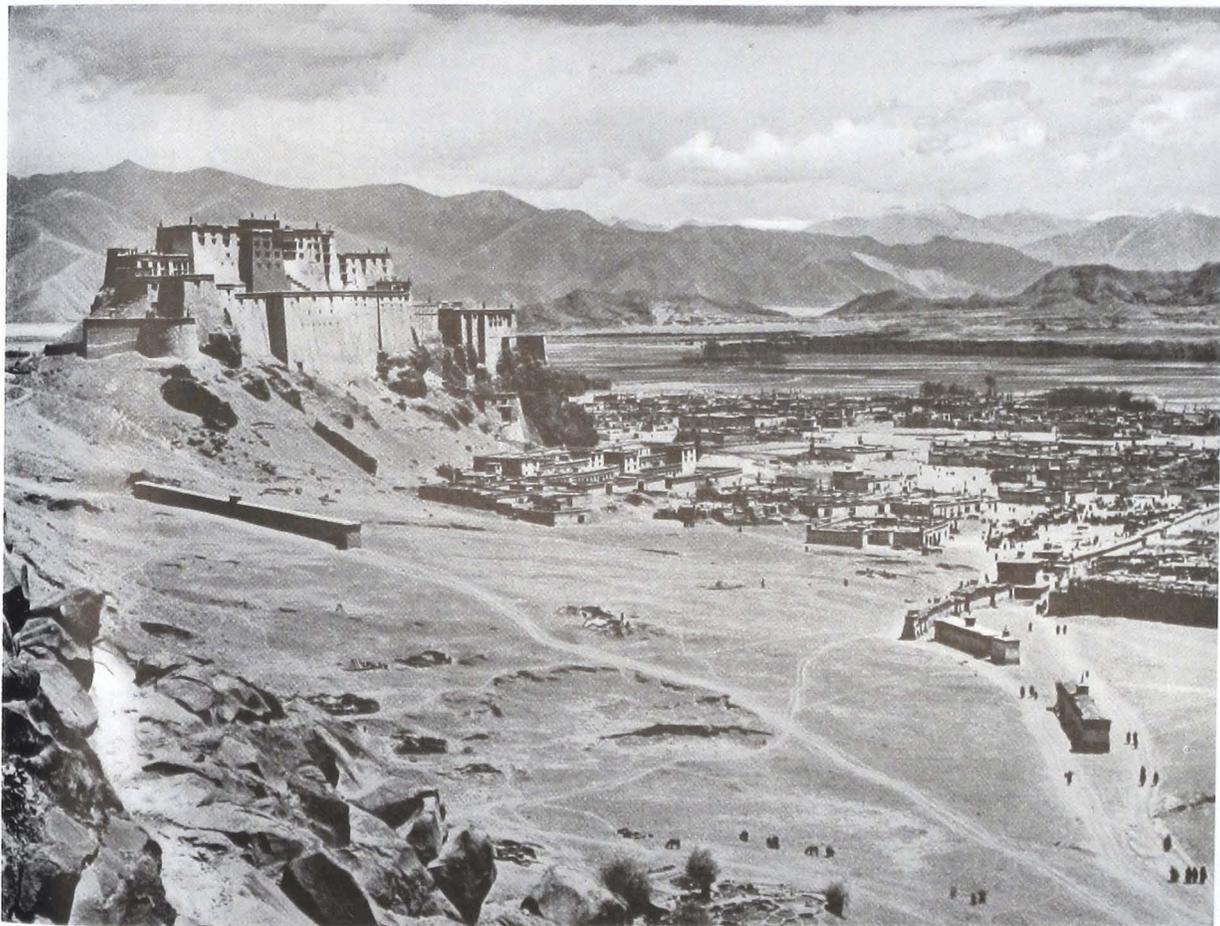
Wir haben die Einladung der Tibetischen Regierung in der Hand und sind als erste Deutsche in der heiligen Hauptstadt Lhasa willkommen. Der Jubel ist unbeschreiblich!

Rasch werden die laufenden wissenschaftlichen Arbeiten im nördlichen Sikkim zum Abschluß gebracht, und in Eilmärschen kehren wir nach Gangtok zurück, um die große Lhasa-Expedition vorzubereiten. Ein Termin ist uns nicht gesetzt worden, aber ich halte es in Anbetracht der obwaltenden politischen Spannungen zwischen Deutschland und England für unumgänglich, daß wir unverzüglich aufbrechen müssen, um Lhasa auf dem kürzesten und schnellsten Wege zu erreichen.

Also starten wir, der uns erwartenden Kältegrade ungeachtet, noch im Dezember 1938 mit einer wohl ausgerüsteten Karawane zu der großen Unternehmung.

Es läßt sich so einrichten, daß wir die Sonnenwendfeier am 21. Dezember 1938 nur wenige Meilen von der tibetischen Grenze entfernt, an einem 4000 m hohen, idyllisch gelegenen Bergsee begehen können. Das ist ein großer Tag für uns, da wir im stillen Kreise um unseren kleinen Radioapparat sitzen, um den Worten des Reichsführers **SS**, **H. H i m m l e r**, der unser Schirmherr ist, zu lauschen. Von irgendwo aus dem Sudetengau klingt seine ruhige Stimme durch die Ätherwellen zu uns herüber. Dann ergreifen wir schweigend die Fackeln und begeben uns, gefolgt von unserer treuen Eingeborenen-Mannschaft, hinunter zum Seeufer, wo wir uns im Widerscheine des lodernden Feuers geloben, weiterhin auf Gedeih und Verderb zusammenzuhalten und unsere schöne große Aufgabe zu lösen. Hier stehen wir zu Beginn des neuen Lichtjahres an der Schwelle des großen, geheimnisvollen Landes. Die Wintersorgen sind vergessen. Neues, Großes und Wunderbares steht uns bevor.

Als die schweren Schatten der Dämmerung aus den in leichten Dunst gefüllten Talschründen unter uns weichen, setzt sich die Karawane am Morgen des 22. 12. 1938 in Marsch. Schon nach wenigen Stunden stehen wir entblößten Hauptes auf der 4700 m hohen Paßhöhe des Natu-la, der Sikkim von Tibet scheidet. Strahlender Sonnenschein liegt über der Berg-



49 Stadt und Burg von Shigatse, der zweitgrößten Stadt Tibets, sind durch die große Forschungsreise Sven Hedins schon im Jahre 1907 bekannt geworden. Blick von Kloster Tashilhunpo über das Brahmaputratral zum Transhimalaja oder Hedingebirge

welt, als unsere getreuen Begleiter auf dem Obo*), von wallenden Gebetsfahnen umflattert, den Berggöttern ihre Opfer darbringen. Weit im Süden dehnt sich die indische Ebene unter einem silbergewellten, unendlich sich dehnendem Wolkenmeer. Aber im Norden und Osten ist der Himmel klar und wolkenlos. Da liegt das tiefgefurchte Tschumbital vor uns, jener Keil Tibets, der zwischen Sikkim und Bhutan weit nach Süden einschneidet. Greifbar nahe türmen sich die zackigen Bergkämme des bhutanesischen Himalaja, sich nach Nordosten mählich hebend, um den grandiosen Rundblick in der eiserstarrten Gipfelpyramide des mächtigen Tschomolari zu krönen. Noch 70 km entfernt, erhebt sich dieser vollendet schöne Berg, der eine volle Woche lang unser ständiger Trabant und Begleiter sein wird. Am östlichen Eingange des Tschumbitales gelegen, ist er zusammen mit dem Pauhunrimassiv im Westen Wahrzeichen und Eckpfeiler des Tschumbi-Territoriums, der schönste Berg, den ich je zu Gesicht bekommen habe; gewaltiger noch als der Siniolchu! Er erhebt sich frei aus der Steppe zu der gewaltigen Höhe von 7300 m und wird nicht, wie das beim Siniolchu der Fall ist, durch ähnlich hohe Berge in seiner Majestät beeinträchtigt.

Das Tschumbital schiebt sich als Keil des tibetischen Landschaftscharakters weit nach Süden vor. Es ist von jeher der Streitapfel zwischen Sikkim, Bhutan und Tibet gewesen und stellt mit den beiden hohen Pässen, die von Jatung nach Sikkim und Indien hinüberführen, das einzig gangbare und dazu verhältnismäßig leicht überwindbare Eingangstor nach Tibet dar.

Die Bevölkerung dieses fruchtbaren, zwischen mächtigen Bergkämmen eingeschlossenen Talgebietes ist ein Gemisch von Tibetern, Bhutanesen und Sikkimesen, so daß es schwerfällt, die Bewohner des Tschumbitales rassistisch einwandfrei zu klassifizieren.

In früheren Zeiten pflegte der Maharadscha von Sikkim, dessen Reich ehemals bis an den Fuß des Tschomolari heranging, im trockenen Tschumbi-Territorium die Monunmonate zu verbringen, bis ihm die Tibeter diesen Teil seines Landes endgültig entrissen.

Auch nach der bhutanesischen Seite führen einige wenige Pässe vom Tschumbitale hinüber, die die kriegerischen Bewohner Bhutans schon mehr als einmal als willkommene Pforte benutzten, um die friedlichen Bauern des Tschumbitales in Angst und Schrecken zu versetzen. In großzügig angelegten Raubzügen brachen die Bhutanesen in das Tschumbital hinein und stahlen und raubten, was ihnen unter die Finger kam. Erst die Engländer haben zu ihrem eigenen Nutzen Ordnung in die verworrenen Verhältnisse dieser „Dreiländerecke“ des Himalaja gebracht**).

*) Obos sind den Ortsgöttern zu Ehren errichtete Steinhaufen, die mit Gebetsfahnen und Tierschädeln geschmückt sind. Sie sind typisch für die hohen Paßübergänge Tibets und der Mongolei.

**) Dies geschah im Zuge der Jounghusbandexpedition im Jahre 1904.



50 Auf allen unseren Wegen im zentraltibetischen Gebiet begegnen uns die Zeugen einer kriegerischen Vergangenheit. Neben den uralten, aus der Königszeit stammenden Burgen stehen die modernen aus massivem Stein erbauten tibetischen Gehöfte

An der großen Karawanenstraße liegt direkt am Fuße des mächtigen Tschomolari eine größere tibetische Ortschaft auf 4400 m Höhe. Es ist Phari, das ich zusammen mit Litang in Osttibet zu den höchst gelegenen und zugleich schmutzigsten Ortschaften der Erde zählen möchte. Phari verdankt seine Bedeutung als Umschlags- und Durchgangsstation lediglich dem Karawanenverkehr, der Lhasa mit Indien verbindet — und umgekehrt. Ein tibetischer Gouverneur, den die Lhasaregierung bestellt hat, nimmt die Geschäfte und Handelsinteressen in diesem verlassenem Neste wahr. Wir lernen ihn kennen und finden in ihm einen wohlwollenden Freund und liebevollen Helfer.

Ein bissig kalter Wind fegt den ganzen Tag über die Steppen bei Phari, so daß unsere Arbeiten empfindlich gestört werden. Wienert kämpft in seinem Observationszelte, das er etwas abseits aufgebaut hat, wie ein Wilder, bis es ihm endlich gelingt, den Stürmen zum Trotz seine erdmagnetischen Messungen notdürftig zum Abschluß zu bringen.

Wir sind heilfroh, daß wir dem grauenhaften Orte endlich den Rücken kehren können, um über die geringe Paßhöhe des Tang-la in die höchsten, von uns erreichten Steppengebiete vorzudringen. Dort filmen wir Kiangs, jene zähen, wilden Pferdeesel des tibetischen Hochlandes, die in den weiten, nur mit kümmerlichster Vegetation besetzten Flußniederungen ihre weltabgeschiedenen Wintereinstände gefunden haben. Glücklicherweise fällt in den tibetischen Gebieten auch während der Wintermonate nur wenig Schnee. Sonst müßten auch diese anspruchslosen und jeder Unbill der Witterung trotzbenden Tiere eines kümmerlichen Todes sterben.

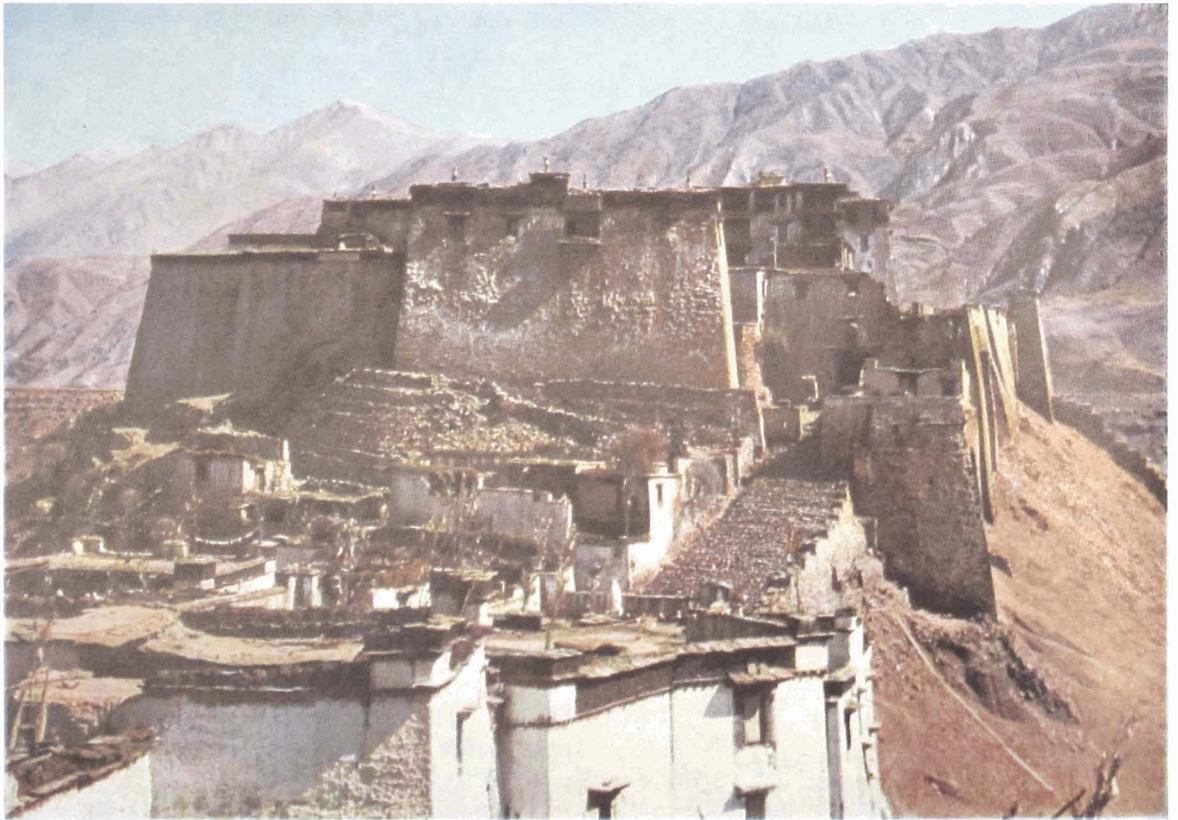
Völlig durchfrozen, aber in freudiger Stimmung reiten wir an einem Spätnachmittag in Tuna, das 4800 m hoch gelegen ist und nur aus wenigen der Erde flach angedrückten Häusern besteht, ein*). Tuna bietet einen unbeschreiblich imposanten Rundblick auf die firnglitzernden Gipfelreihen der Hauptkette des bhutanesischen Himalaja. Über ihnen schieben sich im Sommer die Monsunwolken zu undurchdringlichen Mauern zusammen, ohne daß es ihnen möglich wäre, sich von den eisgepanzerten Gipfeln loszulösen. Sinnfälliger kann man sich eine Klimascheide nicht vorstellen: Im Süden über dem Himalaja und in Indien die nasse Hölle des Monsuns und im Norden die meist sonnenübergossenen und trockenen Hochsteppen Tibets.

Unwahrscheinlich mag es klingen und doch entspricht es den Tatsachen, wenn ich in diesem Zusammenhange erzähle, daß in Tuna, also auf sage und schreibe 4800 m Höhe, noch mit guten Erfolgen Gerstenbau betrieben wird.

*) Die Engländer haben zwischen Gangtok und Gyantse ein System von Rasthäusern angelegt, die auch wir benutzten.



Tafel 29. Der größte Tschorten Tibets, der Tschamba-ling im Brahmaputratal



Tafel 30. Die Festung Rimpung im Rongtal

In einsamen Märschen führt unser Weg über Dotchen nach Kala, wo wir den Steppengebieten für lange Zeit Lebewohl sagen, um in nordöstlicher Richtung Kurs auf Gyantse (4130 m), die drittgrößte Stadt Tibets, zu nehmen. Ab und an begegnen uns große Wollkarawanen auf dem Wege nach Indien. Wilde Tibeter mit wettergegerbten Gesichtern, kecke Fuchspelzmützen auf den Häuptern, kommen des Weges fürbaß, und manchmal überholt uns mit läutenden Glöckchen am symbolischen Stoßspeer ein tibetischer Postläufer, völlig in Leder gekleidet. Marathonläufern gleich versehen diese anspruchslosen, lustig dreinschauenden Menschen den Postverkehr zwischen Lhasa und der sikkimesischen Grenze. Als Wahrzeichen ihrer Stellung, und zum Schutze gegen Räuberbanden, die durch das Tönen der Glöckchen gleichzeitig gewarnt werden sollen, tragen die Postläufer Tibets ihre eigenartige Bewaffnung. Langsam fällt das Land nach Norden ab. Anstehendes Gestein, das auf den höchsten Steppengebieten eine Seltenheit war, wird häufiger und verdichtet sich zu mächtigen Bollwerken von Granit und Urgesteinen, die die künstlich bewässerten Felder der spärlichen Eingeborenen-siedlungen umsäumen. Woche für Woche liegt über der Landschaft derselbe blendende Sonnenschein, wie am ersten Tage, da wir die Grenze Tibets überschritten. Das faszinierende Spiel von Licht und Schatten, das uns vom frühen Morgen bis zum späten Abend begleitet, söhnt uns in reichlichem Maße mit der grenzenlos erhabenen Einöde aus.

Im Sommer aber ziehen schneelig weiße, dicht gebauschte Wolkenbänke wie jagende Rosse über dem unendlichen Hochlande dahin.

Zwei Tage ehe wir Gyantse erreichen, türmen sich rechts und links des Weges gewaltige Granitmauern zu mächtigen Balustraden empor und schließen uns in die „rote Schlucht“ ein. Dort steht am Ausgange dieses wunderbaren Engtales, einsam und verlassen, das Standbild eines großen Buddha, um seinen Segen zu verbreiten und den müden Pilger und einsamen Karawanentreiber vor der Gefahr des donnernden Steinschlages zu schützen.

Im Frühjahr 1904 fanden hier grimmige Kämpfe zwischen dem englischen Expeditionskorps des Obersten Younghusband und den verzweifelt kämpfenden Tibetern statt, die ihr Land gegen den Einfluß europäischer Machtgier verteidigten. Viele Hunderte von Tibetern fanden unter dem Feuer der englischen Geschütze und Maschinengewehre, denen sie mit mittelalterlichen Vorderladern Einhalt zu gebieten suchten, den Tod. Die Engländer erstürmten die Berghänge und überrannten die tibetischen Stellungen, worauf sich die tibetische Armee zum letzten, heldenhaften Widerstande um die Festung Gyantse versammelte, bis sie auch hier geschlagen und zertrümmert den Weg nach Lhasa freigab, wo Großbritannien im Sommer 1904 seine Bedingungen diktierte. Mit viel Schrecken und Bitternis denken die Tibeter noch an diese Zeit zurück, und manch einer sagte mir, daß es ein ungleicher Kampf gewesen

sei: „So, wie ein kleiner Junge gegen einen wehrhaften Krieger fallen und unterliegen muß.“ Je näher wir an Gyantse herankommen, desto breiter werden die Talböden, desto dichter die Besiedlung. Allenthalben treten Weiler und Dörfer auf, und plötzlich überrascht uns sogar als erstes Zeichen von Baumwuchs ein kleiner, mauerumschlossener, künstlich-angelegter Weidenhain.

Hoch an den Hängen über dem Talgrund oder auf Terrassen, die die Ebene weithin überragen, liegen die kleinen Lamaklöster, die sich immer mehr häufen, je näher wir der großen Kulturebene von Gyantse kommen. Ruinen tauchen auf: wir stoßen auf die Reste einer uralten Kultur, die nach Anlage und Architektur nichts mit der neuzeitlichen, tibetischen Bauweise gemein hat. Da steht auf hoher Flußterrasse, wo der Löß sich in mächtigen Bänken erhebt, ein wunderbares, altes Lamakloster, das unsere besondere Aufmerksamkeit erweckt, und dicht daneben erheben sich die Ruinen der alten, rätselhaften Kultur: beides auf einem Bild, in einem Blickfeld vereinigt.

Eines Tages treten die Berge zu beiden Seiten zurück, und vor uns öffnet sich, winddurchfegt, die mächtige Ackerbauebene von Gyantse, belebt nur durch zahlreiche, wirbelnde Windhosen, die den Staubstürmen voraus, wie Gespenster über das weite, flache Land jagen. Im Sommer, wenn die kleinen Sanddorndickungen im Talboden grün sind und die Ährenfelder zwischen den kahlen Bergen dahinwogen, muß die Ebene von Gyantse wie ein Paradies wirken, wie eine Oase menschlicher Hochkultur, die plötzlich mitten in eine kahle, braune Mondlandschaft hineingestreut wurde.

Wie für viele tibetische Ebenen, so ist es auch für die Umgebung von Gyantse charakteristisch, daß sich auf ihr, emporgeschossenen Vulkanen gleich, Felsklötze und steile Bergeskuppen ganz unvermittelt erheben. Zeugenberge nennt der Geograph diese eigenartigen Gebilde. Es sind Restkuppen alter Bergzüge, die früher einmal mit den umliegenden Bergeshöhen und Kämmen in sichtbarer Verbindung standen. Heute aber ragen sie nur noch als Inseln aus einem Meer von Bergschutt und Konglomeraten auf, die die großen Ebenen Tibets völlig eingedeckt haben. „Das Land ertrinkt in seinem eigenen Schutt“, sagte einmal ein bedeutender Geologe von Tibet, und er hatte recht darin. Die wenigen Flüsse des tibetischen Hochlandes besitzen nicht genug erodierende Kraft, um das Geröll und die Verwitterungsprodukte fernen Meeren zuzutragen. So erstickt das Land in den Schuttmassen seiner gigantischen Berge. Viele seiner Seen trocknen aus und werden zu weiten Steppengründen. Wo sich heute die fruchtbaren Gefilde der tibetischen Ackerbaukultur befinden, wo sich Weiler an Weiler reihen und schöne Dörfer, Festungen gleich, mosaikartig über die Ebenen verstreut sind, wurden ehemals Täler mit mächtigen Lagen von Schlamm überschüttet.



51 Als interessanteste Entdeckungen gelten uns die Kulturen von Jalung-Podrang, der alten vorbuddhistischen Hauptstadt Tibets. Meist finden wir nur Ruinen, die heute Zeugnis davon geben, daß das Land früher viel dichter besiedelt war

In diesen südlichen Gegenden hat der Tibeter nicht nur seinen Ackerbau hoch entwickelt, sondern auch eine Tierzucht zur Entfaltung gebracht, die wir nur bewundern können. Neben Gerste, Weizen, Erbsen, Peluschken und Buchweizen werden auch Kartoffeln, die ihren Weg über Bhutan schon zur Zeit Warren Hastings nach Tibet gefunden haben, angebaut.

Interessant mag es sein, zu erwähnen, daß die Tibeter eine Gerstenzüchtung hervorgebracht haben, die in zwei Monaten schnittreif ist. Diese auch für unsere Züchtungsforschung hochinteressante „60-Tage-Gerste“ wird nur an Steilhängen und Halden angebaut, wo eine künstliche Bewässerung nicht mehr möglich ist. Erst Ende Juni, wenn die ersten, schwachen Regengüsse zu verzeichnen sind, wird diese anspruchslose Gerstensorte ausgesät und kann Ende August bis Anfang September schon wieder geerntet werden.

Von Haustieren finden wir neben Hunden, Katzen, Hühnern, Schweinen, Schafen und Ziegen vor allen Dingen die Kuh und den Yak. Die verschiedensten Kreuzungsprodukte von Stier und weiblichem Yak oder Yakbullen und gewöhnlicher Kuh werden je nach Konstitution, Temperament und Eignung als Milch-, Trag-, Zug- oder Fleischtiere verwendet.

Anmutig ist es im Frühjahr zu sehen, wenn die Pfluggespanne, an Hörnern und Stirnen mit bunten Quasten geschmückt, in ihren Furchen dahinziehen und willig das Land beackern. Der Tibeter, der die Tiere treibt, braucht kaum ein Wort der Ermunterung zu sagen; meist hört man ihn nur leise seine inbrünstigen Gebete lallen, und hinter ihm folgt die Frau oder ein Mädchen, um das Saatgetreide gleich in die Furchen zu säen, während ein zweiter mit einer Schleppe die Furchen wieder einzuebnen hat.

Die Tibeter sind außerordentlich gläubige, religiös veranlagte Menschen, für die der Lamismus nur eine Form, die Verbindung mit der Geisterwelt jedoch Inhalt ihres Lebens bedeutet. Um die bösen Geister fernzuhalten, sind daher auch die Köpfe der pflügenden Tiere geschmückt und mit Amuletten behangen.

Alles ist Religion und beinahe jede Lebensäußerung des Tibeters mit einer religiösen Vorstellung verknüpft und verwoben. Im Sommer, wenn die tibetischen Bauern zwischen Aussaat und Ernte ein paar ruhige Wochen vor sich haben, strömen sie aus der weiten Umgebung des fruchtbaren Gyantsetales im mächtigen Palhkor-Tschöde-Kloster zusammen, um den Lamatänzen beizuwohnen und Zeuge zu sein, wie die bösen Geister, die sich über der Ebene versammelt haben könnten, vertrieben werden. Es ist das große Fest des Sommers, das, unter freiem Himmel abgehalten, den immer lustigen, immer freudigen Charakter des tibetischen Volkes so recht zur Geltung kommen läßt.

Wenn es Menschen verstehen, die Zeit zu verachten, Feste zu feiern und im Müßiggang Be-

friedigung und Glück zu finden, so sind es die Tibeter: Wahre Lebenskünstler. Wenn es ein Land gibt, wo Dogmen aufgestellt und Gesetze verkündet werden, nach denen sich keiner richtet und um die sich keiner schert; wenn er es nur so anstellen kann, daß sein „Gesicht“ und das Ansehen seiner Familie gewahrt bleibt, so ist Tibet dieses Land. Von Prüderie unbeschwert, ohne allzu konkrete Vorstellungen von Moral und Sittlichkeit, in unserem europäisch-christlichen Sinne jedenfalls, leben sie in Saus und Braus dahin, feiern Feste, lieben ihren Tsang, ihre Frauen und ihren Müßiggang, sind glücklich und zufrieden, wie kleine Kinder beim lustigen Spiel.

Selbst die Lamas der gelben Sekte kehren sich im allgemeinen nicht allzuviel um die Vorschriften und Beschränkungen, die ihnen die Kirche auferlegt. Ja, selbst die höchsten Priester können oft menschlich, allzu menschlich sein.

Phantastisch bunte, wilde Lamatänze wechseln während des Sommerfestes in Gyantse mit Picknicks im Freien, mit Bogenschießen, Reiterwettkämpfen, Pferderennen und anderen Spielen in bunter, farbenfroher Reihe ab.

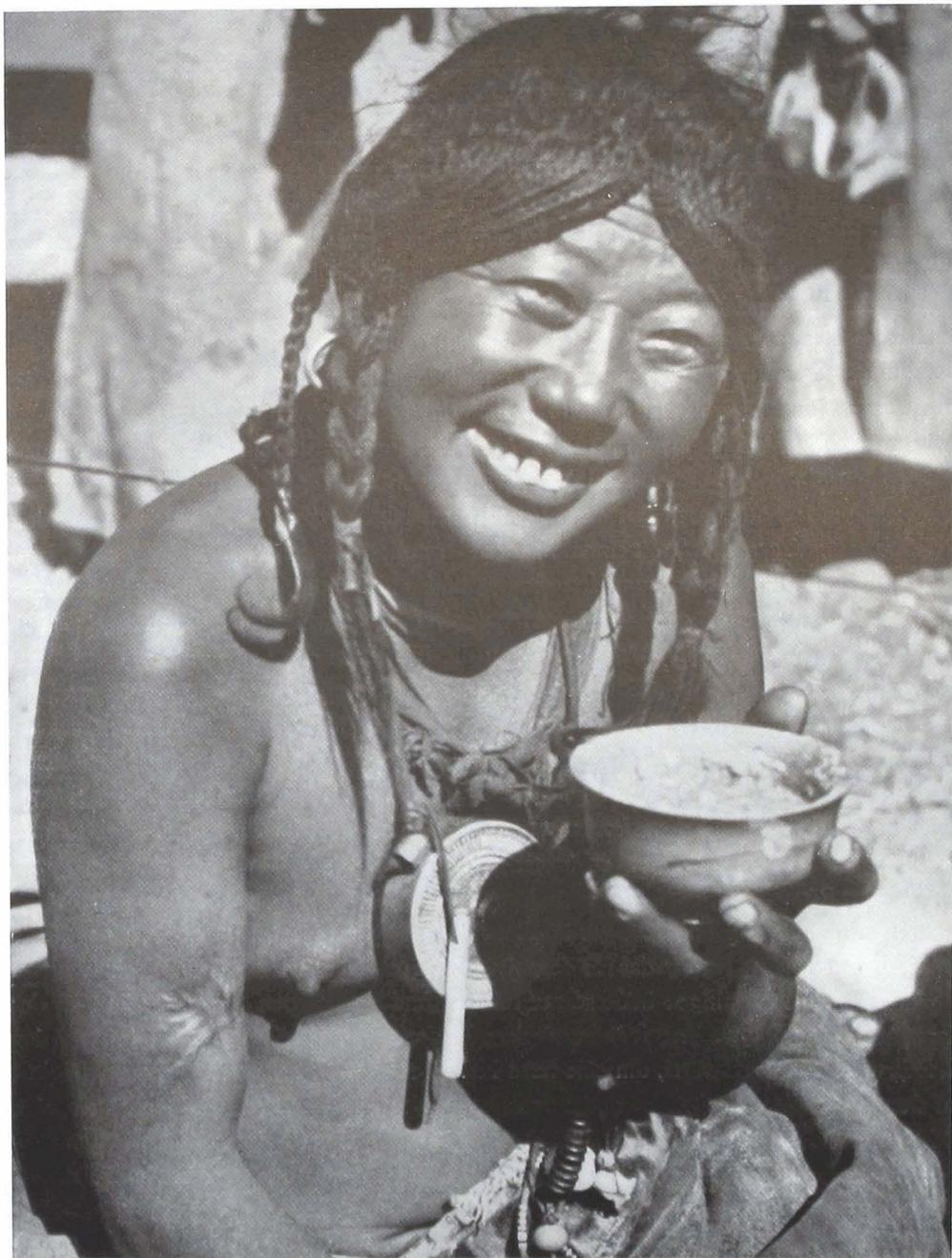
Gyantse ist, abgesehen von seiner Bedeutung als Handelsknotenpunkt, auch der Mittelpunkt der tibetischen Teppichweberei. Die straffe, fast drahtige und dichte „Wildwolle“ der hochtibetischen Schafe eignet sich nämlich in hervorragendem Maße zur Teppichherstellung. Glücklicherweise haben die europäischen Farbkonzerne ihre Fühler noch nicht bis in jene Gegenden Hochtibets ausgestreckt. Die Farben der tibetischen Teppiche sind also noch echt, sie kommen weiten Weges aus den Bergwäldern Bhutans und Sikkims, wo sie aus Rinden, Blättern, Wurzeln oder Früchten geheimnisvoller Urwaldpflanzen gewonnen werden. Auch wird die Teppichweberei in Tibet noch nicht fabrikmäßig betrieben, sondern sie ist ein Privileg der reichen und großen Familien des Landes und wird in besonderen Räumen oder auf den flachen Dächern der großen Patrizierhäuser von Dienerinnen des Hauses rein handwerksmäßig betrieben. Da sitzen sie zusammengekauert vor ihren Webstühlen, singen schwermütig und monoton die Weisen ihres Landes, halten ihren Klatsch oder murmeln im eintönigen Rhythmus ihre Gebete.

Es ist etwas sehr Schönes um den Zusammenhalt zwischen Herren und Knechten, Damen und Dienerinnen dieser großen, aristokratischen Häuser in Tibet. Alle gehören zur Familie, und alle wissen taktvoll, wo die Grenzen liegen. Es gibt ein schönes tibetisches Sprichwort, das besagt: „Wenn der Herr eines chinesischen Dieners das Zeitliche segnet, dann muß der Diener verhungern — wenn aber das Oberhaupt einer tibetischen Familie stirbt, dann reiten die Diener zu Pferde.“

Gewiß sind die Tibeter echte Asiaten und können maßlos roh und bestialisch grausam gegen



52 Mit seinem Stoßspeer bewaffnet, zieht der osttibetische Räubernomade zur heiligen Hauptstadt



53 Osttibetische Nomadin, zum Räuberstamm der Ngoloks gehörend

ihre Feinde sein, teuflische Sadisten im Ersinnen von Folter- und Todesqualen, aber ihre Tiere, ihre Diener, ihre Frauen und ihre Freunde behandeln sie gut.

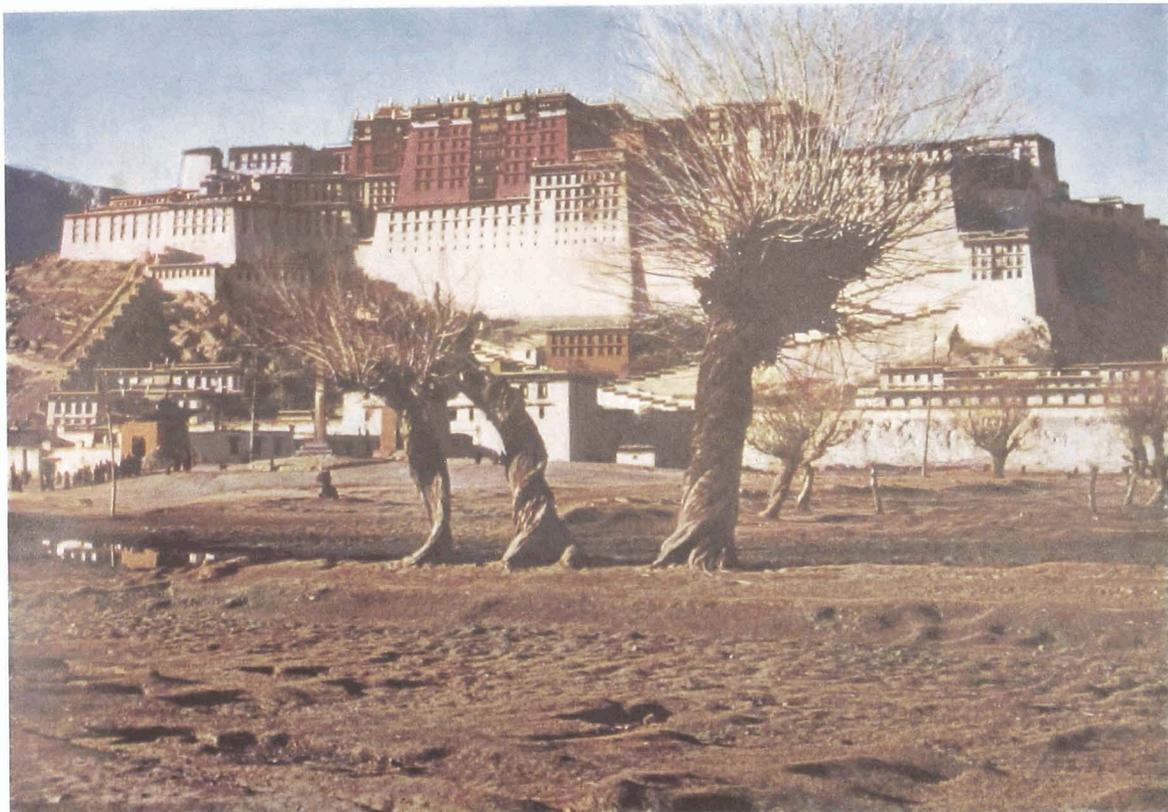
Noch immer toben Tag für Tag die Windhosen und Sandstürme über die winterliche Ackerlandschaft bei Gyantse, da wir, mit frischen Tieren ausgerüstet, wieder in die hohen Berge eindringen, um Lhasa zu erreichen. Über den mächtigen Karo-la stoßen wir in östlicher Richtung in das Gebiet des türkisblau schimmernden Jamdroksees (4400 m) vor. Das sind bitterkalte Tage, wenn wir vierzig bis fünfzig Kilometer über das Hochland reiten, von eisigen Stürmen fast aus den Sätteln gehoben. Herrlich schöne, unvergängliche Erlebnisse dort oben auf den flachen Steppen, die den Jamdrok-tso umgeben!

Dort an der Grenze des Ackerbaues und damit der seßhaften Tibeter, begegnen wir wieder zahlreichen Nomaden und Halbnomaden, die, von Weideplatz zu Weideplatz ziehend, ein ewig unstetes Wanderdasein führen und mit ihren Herden nur selten einmal zur Ruhe kommen. So einsam und gottverlassen diese hohen, winddurchfegten Einöden auch sind, immer und immer wieder begegnet man einsamen Wanderern: Pilgern, die, ihr Hab und Gut auf dem Buckel zusammengeschnürt, mit einem Speer oder auch nur einem Krückstock in der Hand, das weite Land durchziehen, um Almosen bettelnd und fechtend, ihren kärglichen Lebensunterhalt zu verdienen. Es gibt solche, die fanatisch und halbirre, jahrelang auf den Knien bis nach Lhasa rutschen, um im ständigen Kotau die Hochburg des Lamaismus zu umkreisen und wieder andere, Wölfe im Schafspelz, die in den Gewändern der Lamapriester und mit dem Rosenkranz am Arme, aber mit dem scharf geschliffenen Dolchschwert im Gürtel, die Karawanenstraßen hordenweise belagern, um auf Raub und Beute zu lauern. Die allermeisten dieser teils harmlosen, teils unheilvollen Pilger beiderlei Geschlechts, überhangen mit Amuletten und Zauberdöschen, kommen aus der osttibetischen Provinz Kham, dem Lande, wo es nicht nur die stolzesten und schönsten Tibeter gibt, sondern auch die fanatischsten und grausamsten Räuber.

Es sind harte, herrliche Tage, die wir im Steppengebiet am Jamdrok-tso verbringen. Bläulich und gespensterhaft schimmert das Eis des mächtigen Sees, und im Hintergrund leuchten feenhaft und klar die gewaltigen Büßersneegletscher und eiserstarrten Zacken der Gipfel des Karo-la-massives. Eines Tages kehren wir dem fast kreisrunden, schimmernd blauen See den Rücken und reiten nordwärts, um eine neue Paßhöhe von 4700 m zu erklimmen. Dort oben auf dem Kamba-la, der die historische und jetzt noch gültige Grenze zwischen den beiden wichtigsten und größten Provinzen „Ü“*) und „Tsang“**) darstellt, genießen wir einen zau-

*) „Ü“ ist die Lhasaprovinz und entspricht dem eigentlichen Machtbereich des Dalai-Lama.

**) „Tsang“ ist die Schigatseprovinz und bezeichnet die Machtsphäre des Panchen- oder Taschi-Lama.



Tafel 31. Der Potala, die Hochburg des Lamaismus in Lhasa



Tafel 32. Ein hoher tibetischer Würdenträger in Lhasa

berhaften Rundblick. Hinter uns und kaum 300 m tiefer die flach sich dehnenden Steppenberge und der leuchtend blaue, unheimlich ruhige See; zu beiden Seiten die Kämme der Berge; vor uns aber und 1000 m tiefer erblicken wir zum ersten Male das silbernglitzernde Band des Tsangpo, des Brahmaputra, der die Hauptwasserader des ganzen süd tibetischen Gebietes ist. Als kleiner, kaum 100 m breiter Fluß fließt er hier im Winter sanft zwischen den Bergen dahin. Im Sommer aber, wenn die Schneeschmelze einsetzt und schwere Gewitter die Berge erzittern lassen, wird auch dieser Fluß zum rasenden Wildstrom, der das Land von West nach Ost in brausendem Strome durchfließt, um plötzlich, seine Richtung ändernd, von Katarakt zu Katarakt seine Fluten nach Indien zu wälzen, wo er sich bei Kalkutta, am Golf von Bengalen mit dem Ganges zu einem mächtigen Delta vereinigt, ehe sich beide Flüsse gemeinsam in den Indischen Ozean ergießen. In stiller Andacht und von inniger Freude bewegt bleiben wir lange oben auf der Paßhöhe sitzen, bis die Schatten ganz lang werden und uns wie Riesenzungen vom Tsangpotale entgegenlecken. Da leuchten die karstig kahlen Gipfel und Kämme des Hedingebirges, das sich nördlich des Tsangpos zu wilder Balustrade erhebt, noch einmal im Lichte der sinkenden Sonne, ehe wir auf maßlos zerrissenen Wegen, durch schottergefüllte Schluchten den Abstieg in das große Tal beginnen.

Die Ereignisse überstürzen sich nun. Zwei Tage darauf überschreiten wir den Brahmaputra mit Hilfe plumper Fährboote. Am Abend reiten wir nördlich des großen Flusses in die kleine tibetische Ortschaft Chusul ein. Der Burgkommandant und Zivilgouverneur kommt mir ein weites Stück mit ausgebreiteten Händen entgegen, um mir einen weißseidenen Zeremonien-schleier*) im Auftrage seiner Regierung feierlichst zu überreichen. Gerade habe ich mich in dem weiträumigen, sauberen Hause, in das uns die Abordnung von Würdenträgern und Staatsbeamten geleitet hat, unter dem üblichen Baldachin, mit dem man höhere Persönlichkeiten zu ehren pflegt, Platz genommen, da schieben sich auch schon eine Reihe von Dienern, in untertänig gebückter Haltung, in den Raum, um unter vielen Verbeugungen einige Gastgeschenke der hohen tibetischen Regierung vor mir aufzubauen. Kurz darauf erscheint ein Geistlicher aus Lhasa und fragt an, zu welcher Stunde des Tages wir am übernächsten Tage in die heilige Hauptstadt einzureiten gedächten. Ich solle ihm die Uhrzeit möglichst genau mitteilen, denn der hohe Ministerrat und die geistlichen Würdenträger des Landes wollten uns einen gebührenden Empfang bereiten. Ich erfahre, daß ein hoher Beamter der Regierung im Generalsrang und ein lamaistischer Abt uns drei bis vier Meilen entgegenreiten wollen, um uns die Ehrerbietung der Stadt Lhasa entgegenzubringen. Im feierlichen Zeremoniell des Aus-

*) Tibetisch „Chadak“ genannt. Es gibt etwa 20 verschiedene Arten der Chadaküberreichung, die im tibetischen Zeremoniell genauestens festgelegt sind.

tausches weißer Seidenschleier werden sie mir kundtun, daß wir als erste Deutsche in der Hauptstadt des geheimnisvollsten Landes dieser Erde willkommen seien.

Daß das alles anders kam und wieder kurz vor Erreichen des großen Zieles politische Intrigen und Komplikationen einsetzten, werde ich mir für einen späteren Bericht vorbehalten.

Nichts aber kann uns daran hindern, daß wir am Morgen des zweiten Tages in weiter Ferne die hochragenden Türme und Zinnen der Golddächer des Potala zum ersten Male erblicken. Da tun wir es den Eingeborenen gleich, steigen von den Pferden und verneigen uns schweigend vor der Hochburg des Lamaismus, vor dem Vatikan der buddhistischen Kirche. Wenige Stunden darauf wird mir die Ehre zuteil, die erste deutsche Expedition an der hochragenden Fassade des mächtigen Potala vorbei nach Lhasa (3714 m) zu führen.

Schon nach wenigen Tagen in der Hauptstadt des Götterlandes gelingt es mir, alle Intrigen, die sich wie ein feines Spinnweb um uns zusammengezogen haben, rücksichtslos zu zerschlagen. Aus der ursprünglich auf 14 Tage angesetzten Einladung werden zwei volle Monate, und bald verbindet uns ein Band inniger und herzlicher Freundschaft mit den „lebenden Göttern“ und den Häuptern der tibetischen Regierung. Die Zeit in Lhasa ist das größte Forschererlebnis, das ich je auskosten durfte.

Die großen, heiligen Schwarzhalskraniche, die die Ebene von Lhasa als Winterquartier aufgesucht haben, scharen sich schon trompetend zum Abzug. Die wilden Streifengänse sind gepaart, die Felsentauben gurren und in den Nestern der Kolkraben schlüpfen soeben die ersten Jungen, als wir das gastliche Lhasa verlassen, um uns neuen unbekanntem Aufgaben zu widmen.

Ich habe es mir in den Kopf gesetzt, als erster weißer Forscher, das Geheimnis Jalung-Podrangs, der alten Hauptstadt Tibets, zu ergründen. Nach einigen Tagen, die wir ostwärts ziehen, überschreiten wir den 5200 m hohen Gokar-la und kommen bei Samyeh wieder in das Tal des mächtigen Brahmaputraflusses, dem wir in östlicher Richtung abwärts folgen. Das sind urgewaltige Ritte, durch vegetationslose Sandwüsten, bis wir nach erneuter Überquerung des Tsangpos Tsetang erreichen, eine der größten Städte Tibets mit wahrscheinlich mehr als 3000 Einwohnern.

Tsetang ist berühmt. Hier entstand im Glauben der Tibeter aus einer Kreuzung von männlichem Affen und weiblichem Teufel das Geschlecht der Menschen. Hier wurde der erste Ackerbau getrieben, hier trafen sich viele Heilige, und der große Padma-Sambhava soll die Stätte mehr als einmal besucht haben. Die Dächer prangen im Neujahrsschmuck der wehenden, bunten Gebetsfahnen, und über den Weiden am Flußufer breitet sich jetzt im April der erste grüne Schimmer als Zeichen der bald einsetzenden Vegetationszeit.



54 Als Eingangstor zur heiligen Hauptstadt dient ein torartig durchbrochener Tschorten. Heilige Reliquien befinden sich zu Häupten der hindurchwandernden Pilger und üben einen reinigenden Einfluß aus, ehe ihr Fuß den heiligen Boden der Hauptstadt betritt

Charakteristisch für Tsetang sind seine vielen Tschorten, die sich malerisch rund um die Ortschaft erheben. In ihnen sind die Gebeine großer Lamas zu ewiger Ruhe gebettet. Diese in ihrer Architektur auf die indischen Stupas zurückgehenden, religiösen Denkmäler sind immer, pyramidenähnlich nach oben sich verjüngend, viergeteilt und sollen im Pantheon des buddhistisch-lamaistischen Glaubens von unten nach oben die Elemente des Weltalls versinnbildlichen: Die Erde, das Wasser, die Luft und das Feuer, während der höchste Kranz den Äther, das Weltall in der transzendentalen Welt, darstellen soll. Das ist eine der vielen Deutungen, die die Tibeter für die eigenartige Bauweise der Tschorten besitzen. Eine andere besagt, daß die Vierteilung der Tschorten nichts weiter versinnbildliche als die steingewordene mystische Gebetsformel: „Om mani padme hum“, heil Dir, o, Juwel in der Lotosblume.

Tausendmal täglich hört man diese Formel, Hunderte von Malen sieht man sie auf Steinen am Wegrand, an Felsen und Gebäuden aufgezeichnet. In jeder Gebetsmühle ist sie unzählige Male vorhanden; aber auch hoch über den Klöstern am Berghang sieht man die heilige Zaubersformel, in Riesenlettern aus weißen Quarzitsteinen ausgelegt, weit über die Lande leuchten. Wo man hinsieht, wo maninhört, ob früh am Morgen, oder spät am Abend, ob in den düsteren Hallen der Tempel oder an den höchsten Paßübergängen, ob in den Häusern der Reichen, oder in den Bettelzelten der Ärmsten, immer und immer wieder jahraus und jahrein Milliarden von Malen: Om mani padme hum — Om mani padme hum.

Tsetang liegt am Eingange des windgeschützten, paradiesisch-schönen Oasentales von Jalung-Podrang. Etwa auf halbem Wege zwischen beiden Orten erhebt sich ein festungsartiges, mächtiges Gebäude mit hohem Wachturm auf kühnem Felsen über dem Tal. Auch dieses Haus gibt Zeugnis davon, daß wir uns hier auf ältestem und klassischstem tibetischem Kulturboden befinden*). Es ist das nun allerdings renovierte, aber im Volksglauben „älteste“ Haus Tibets, um das sich ein Kranz von wunderlichen Sagen und Legenden windet. Hier sollen die ersten Menschen, die Abkömmlinge des haarigen Affen und der zähnefletschenden Teufelin, gelebt und viele Kinder gezeugt haben. Von hier aus verbreiteten sie sich zuerst über das Tal von Jalung-Podrang, um später die ganze weite Welt zu besiedeln. Heute befindet sich ein Tempel in dem hochragenden Gebäude, das der barmherzigen Göttin und liebenden Mutter des Lamaismus, der vielarmigen, tausendäugigen Dolma (Tara), deren historisches Vorbild eine der beiden Gemahlinnen des tibetischen Königs Srong tsan-gambo war, gewidmet ist.

Jalung-Podrang selbst enttäuscht anfangs ein wenig, denn von den Ruinen der alten Königs-

*) Das Haus heißt „Ombu-Lhakan“; auf seinem Dach sollen die ersten buddhistischen Schriften aufgefunden worden sein.



55 Im Tal von Jalung-Podrang, wo nach dem Glauben der Tibeter das Menschengeschlecht seinen Ursprung nahm, ziehen wir zu den Ruinen der alten Königspaläste

stadt und des mächtigen Palastes ist leider nicht mehr allzuviel übriggeblieben. Am schönsten erhalten sind die mächtigen Wachtürme, die sich rund um den Palast der ersten Könige Tibets an strategisch wichtigen Punkten erheben und die in ihrer ganzen Anlage noch heute imponierende Zeugen davon sind, daß Tibets einstigen Königen tapfere Krieger und kühne Soldaten zur Seite gestanden haben.

Weiter geht's in mühseligen Märschen. Die Dünenlandschaften des breiten, sturmdurchwehten Brahmaputratals nehmen uns wieder auf. Wehender Sand dringt uns durch die zusammengekniffenen Augen, in die Nasen, in die Ohren, und er knirscht zwischen den Zähnen, wenn wir unsere Mahlzeiten einnehmen. Grauenhaft einsam und öde sind diese Märsche tsangpoaufwärts, wo sich die Riesendünen durchschnittlich dreißig bis fünfzig Meter hoch an den Hängen erheben. An einigen Stellen jedoch können unsere erstaunten Augen ganze Bergeshänge sehen, die bis zu einer Höhe von etwa 800 m wie riesige Zuckerhüte mit weichem, welligem Trieb sand überschüttet sind.

In den großen Wüstengebieten des Brahmaputratals reisen wir durch den hellen, wirbelnden Sand und müssen uns den Weg oft suchen. Nur in den Seitentälern, wo sich, vom Winde und von den Sandstürmen geschützt, kleine Oasen des Ackerbaues befinden, treffen wir auf größere menschliche Siedlungen und kommen eines Tages nach Tschambaling, wo sich der gleichnamige, wunderbare Tschorten befindet, der der größte Tibets überhaupt ist. Das mächtige Bauwerk, in dessen unteren Hallen sich eine Kolossalstatue des Tschamba-Messias der Lamaisten befindet, ist 50 m hoch und beherbergt in verschiedenen Etagen kostbare Schätze der religionsgebundenen Kunst des Götterlandes.

Nachdem wir unsere alte Marschroute gekreuzt haben, geht's durch riesige Schluchten nach Rimpung, das in einem Seitentale des oberen Tsangpo gelegen ist. Auf mächtigen Schotterbänken, die von zwei Flüssen in senkrechte Abstürze zerschnitten werden, erhebt sich über der Stadt die „Dzong“, die Burg des tibetischen Gouverneurs. Das Wort Dzong im Tibetischen bezieht sich aber nicht nur auf die Burg selbst, wo der „Dzongpen“, der Burgherr residiert, sondern gilt in übertragener Bedeutung auch für den gesamten Distrikt, der etwa einem deutschen Landkreise entspricht. Die „Dzongpens“ oder „Landräte“ werden von der Zentralregierung in Lhasa eingesetzt und abberufen; sie müssen jährlich gewisse Abgaben an Getreide, Mehl und Butter nach Lhasa entrichten und sind ebenfalls verpflichtet, einen je nach Größe ihres Distriktes wechselnden Steuersatz zur Ablieferung zu bringen. Ansonsten aber sind die Herren „Dzongpens“ kleine Könige, die ihr Land ausbeuten und erpressen, wie es ihnen gerade in den Sinn kommt, und die das altverbriefte Recht besitzen, über Freiheit und Gefangenschaft, Leben und Tod ihrer Untertanen zu entscheiden.

Viel Romantik ist mit diesen alten tibetischen Burgen, die so recht die Erinnerungen an unsere eigenen mittelalterlichen Zeiten hervorrufen, verbunden. Kühn und herrisch stehen sie auf den hohen Felsen und Zeugenbergen am Rande der Ebenen. Ihre viele Meter dicken Mauern werden noch Jahrhunderte überdauern, so wie Jahrhunderte schon über sie hinweggeschritten sind.

In Schigatse wird es Frühling über dem tibetischen Lande. Die Vögel kehren zu ihren Brutplätzen zurück, und überall in den Mooren und an den Bächen, die die große Ackerbauebene durchrieseln, springen über Nacht Tausende und Abertausende von violetten, kleinen Blütchen hervor. Neben diesen Primeln gibt es dann bald blaue Wicken und wasserklare, hellblaue Schwertlilien, die im Mai und Juni das Land von Schigatse bis Gyantse in ein Meer von Blüten verwandeln; wenn man sie nur zu finden versteht, denn die großen, braunen Berge bleiben kahl, öde und einsam, wie sie es wohl seit Menschengedenken und weit darüber hinaus immer gewesen sind.

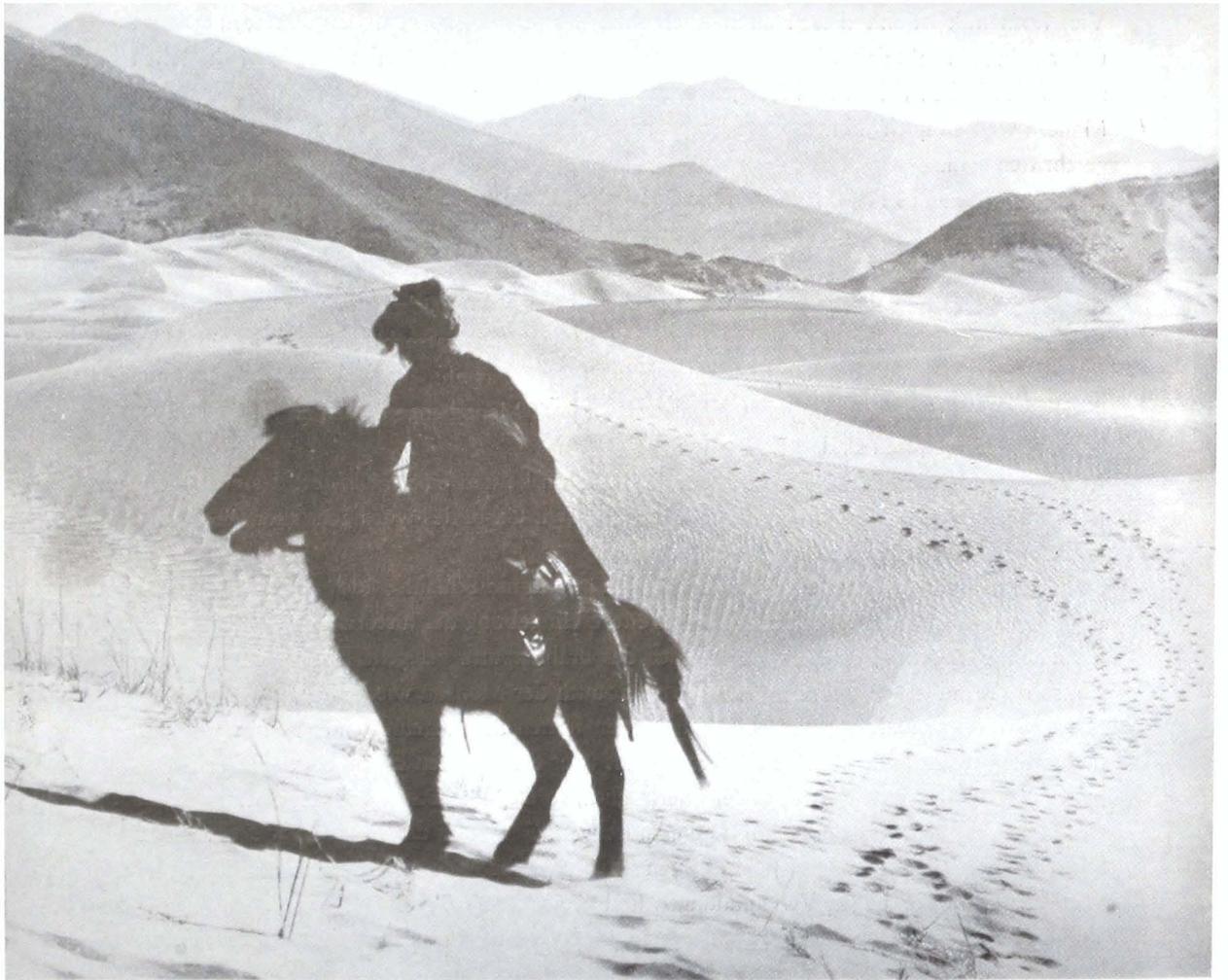
In Taschilunpo, der mächtigen Residenz der Panchen Lamas, einem Kloster, das etwa 4000 Mönche in seinen hohen Mauern beheimatet, sind wir Gäste des würdigen, alten Abtes, der unser Freund und Gönner wird.

So schön und erfolgreich die Tage und Wochen in und um Schigatse auch sind, schließen sie doch Teilexpeditionen in die nähere und weitere Umgebung der historischen Stätte und sogar einen größeren Vorstoß in das nördlich des Brahmaputra gelegene Hedingebirge in sich ein, so rückt mit der fortschreitenden Jahreszeit auch der Monsun wieder heran.

Schwere Wolken ballen sich nicht nur über den fernen Schneeefilden des Himalajas, sondern sie legen sich auch wie eine düstere Gewalt über die weiteren Expeditionsschicksale. Die politischen Spannungen werden schier unerträglich, so daß ich mich wohl oder übel zu einem eiligen Rückzug entschließen muß. Die feindseligen Gerüchte, die erst nur wie ein feiner Sprühregen an mein Ohr dringen, verdichten sich und wirken sich schließlich zu einem wahren Wolkenbruch an unseligen Verleumdungen und gemeinsten Intrigen gegen mich aus.

Von Tag zu Tag mehren sich die Spannungen, unsere Postverbindung wird gewaltsam unterbrochen, und wir sind lediglich auf die spärlichen, sich oft widersprechenden Nachrichten der Kurzwellenstationen angewiesen. So nehmen wir von unseren tibetischen Freunden Abschied und reisen mit einer nochmaligen Unterbrechung in Gyantse auf kürzestem Wege gen Süden, wo es uns nach mannigfaltigen Schwierigkeiten gelingt, ohne nennenswerte Verluste Indien wieder zu erreichen.

Im August 1939, nachdem die Ausbeute verladen ist, fliegen wir von Kalkutta über Karachi, Basra, Bagdad, Athen wieder nach Deutschland zurück.



56 Über weite Strecken des Tsangpo- oder Brahmaputratals, wo sich vor Zeiten die höchste Kultur des Landes befand, dehnen sich heute unendliche Sandwüsten

